



Edgar Wallace

Bosambo

revised by AnyBody

Afrika-Erzählungen

Original: Bosambo of the river

Goldmann-Verlag

Inhalt

Inhalt	2
Arachi, das Pumpgenie	3
Die Steuereintreibung	25
Der Aufstieg des Kaisers	42
Der Sturz des Kaisers.....	57
Die Ermordung Olandis	73
Der Schrittzähler.....	86
Bosambos Bruder.....	100
Der Thron der N'Gombi.....	113
Der Kichu.....	126
Das Opferkind.....	145
»Sie«	159
Die Gesandten.....	177
Hinterlader im Besitz der Akasava	191

Arachi, das Pumpgenie

Vor vielen Jahren bestrafte die Regierung von Liberia einen gewissen Bosambo, einen Eingeborenen der Kruküste, mit lebenslänglicher Zwangsarbeit. Bosambo, der anderer Meinung über diese Angelegenheit war, erhielt in der Strafniederlassung, einem Streifen Urwald im Hinterland, eine Axt und eine Säge mit dem Befehl, in Gesellschaft anderer Unglücklicher, die sein Los teilten, Mahagoniholz zu fällen und zu behauen.

Um sich Bosambos Gehorsam zu sichern, setzte das Government von Liberia eine Anzahl seiner Landsleute als Wächter über ihn. Diese waren mit Waffen versehen, die bei Gettysburg gute Dienste geleistet hatten und die ein Geschenk des Präsidenten Grant an den Präsidenten von Liberia waren. Malerisch genug nahmen sich diese Waffen aus, doch waren sie nicht allzu wirksam, am wenigsten in den Händen der unerfahrenen Soldaten der monroviaischen Armee. Bosambo, der seine Axt zu einem unedlen Zweck gebrauchte, indem er den »Hauptmann« Cole damit erschlug (der nach dem liberianischen »Gothaischen Kalender« von edler Geburt war), verließ die Strafniederlassung mit leidenschaftlicher Hast. Mit den Gettysburger Reliquien machte man aus zweihundert Yard Entfernung Zielübungen auf ihn. Aber Bosambo war bereits eine Meile weit entfernt, ehe die Wachen sich Munition für ihre tödlichen Waffen besorgt hatten, da sie erst den Leichnam ihres toten Kommandanten nach dem Schlüssel zur Munitionskammer absuchen mußten.

Das Government setzte eine Belohnung von zweihundertundfünfzig Dollar für den toten oder lebendigen Bosambo aus. Aber obwohl diese Belohnung von dem Halbbruder des Kriegsministers beansprucht und ihm auch gezahlt wurde, ist es eine Tatsache, daß man Bosambo niemals ergriff. Im Gegenteil, er entkam nach einem fernen Land und

wurde dort, dank seiner Talente, Häuptling der Ochori.

Bosambo war ein zu guter Sportsmann, um seine Verfolger in Ruhe zu lassen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Krurevolte, die zu unterdrücken das liberianische Government achthunderteinundzwanzig Pfund Sterling und sechzehn Schilling kostete, der Aufwiegelei und Unterstützung Bosambos zu danken war. Von dieser Revolte und der Rolle, die Bosambo dabei spielte, wird vielleicht später noch zu sprechen sein.

Der zweite Aufstand war eine noch ernstere und noch kostspieligere Sache, und am Ende dieser Revolte erhob das liberianische Government Vorstellungen bei Großbritannien. Distriktsgouverneur Sanders, der gänzlich unbeeinflußt untersuchte, inwieweit Bosambo in diese Angelegenheit verwickelt sei, berichtete, daß es keinerlei Beweise dafür gäbe, daß Bosambo, sei es direkt oder indirekt, dafür verantwortlich gemacht werden könne. Damit mußte sich das liberianische Government zufriedengeben. Aber es drückte seine Meinung dadurch aus, daß es eine Belohnung von zweitausend Dollar für den lebendigen oder toten Bosambo - lieber für den lebendigen - aussetzte. Es fügte außerdem als besonderen Hinweis für kleine Governmentsbeamte und ihresgleichen hinzu, daß es - wie es in der betreffenden Veröffentlichung lautete - jeden Ersatz für ihn zurückweisen würde. Die Nachricht von dieser Belohnung lief die Küste auf und nieder und drang sehr weit ins Innere. Aber seltsam genug, Arachi von den Isisi erfuhr erst viele Jahre später davon.

Arachi war Isisimann und ein großes Pumpgenie und allen Leuten stromauf- und abwärts als solches so bekannt, daß sich bereits bei seinen Lebzeiten zahlreiche Legenden um ihn bildeten. Wenn sich zum Beispiel Yokas Weib von O'takis Weib einen Kochtopf lieh, so konnte man sicher sein, daß O'takis Weib ihr den Willen tat; aber mit einem anzüglichen Scherz rief sie dem sich entfernenden Topf nach: »O du schamloser Arachi!« Und die Dorfbewohner, die den Scherz hörten,

schüttelten sich vor Lachen.

Arachi war ein Häuptlingssohn; aber in einem Land, wo die Häuptlingswürde nicht erblich war und wo es überdies Häuptlingsöhne in Mengen gab, gereichte ihm seine Abstammung nicht zu besonderem Vorteil. Auf jeden Fall war sie ihm nicht von solchem Nutzen, wie er es für angebracht hielt.

Arachi war lang und dünn, und seine Knie waren sonderbar knorrig gedreht. Er hielt seinen Kopf wichtigtueriesch nach einer Seite geneigt und hegte tiefe Verachtung für seine Mitmenschen.

Eines Tages kam er zu Sanders.

»Herr«, sprach er, »ich bin ein Häuptlingssohn und ungeheuer klug. Leute, die mich sehen, sagen:›Seht, dieser junge Mann ist voll geheimer Kräfte!‹Man sieht's mir an. Außerdem bin ich ein gottbegnadeter Redner.«

»Es gibt viele Schwätzer im Lande, Arachi, ohne daß sie gerade zwei Tage stromabwärts fahren, um mir das zu sagen«, gab Sanders kurz zurück.

»Herr«, sagte Arachi eindrucksvoll, »ich komme zu dir, weil ich eine höhere Lebensstellung suche. Viele deiner kleinen Häuptlinge sind einfältige Kerle und überdies ihres Postens unwert. Nun bin ich doch ein Häuptlingssohn, und es ist mein Begehrt, meinem Vater in seinem Amt zu folgen. Auch bitte ich dich, dich zu erinnern, daß ich zwischen fremdem Volk, zwischen den Angolastämmen, gelebt habe und ihre Sprache spreche.«

Sanders seufzte gelangweilt. »Siebenmal hast du mich darum gebeten, Arachi, und siebenmal habe ich dir gesagt, du bist kein Häuptling für mich. Ich bin deiner ewigen Bettelei in dieser Sache müde, und wenn du dich noch einmal hierher wagst, werfe ich dich zu den Affen. Und was das Angolapalaver angeht, so sollst du Häuptling werden, wenn sich, was Gott verhüten möge, das Angolavolk einmal in meinem Bezirk

niederlassen sollte.«

Uneingeschüchtert kehrte Arachi in sein Dorf zurück, denn er bildete sich ein, daß Sanders ihn um seine ihm innewohnenden Kräfte beneidete. Er baute sich eine mächtige Hütte am Ende seines Dorfes, indem er sich die Dienste seiner Freunde dazu lieh. Er legte sich einen großen Vorrat von Salz und Mais an, den er sich durch kluge Zahlungsversprechungen von den Nachbardörfern zu verschaffen wußte.

Seine Hütte sah aus wie ein Königshaus; so prachtvoll nahmen sich die aufgehängenen Felle und sein Bett aus, das mit weichem Fell überspannt war. Die Leute aus seinem Dorfe brachen in ein bewunderndes »Ko« aus, weil sie glaubten, Arachi habe diese verborgenen Schätze aus der geheimnisvollen Schatzkammer seines Vaters ausgegraben, die jeder Häuptling nach dem Glauben seines Stammes besaß und zu der Arachi als sein Sohn Zugang habe. Und erst recht waren die, die zur Erhöhung dieser Pracht beigetragen hatten, davon hingerissen und erfreut. »Ich habe Arachi zwei Säcke Salz geliehen«, sagte Pidini, der Häuptling des Fischerdorfes Kolombolo, »und im Innersten meiner Seele zweifelte ich daran, daß Arachi sie mir zwei Tage nach der Regenzeit bezahlen würde, obwohl er es mir bei seinem Tode geschworen hatte. Nun sehe ich, daß er wirklich sehr reich ist, wie er mir selbst erzählt hat, und wenn ich mein Salz nicht wiedererhalte, dann werde ich Arachis Staatsbett mit Beschlag belegen.«

In einem anderen Dorfe jenseits des Flusses Ombili vertraute ein Vormann der Isisi seinem Weibe: »Weib, du hast doch Arachis Haus gesehen! Ich hoffe, du wirst nun mit deinem närrischen Geschwätz einmal aufhören, denn du hast in einem fort genörgelt, weil ich Arachi mein feines Bett geliehen habe.«

»Herr, ich sehe ein, das war unrecht von mir«, erwiderte das Weib demütig. »Aber ich fürchtete, er würde das Salz nicht bezahlen, wie er versprochen hatte. Nun weiß ich, daß meine Furcht grundlos war, denn ich habe viele Säcke Salz in seiner

Hütte gesehen.«

Das Gerücht von Arachis Reichtum verbreitete sich flüßaufund abwärts, und als das Pumpgenie die Hand Koraris, der Tochter des Häuptlings der Putani, der Flußfischer, verlangte, kam sie zu ihm ohne viel Palaver, obwohl sie eigentlich noch zu jung war.

Sie war ein schlank gebautes Mädchen, voller Reize und wohl die tausend Messingstangen und zwanzig Sack Salz wert, die der freigebige Arachi dafür beim Tode, bei allen Teufeln und einer Kollektion verschiedener Gottheiten zu bezahlen schwor und die an ihren Vater abgeliefert werden sollten, wenn Mond und Fluß in gewisser Stellung zueinander ständen.

Nun verrichtete Arachi keinerlei Arbeit, außer daß er zu gewissen Stunden, in ein Gewand aus Affenschwänzen gekleidet, das er vom Bruder des Isisikönigs geborgt hatte, auf der Dorfstraße spazierenging.

Er fischte nicht, er jagte nicht, noch arbeitete er auf dem Felde.

Er sprach darüber mit Korari, seinem Weibe, und erklärte ihr, warum das so sei. Er redete zu ihr von Sonnenuntergang bis zu den frühen Morgenstunden, denn er war ein unermüdlicher Schwätzer. Und besonders, wenn er auf sein Lieblingsthema, auf sich selbst, zu sprechen kam, wurde er außerordentlich beredt. Er sprach auf sie ein, bis der Kopf des armen Dinges, bis zum Verzweifeln schläfrig, von Seite zu Seite und von vorn nach hinten sank. Er sei ein großer Mann, der geschätzte Vertraute Sandis, er habe unermessliche Gedanken und Pläne, Pläne, die ihm ein Leben voll Bequemlichkeit und ohne die kümmerlichen Ergebnisse einer Arbeit sicherten. Außerdem würde Sanders ihn schon zur richtigen Zeit zum Häuptling machen. Sie sollte es haben wie eine Königin - während sie es vorgezogen hätte, in ihrem Bett zu liegen und zu schlafen.

Obwohl Arachi kein Christ war, glaubte er an Wunder. Er

hatte seinen Glauben an das höchste Wunder: leben zu können, ohne irgendwelche Arbeit zu tun. Und war nahe daran, dieses Wunder erfüllt zu sehen.

Aber das Wunder, das sich hartnäckig weigerte, in Erfüllung zu gehen, brachte ihm in dem Augenblick Hilfe, als seine zahlreichen Gläubiger nach Bezahlung der vielen und mannigfaltigen Dinge schrien, die sie ihm geborgt hatten.

Es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß jede Stunde ihren Mann bringt, ganz sicher bringt sie ihren Gläubiger.

An einem unruhigen und stürmischen Tage kamen die zornigen Wohltäter Arachis im Vollgefühl ihrer Rechte zu ihm und nahmen ihm weg, was irgendwie greifbar war, und das alles angesichts der ganzen Dorfgemeinschaft, wie Korari mit großer Scham empfand.

Arachi, im Gegenteil, war, dank seines Hochmuts, weder beschämt noch niedergeschlagen, obwohl die Leute ihn nicht gerade sanft behandelten.

»Du Dieb und Ratte«, sagte der erbitterte Eigentümer eines prächtigen Staatsstuhles, dessen Unterteil Arachi fertiggebracht hatte, zu verbrennen, »ist es nicht genug, daß du für die Abnutzung dieser Dinge nichts bezahlst, mußt du überdies mit meinem Prachtstuhl Feuer anmachen?«

Arachi antwortete als Philosoph und leidenschaftslos: Sie könnten ihm alle diese großartigen Dinge nehmen - das taten sie auch-, sie könnten ihn in herausforderndster Weise schmähen - auch das taten sie -, aber sie könnten ihm nicht die Hütte nehmen, die mit ihrer Hilfe und Arbeit gebaut worden sei, denn das verstoße gegen das Gesetz ihres Stammes; noch könnten sie ihm sein Vertrauen in sich selbst nehmen, denn das sei gegen die Gesetze der Natur seiner Natur.

»Weib!« sagte er zu seinem weinenden Mädchen, »solche Dinge kommen nun einmal vor. Ich denke, ich bin das Opfer des Schicksals. Darum will ich einmal meine Götter wechseln. Die,

an die ich bisher glaubte, helfen mir nicht, und wie du dich erinnern wirst, habe ich viele Stunden im Urwald mit Gebet zugebracht.«

Arachi dachte an viele mögliche Zufälle - so zum Beispiel: Sanders würde sich erweichen lassen und ihn zu einem großen Häuptling machen. Oder er, Arachi, könnte im Flußbett einen Schatz heben, wie das Ufabi, der N'Gombimann, einmal getan hatte.

Ganz und gar von dieser Idee eingenommen, ging Arachi eines Morgens vor Sonnenaufgang zu einem Platz am Flußufer und grub dort. Er hatte gerade zwei Schaufeln Erde umgegraben, als ihn eine unendliche Müdigkeit überkam und er das Suchen nach dem Schatz aufgab. Denn, überlegte er sich, wenn ein Schatz im Flußbett liegt, kann das ebensogut dort wie irgendwo anders sein. Und wenn es nicht dort ist, wo mag es dann sein? Arachi trug sein Mißgeschick mit philosophischer Ruhe. Er saß in dem nackten und geschwärzten Räume seiner Hütte und erklärte seinem Weibe, daß die Leute, die ihn beraubt hätten, ihn um der ihm innewohnenden großen Kräfte willen haßten. Und eines Tages, wenn er ein großer Häuptling wäre, würde er ein Kriegsheer von seinen Freunden, den N'Gombi, borgen und die Hütten seiner Gläubiger verbrennen. »Borgen«, sagte er, denn er war gewohnt, in Anleihen zu denken.

Am Tage nach der Beschlagnahme kam sein Schwiegervater, in der Hoffnung, aus dem Schiffbruch etwas von der Mitgift Koraris zu retten. Aber er kam zu spät.

»Oh, du Sohn der Schande!« rief er bitter aus. »Ist das die Art, wie du für meine unschätzbare Tochter bezahlst? Beim Tode, du bist ein elender Schuft!«

»Hab keine Angst, du Fischermann«, sagte Arachi von oben herab. »Ich bin ein Freund Sandis, und ich bin sicher, daß er etwas für mich tun wird, das mich hoch über die gewöhnlichen Leute stellt. Eben jetzt will ich ein langes Palaver mit ihm

halten, und wenn ich zurückkehre, wirst du von sonderbaren Ereignissen hören.«

Arachi besaß die Eigenschaft aller Pumpgenies; er wußte die Leute zu überzeugen. Und er überzeugte selbst seinen Schwiegervater, also einen Verwandtschaftsgrad, der seit Beginn der Welt am allerschwierigsten zu überzeugen ist. Arachi verließ sein Weib, und sie, das arme Wesen, froh, von der Gegenwart ihres geschwätzigen Gatten befreit zu sein, legte sich zunächst einmal zu einem Schläfchen nieder.

Auf jeden Fall kam Arachi in einem für ihn sehr günstigen Augenblick am Sitz des Governments an. Das Government war gerade ein bewaffnetes Lager am Zusammenfluß von Isisi und Ikeli.

Um Sandis gewöhnliche Mühseligkeiten aufs höchste zu steigern, kam auch noch ein ungebetener Fremder zu ihm. Seine Ordonnanz kam und sagte, ein Mann wünsche ihn zu sprechen.

»Was für ein Mann?« fragte Sanders müde.

»Herr«, erwiderte die Ordonnanz, »ich habe seinesgleichen früher noch nicht gesehen.«

Sanders besah sich diesen Besucher. Der Fremde stand auf und grüßte, indem er beide Hände in die Höhe hob. Prüfend glitt Sanders' Blick über ihn hin. Es war keiner von den Stämmen, die Sanders kannte, da er nicht die Gesichtsschnitte auf wies, die die Bomongo kennzeichnen. Ebenso wenig war er auf der Stirn tätowiert wie die Leute vom Kleinen Fluß.

»Wo kommst du her?« fragte Sanders auf Suaheli, das die Allerweltssprache auf dem Festlande ist, aber der Mann schüttelte den Kopf. Sanders versuchte es daher nochmals, diesmal in Bomongo; er dachte, daß der Mann, nach seinen Gesichtsschnitten, vom Bokeristamm sein müsse. Aber der Fremde antwortete in einer Sanders unbekannten Sprache.

»Quel nom avezvous?« fragte Sanders und wiederholte dann diese Frage auf portugiesisch. Darauf antwortete der Fremde

schließlich, daß er ein kleiner Häuptling aus Angola sei und sein Land verlassen habe, um der Sklaverei zu entgehen.

»Nimm ihn zu den Leuten ins Lager und gib ihm zu essen«, befahl Sanders der Ordonnanz und schlug sich die Gedanken an ihn aus dem Kopf.

Sanders hatte wenig Zeit, sich mit fremden Eingeborenen abzugeben, die sich in sein Lager verirrt. Er beschäftigte sich gerade damit, einen Biedermann aufzusuchen, der unter dem Namen Abdul Hazim bekannt war und der, entgegen dem Gesetz, Gewehre und Pulver an die Eingeborenen verkaufte.

»Und wenn ich ihn fange«, sagte Sanders zu dem Hauptmann der Haussas, »wird es ihm leid tun.«

Abdul Hazim teilte diese Ansicht und ging Sanders geflissentlich aus dem Wege, und zwar mit solchem Erfolge, daß Sanders nach einer weiteren Woche Herumziehens zu seinem Sitz an der Küste zurückkehrte. Sanders war damals gerade sehr niedergeschlagen, körperlich herunter von den Nachwehen des Fiebers und seelisch sehr reizbar.

Alles ging ihm damals quer. Da war ein dringender Brief vom Gouverneur eingetroffen, eben wegen dieses Abdul Hazim. Er hatte alles andere nötig als ein Palaver zwischen seinen Haussas selbst, und gerade da mußte es zu einer Prügelei zwischen diesen kampflustigen schwarzen Landsknechten kommen; und um das Maß voll zu machen, war der Haussaoffizier zwei Stunden später mit Fieber zu Bett gegangen.

»Bringt die Schweine hierher!« drückte Sanders sich diesmal wenig gewählt aus, als der Haussasergeant über die Prügelei berichtete. Da wurde der fremde Mann vor ihn gebracht und ein kampflustiger Soldat namens Kano.

»Herr«, sagte der Haussa, »bei meinem Gott, der mächtiger ist als die meisten Götter, wenn ich so sagen darf, ich verdiene keinen Tadel. Dieser ungläubige Hund wollte mir nicht antworten, als ich ihn ansprach. Dann faßte er auch mein

Fleischstück mit seinen Händen an. Da schlug ich ihn.«

»Ist das alles?« fragte Sanders.

»Das ist alles, Herr.«

»Und weiter tat der Fremde nichts, als in seiner Unwissenheit dein Fleisch zu berühren und zu schweigen, als du zu ihm sprachst?«

»Weiter nichts, Herr.«

Sanders lehnte sich in seinem Richterstuhl zurück und maß den Haussa mit finsterem Blick. »Wenn sich mir irgend etwas augenscheinlicher als anderes aufdrängt«, sagte Sanders langsam, »dann ist es das, daß ein Haussa eine mächtige Person ist, ein Lord, ein König. Nun sitze ich hier, um Recht zu sprechen und weder Könige wie dich oder Sklaven wie diesen schweigenden Fremden zu berücksichtigen. Und ich richte nach dem Gesetzbuch, indem ich keinerlei Unterschied zwischen den Parteien mache. Stimmt das?«

»Herr, das ist so.«

»Nun scheint es mir, daß es gegen das Gesetz ist, seine Hand gegen irgendeinen Mann zu erheben, mag er dich noch soviel beleidigen. Der einzige richtige Weg ist der, daß du dich, den Dienstvorschriften entsprechend, beschwerst. Ist das richtig?«

»Es ist richtig, Herr.«

»Deshalb hast du das Gesetz übertreten. Ist das wahr?«

»Es ist wahr, Herr.«

»Nun geh zurück zu deinen Kameraden, gib diese Wahrheit zu und laß den Ungläubigen in Frieden. Denn beim nächsten Mal gibt es für den, der das Gesetz übertritt, eine Verletzung seines Fells. Das Palaver ist aus.«

Der Haussa zog sich zurück.

»Und«, sagte Sanders, als er am nächsten Morgen mit dem vom Fieber auferstandenen Haussaoffizier darüber sprach, »ich meine, daß ich mehr als gewöhnliche Selbstbeherrschung

bewies, als ich die beiden nicht mit Fußtritten zum Teufel jagte.«

»Sie sind ein großer Geist«, sagte der Haussaoffizier. »Wenn Sie sich nicht sehr in acht nehmen, wird man Ihnen demnächst den Kolonialadel bescheren.«

Sanders übergang des Haussas spöttische Anspielung auf die Ritterschaft des Ordens von St. Michael und St. Georg mit Schweigen. Überdies, Ordensauszeichnungen waren nicht sehr wahrscheinlich, solange ein Abdul Hazim noch frei herumlief.

Sanders befand sich also in einem trüben Gemütszustand, als Arachi hastig, in einem geborgten, von vier Paddlern geruderten Kanu, ankam; die vier Paddler hatte er bei einem Isidorf gegen ein Zahlungsversprechen gemietet, das zu erfüllen er wohl niemals in die Lage kommen würde.

»Herr«, begann Arachi feierlich, »ich komme mit dem Wunsch, Eurer Lordschaft zu dienen, denn ich bin für meine Dorfgemeinschaft ein viel zu bedeutender Mann. Und wenn ich auch nicht Häuptling bin, so habe ich doch eines Häuptlings Gedanken.«

»Und eines Häuptlings Haus«, sagte Sanders trocken, »wenn alles, was man mir darüber berichtet, wahr ist.«

Arachi fuhr zusammen. »Herr«, sagte er demütig, »du kennst alle Dinge, und deine Augen schweifen umher wie die Zunge eines Chamäleons; sie sehen um die Ecke.«

Sanders übergang das unschöne Bild. »Arachi, du kommst in einem Augenblick, in dem du mir von Nutzen sein kannst. Da ist in meinem Lager ein fremder Mann aus einem weit entfernten Lande. Der ist in diesem Lande unbekannt, und doch möchte er es durchqueren. Da du Angola sprichst, sollst du ihn in deinem Kanu bis an die französische Grenze und dort auf seinen Weg bringen. Zu diesem Zweck will ich deine vier Kanupaddler bezahlen, und was dich selbst anlangt, werde ich mich deiner erinnern, wenn du es einmal nötig hast.«

Das war eigentlich nicht das, was Arachi erstrebt hatte, aber es war immerhin schon etwas.

Ehe er ging, gab Sanders ihm noch einen Rat. »Fahre auf dem Kleinen Kusufluß, Arachi!«

»Herr«, erwiderte Arachi, »auf den Stillen Wassern ist es kürzer.

Diese führen nach dem französischen Gebiet und besitzen die nötige Tiefe.«

»Der eine Weg ist kurz und der andere lang«, gab Sanders grimmig zurück. »Denn da sitzt ein gewisser Abdul Hazim. Der ist ein großer Sklavenaufkäufer, und da die Angolaleute gute Gartenarbeiter sind, hat's dieser Araber auf sie abgesehen. Ziehe in Frieden!«

Arachi ging.

Es war schier persönliches Pech, daß er auf dieser Reise zwei seiner Hauptgläubiger treffen sollte. Da diese eine Forderung wegen nicht bezahlter Lebensmittel an ihn hatten, wollten sie gegen ihn vorgehen und ihm zu Leibe, aber auf seine dringlichen Vorstellungen hin vertagten sie diesmal noch die Ausführung ihrer ernstesten Drohungen. »Es scheint«, sagte der eine von ihnen, »daß du jetzt bei Sandi in Gunst stehst. Dir selbst glauben wir kein Wort von dem, was du uns gesagt hast, aber deine Paddler lügen nicht.«

»Ebensowenig dieser Schweigsame«, gab Arachi zurück, indem er auf seinen Schutzbefohlenen deutete. »Und da ich allein mich mit diesem verständigen kann, hat Sanders mich mit einer Mission an gewisse Könige betraut. Diese werden mir Geschenke geben, und bei meiner Rückkehr werde ich euch bezahlen, was ich euch schuldig bin und noch etwas darüber, aus Dankbarkeit.«

Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß Arachi, der niemandem etwas lieb und niemandem etwas glaubte, kein Vertrauen in das setzte, was Sanders ihm gesagt hatte. Wer der

schweigsame Angola war, welches dessen Aufgabe war, warum gerade er, Arachi, zu dessen Hüter bestellt war, erriet Arachi nicht. Er hätte leicht alles verstehen können, wenn er alles geglaubt hätte, was Sanders ihm mitgeteilt hatte. Aber das war nicht Arachis An.

Als sie eines Nachts das Kanu auf eine kleine Insel hinaufgezogen hatten und die Paddler dabei waren, des edlen Arachi Essen zu bereiten, fragte das Pumpgenie den Fremden: »Wie kommt es eigentlich, Fremder, daß mein Freund und Nachbar Sandi mich um die Gefälligkeit bittet, dich bis zur französischen Grenze zu bringen?«

»Herr«, antwortete der Angola, »ich bin ein Fremder und will der Sklaverei entgehen. Außerdem gibt es da einen kleinen Angola-Balulustamm, der zu meinem Volke und zu meinem Glauben gehört und der nahe bei den französischen Stämmen sitzt.«

»Wessen Glaubens bist du denn?« fragte Arachi.

»Ich glaube an Teufel und Ju-Ju-Zauber«, antwortete der Angola einfach. »Besonders an einen namens Billimi, der zehn Augen hat und Schlangen aufspießt. Außerdem gehört es zu meinem Glauben, die Araber zu hassen.«

Das machte Arachi nachdenklich und gab ihm Anlaß, sich darüber zu wundern, daß Sanders ihm die Wahrheit gesagt hatte.

»Und was ist's mit diesem Abdul Arabi?« fragte er. »Ich denke, daß Sandi mich angeschwindelt hat, als er mir sagte, der Mann kaufe Sklaven. Denn wenn dem so ist, warum überfällt der Araber dann nicht die Isisi?«

Aber der Angolamann schüttelte den Kopf. »Das sind Dinge, die für meinen Verstand zu hoch sind. Dennoch weiß ich, daß der Araber die Angolas raubt, weil sie gute Gärtner und sehr erfahren im Pfropfen von Bäumen sind.«

Das war ein erneuter Anlaß für Arachi, sehr nachdenklich zu werden. Er überlegte, daß Abdul zum Oberfluß kommen mußte,

wenn er die Leute vom Kleinen Akasava haben wollte, die auch tüchtige Gärtner vor dem Herrn waren. Er würde keine Isisi nehmen, denn diese waren als Faulenzer bekannt und starben im Handumdrehen, sobald sie auf fremden Boden verpflanzt wurden.

Er setzte seine Reise fort, bis er an den Ort kam, wo er hätte abbiegen müssen, wenn er den kürzesten Weg zum französischen Gebiet nehmen wollte.

Hier verließ er seine Kanuleute und seinen Schutzbefohlenen und fuhr die Stillen Wasser hinauf.

Eine halbe Tagesfahrt brachte ihn in das Lager Abduls. Des Sklavenhändlers heimliche Spione hatten am Ufer gleichen Schritt mit Arachi gehalten, und als Arachi mit seinem Kanu landete, wurde er von Leute ergriffen, die anscheinend aus dem Boden gewachsen waren.

»Führt mich zu eurem Herrn, niedriges Gesindel!« befahl Arachi.

»Denn ich bin ein Isisihäuptling und komme wegen eines geheimen Palavers.«

»Wenn du ein Isisi bist, und an deiner Magerkeit und an deiner Prahlerei sehe ich, daß du einer bist, dann wird mein Gebieter Abdul schnell mit dir fertig sein«, sagte ein Häscher.

Abdul Hazim war ein untersetzter und korpulenter Mann und ein Liebhaber bequemen Daseins. Aus diesem Grunde hielt er sein Lager in einer Bereitschaft, die ihm ermöglichte, schnell aufzubrechen, sobald er einen weißen Tropenhelm oder den Tarbusch eines Haussas sah. Denn es hätte das Ende seines Glückes bedeutet, wenn Sanders über ihn gekommen wäre.

In diesem Augenblick saß er auf einem zartgetönten Seidenteppich vor der Tür seines kleinen Zeltens und betrachtete Arachi voll Mißtrauen. Er hörte schweigend zu, während Arachi von sich selbst erzählte.

»Ungläubiger«, antwortete Abdul, als der Mann geendet hatte, »wie kann ich wissen, ob du nicht lügst oder ob du etwa einer von Sanders' Spionen bist? Ich halte es für das gescheiteste, dir die Gurgel durchzuschneiden.«

Arachi erklärte des langen und breiten, warum Abdul Hazim ihm nicht den Hals abschneiden solle.

»Wenn du sagst, dieser Angolamann befinde sich hier in der Nähe, warum soll ich mir ihn nicht ohne Bezahlung nehmen?« fragte der Sklavenhändler.

»Weil dieser Fremde nicht der einzige Mann in diesem Lande ist, weil ich einen großen Einfluß bei Sandi habe und weil ich sehr beliebt bei den Leuten bin, die mir Vertrauen entgegenbringen. Ich kann noch sehr viele andere Leute zu Ihnen bringen, Herr.«

Arachi kehrte in sein Lager zurück; er schleppte ein kleines Kanu hinter sich her, mit dem ihn der Sklavenhändler versehen hatte.

Arachi weckte den Angolamann aus dem Schlaf. »Bruder«, sagte er, »hier ist ein Kanu und Proviant. Paddle eine Tagereise weit den Lauf der Stillen Wasser entlang, und dort erwarte meine Ankunft; denn es treiben sich böse Leute umher, und ich fürchte für deine Sicherheit.«

Der Angolamann, naiv, wie er war, gehorchte.

Eine halbe Tagereise den Fluß aufwärts warteten Abduls Leute auf ihn. Arachi fuhr in derselben Nacht nach seinem Dorfe zurück. In seinem Kanu befand sich ein Vorrat von Zeug, Salz und Messingstangen, die jedes Mannes Herz erfreut hätten. Arachi kam in sein Dorf; er sang ein kleines Lied über sich selbst.

Innerhalb eines Jahres wurde er ein reicher Mann, denn es gab viele Wege, um die Bedürfnisse eines arabischen Sklavenhändlers zu befriedigen, und Abdul bezahlte pünktlich.

Arachi arbeitete stets allein oder benutzte Paddler, die er in irgendeinem versteckten Winkel des Bezirks aufgefunden hatte. Er brachte Abdul viel marktfähige Ware, meistens junge N'Gombiweiber, die furchtsam waren und daher leicht einzuschüchtern.

Und Sanders, der das Land auf der Suche nach dem dicken Mann mit dem Fez durchsuchte, fand ihn nicht.

»Abdul, Herr und Gebieter«, sagte Arachi, der den Sklavenhändler eines Nachts im geheimen nahe im Ikusifluß traf, »Sandi und seine Soldaten sind wegen eines Mordpalavers nach Akasava. Nun halte ich's an der Zeit, zu tun, wie du wünschest.«

Sie unterhielten sich über die Aussichten eines Abenteuers, des schwierigsten Abenteuers, das Abdul je geplant hatte.

»Arachi«, sagte Abdul, »ich habe dich zum reichen Mann gemacht. Nun, ich sage dir, ich kann dich reicher machen, als es irgendein Häuptling in diesem Lande ist.«

»Ich bin sehr erfreut, das zu hören«, sagte Arachi. »Denn obwohl ich reich bin, habe ich mir doch viele Dinge geborgt. Und es scheint, ich habe eine so wundervolle Gemütsverfassung, daß ich mir immer mehr borgen muß.«

»Davon habe ich gehört«, gab der Araber zurück. »Denn man erzählt sich von dir, daß du dir selbst den Mond noch borgen würdest, auch wenn du schon die ganze übrige Welt besäßest.«

»Ja, das ist das Geheimnisvolle meines Wesens«, antwortete Arachi bescheiden. »Aus diesem Grunde bin ich ein höchst bemerkenswerter Mann.«

Dann saß er und hörte geduldig dem weitschweifigen Plane Abdul Hazims zu. Denn es handelte sich um ein sehr umfangreiches Unternehmen, bei dem im Erfolgsfall zweitausend liberianische Dollars lockten und für Arachi Bezahlung in Waren.

Zur gleichen Zeit wohnte Sanders in der Ochoristadt und hatte ein Palaver mit Bosambo, dem Häuptling.

»Bosambo«, sagte Sanders, »ich habe die oberen Flüsse unter deine Obhut gestellt. Und dennoch macht dieser Abdul Hazim ungestraft das Land unsicher. Das ist eine Schande für mich wie für dich.«

»Herr«, antwortete Bosambo, »es ist eine Schande. Aber der Flüsse hier herum sind so viele, und Abdul ist ein verschlagener Mann und hat viele Spione. Meine Leute sind auch bange vor ihm, sie fürchten sich, ihn zu kränken, weil er sie sonst fressen oder ins Innere verkaufen würde.«

Sanders nickte und stand auf, um an Bord der »Zaire« zu gehen.

»Bosambo, mein Government hat einen Preis auf die Gefangennahme Abduls gesetzt, und ein gewisses anderes Government hat einen Preis auf dich gesetzt.«

»Wie hoch ist der Preis für Abdul, Herr?« fragte Bosambo mit erwachendem Interesse.

»Einhundert Pfund Sterling in Silber«, gab Sanders zurück.

»Herr«, bekannte Bosambo, »das ist ein guter Preis.«

Als zwei Tage darauf Arachi zu Bosambo kam, war dieser Häuptling mit der rein häuslichen Angelegenheit beschäftigt, seinen kleinen Sohn zu warten.

»Gruß dir, Bosambo!« sagte Arachi. »Dir und deinem trefflichen Sohn, der edel in Erscheinung und sehr artig ist.«

»Friede sei mit dir, Arachi! Ich habe nichts an dich zu verborgen.«

»Herr«, antwortete Arachi, »ich bin jetzt reich, reicher als Häuptlinge und - ich will nichts leihen.«

»Ko, Ko!« lachte Bosambo mit höflichem Zweifel.

»Bosambo, ich kam zu dir, weil ich dich gern habe. Und weil du nicht geschwätzig bist, sondern eher klug und

verschwiegen.«

»Das alles weiß ich, Arachi«, sagte Bosambo vorsichtig, »und ich wiederhole dir, daß ich niemandem etwas leihe.«

Der wütende Arachi erhob seine Augen zum Himmel. »Bosambo«, antwortete er, »ich kam zu dir, um dir von dem zu erzählen, was ich gefunden habe, und um dich zu bitten, mir zu helfen, diesen Schatz in Sicherheit zu bringen. Denn an einer gewissen Stelle bin ich auf ein großes Lager von Elfenbein gestoßen, wie es die alten Könige für die Zeit der Not zu vergraben pflegten.«

»Arachi«, bemerkte Bosambo plötzlich, »du sagst mir, du seist reich. Nun bist du ein kleiner Mann, und ich bin Häuptling, und dennoch bin ich nicht reich.«

»Ich habe viele Freunde«, erwiderte Arachi, zitternd vor Stolz, »und diese geben mir Messingstangen und Salz.«

»Das ist nichts, Arachi. Ich weiß, was Reichtum heißt, denn ich habe unter Weißen gelebt. Die lachen über Messingstangen und werfen das Salz den Hunden hin.«

»Bosambo, ich bin auch im Sinne der Weißen ein reicher Mann.

Sieh her!«

Arachi nahm aus seiner Tasche eine Handvoll Silbergeld und bot es auf beiden Händen Bosambo zur Begutachtung.

Bosambo prüfte das Geld mit einer Art Hochachtung, indem er jede Münze fein säuberlich umwendete. »Das ist richtiger Reichtum«, bemerkte er, während sein Atem etwas schneller ging, als es sonst bei ihm der Fall war. »Und es ist neues Geld, es ist blank.

Auch die Teufelszeichen darauf, die du nicht verstehst, sind so, wie sie sein sollen.«

Befriedigt schob Arachi sein Geld wieder in die Tasche.

Bosambo saß in nachdenklichem Schweigen, sein Gesicht war

unbewegt. »Und du willst mich zu dem Platz bringen, Arachi?« fragte er zögernd. »Ko! Du bist ein großmütiger Mann, denn ich verstehe nicht, warum du mit mir teilen willst, da ich dich doch einmal verhauen habe.«

Bosambo setzte sein Kind vorsichtig nieder. Diese »Königsschätze« existierten der Überlieferung nach. Viele waren gefunden worden, und es war der Traum jedes normal veranlagten Eingeborenen, solche Schätze zu heben. Trotzdem hielt Bosambo nicht viel davon, denn im Innern war er voller Zweifel.

»Arachi, ich glaube, daß du lügst. Dennoch möchte ich die Stelle wissen, und wenn sie in der Nähe ist, möchte ich den Schatz mit meinen eigenen Augen sehen.

»Nach Arachis Angaben sollte die Fundstelle eine Tagesreise entfernt sein.

»Bezeichne mir die Stelle, Arachi!«

»Herr, •wie kann ich wissen, ob du nicht hingehst und dir den Schatz für dich selber nimmst?«

Bosambo sah ihn ernst an. »Bin ich nicht ein ehrlicher Mann? Und schwören die Leute von einem Ende der Welt zum anderen nicht bei dem Namen Bosambo?«

»Nein!« antwortete Arachi, der Wahrheit entsprechend.

Dennoch bezeichnete er schließlich den Platz. Am Fluß der Schatten, nahe beim Krokodil-Pool, wo die Fluten das Land verändert hatten.

Bosambo ging in seine Hütte, um Reisevorbereitungen zu treffen.

Hinter seinem Hause, in einem großen Mattenkäfig, befanden sich viele kleine Tauben. Mühsam schrieb Bosambo in seinem schlechten Arabisch eine kurze Botschaft.

Um auf jeden Fall sicherzugehen, denn Bosambo überließ nichts dem Zufall, sandte er im geheimen in der Nacht ein Kanu

an einen gewissen Bestimmungsort.

»Und richte folgendes an Sandi aus!« befahl er seinem vertrauten Boten. »Arachi ist im Besitz vielen Silbergeldes. Und dieses Silbergeld trägt die Teufelsmarken (Prägung) von Zanzibar, wo alle arabischen Händler herkommen, wie er selbst weiß.«

Am nächsten Tage fuhren Bosambo und sein Führer ab. Sie paddelten den ganzen Tag über und nahmen den Weg auf einem kleineren Fluß; und nachts lagerten sie an einem Platze, der Balulu, das veränderte Land, hieß. Sie standen bei Tagesanbruch auf, um ihre Reise fortzusetzen. Aber das war überflüssig, denn in der Dunkelstunde vor der Dämmerung hatte Abdul Hazim ihr kleines Lager umringt, und der überzeugenden Mündung einer Sniderbüchse gegenüber begleitete Bosambo seine Häscher auf einem zehn Minuten langen Weg in das Gebüsch, wo Abdul ihn erwartete.

Der Sklavenhändler saß auf seinem Seidenteppich vor der Tür seines Zeltens und begrüßte seinen Gefangenen im Ochoridialekt.

Bosambo antwortete auf arabisch.

»He, Bosambo! Kennst du mich?«

»Scheik, ich wüßte dich gerne in der Hölle. Denn du bist der Mann, dessen Kopf mein Herr haben will.«

»Bosambo!« antwortete Abdul gelassen, »dein Kopf ist wertvoller, wie man sagt, denn die Liberianer wollen ihn auf einen Pfahl stecken und werden mich reichlich für mein Unternehmen bezahlen.«

Bosambo lachte leise. »Schluß mit dem Palaver. Ich bin bereit zu gehen.«

Man brachte ihn wieder zum Fluß, band seinen Körper der Länge lang an einen Pfahl und legte ihn auf den Boden des Kanus.

Arachi bewachte ihn.

Bosambo sah auf und bemerkte das Allerweltpumpgenie, wie es am Boden hockte und ihn bewachte.

»Arachi, wenn du meine Hände losmachst, will ich sanft mit dir umspringen.«

»Wenn ich deine Hände losmache«, sagte Arachi freimütig, »bin ich ein Narr und ein toter Mann zugleich. Und beides erscheint mir nicht wünschenswert.«

»Für jeden«, zitierte Bosambo, »kommt einmal ein glücklicher Zufall; wenn er ihn ungenutzt läßt, wird ihm alles andere schwer.«

Vier große Kanus bildeten eine Wasserkarawane. Abdul befand sich mit seinen Bewaffneten im größten Kanu und führte die Vorhut.

Sie glitten schnell den Fluß abwärts, der breiter wurde, je mehr er sich dem Strom näherte. Plötzlich rang Abduls Vormann nach Atem.

»Sieh!« flüsterte er.

Der Sklavenhändler wandte sich um.

Hinter ihnen, langsam daherpaddelnd, kamen vier Kanus, und jedes voll von Bewaffneten.

»Schnell!« befahl Abdul, und die Paddler machten rasende Fahrt mit den Paddeln. Dann hielten sie inne.

Vor ihnen tauchte die »Zaire« auf; ein schmucker weißer Dampfer, das Deck voll von Haussas.

»Es ist Gottes Wille«, sagte Abdul. »Diese Dinge sind vorherbestimmt.«

Er sagte nichts mehr, bis er vor Sanders stand, und der Distriktsgouverneur war alles andere als mitteilksam.

»Was wirst du mit mir anfangen?« fragte Abdul.

»Das will ich dir sagen, sobald ich deine Vorräte gesehen habe.

Wenn ich Hinterlader bei dir finde, solche, wie sie diese blödsinnigen Lobololeute kaufen, werde ich dich, dem Gesetz entsprechend, hängen.«

Der Araber sah zu dem zitternden Arachi hin. Die Knie des Pumpgenies schlugen einen förmlichen Triller.

»Ich verstehe«, bemerkte Abdul nachdenklich, »daß mich dieser Mann, den ich reich gemacht habe, betrogen hat.«

Wenn Abdul hastig gewesen wäre oder sich ruckweise bewegt hätte, würde Sanders diese Tat verhindert haben. Aber der Araber griff gelassen in die Falten seines Burnusses, als ob er eine Zigarette suche. Dann schnellte seine Hand heraus und mit ihr ein krummes Messer. Schnell stieß er damit zu, und Arachi sank winselnd auf das Deck nieder, ein sterbender Mann.

»Du Borger«, sagte der Araber - er sprach aus der Mitte von sechs Haussas heraus, die ihn fesselten, so daß er dem Blick der stöhnenden Gestalt auf Deck entzogen wurde -, »ich denke, du hast das geborgt, was du schließlich doch selbst bezahlen kannst.

Denn es steht geschrieben in der Sure vom Djinn: Das Leben dessen, der Leben nimmt, soll wiedergenommen werden, auf daß er volle Zurückzahlung leiste.«

Die Steuereintreibung

Sanders hielt nichts für verbürgt, wenn es sich um Stämme unter seiner Herrschaft handelte. Diese besaßen eine unbegrenzte Fähigkeit, das Unerwartetste zu tun - darin lag zugleich das Gefährliche und der Reiz an der Sache. Denn man konnte weder über ihre Sünde verzweifeln noch allzu stolz auf ihre Tugenden werden.

Trotzdem schien es, als ob das Kikovolk ein Muster von gutem Betragen, von Fleiß und Intelligenz wäre und die Götter ihm viele treffliche Eigenschaften gegeben hätten.

Kiko, ein Bezirk am Untern Isisi, liegt von allen anderen Stämmen und Völkern getrennt: durch den Kiko an einer Seite und den Isisifluß an der anderen Seite, auf der dritten Seite aber durch ein großes Waldland, das sich bis in die große Marsch hinzieht.

Das eigentliche Kiko erstreckt sich in Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks am Zusammenfluß von Kiko und Isisi.

Ostwärts, am jenseitigen Ufer des Kikoflusses, wohnen die ungestümen N'Gombistämme. Westwärts, auf einer weiteren Bank, die der Große Fluß bildet, hausen die Akasava. Das Kikovolk erfreut sich seiner Sicherheit vor plötzlichen Angriffen, die teils seiner geographischen Lage, teils dem unerbittlichen Handeln des Distriktsgouverneurs Sanders zuzuschreiben ist.

Einst rief ein N'Gombikönig seine Vorleute und Häuptlinge zu einem großen Palaver.

»Es scheint mir«, begann er, »daß wir Kinder sind. Wir haben Mißernten gehabt durch Überschwemmungen, und die diebischen Ochori haben unser Wild in ihr eigenes Land getrieben. Ferner sitzt quer über dem Fluß das Kikovolk, und das hat eben Haferernte gehabt. Wild gibt's da auch in Massen.

Sollen wir hier sitzen und hungern, während die Kikoleute vor Futter platzen?«

Eine ganz berechnigte Frage, obwohl die Tatsachen nicht genau angeführt waren. Denn die N'Gombi waren faul und hatten spät gesät. Auch Wild gab es in ihren Wäldern, nur mußte man es aufspüren. Aber das Sprichwort sagt: »Die N'Gombi jagen von ihren Betten aus und forschen nur gekochtem Fleische nach.«

Eines Nachts stahlen sich die N'Gombi heimlich über den Fluß und überfielen die Kikostadt.

Da gab es ein großes Palaver, dem der Häuptling und der Vormann der Kiko beiwohnten.

»Von nun an«, erklärte der N'Gombikönig - Tigilini hieß er -, »seid ihr wie Sklaven meines Volkes. Und wenn ihr fügsam und gut seid und auf den Feldern arbeitet, dann sollt ihr die Hälfte alles dessen haben, was ihr hervorbringt. Aber wenn ihr euch widersetzt, dann werde ich mein Mütchen an euch kühlen.«

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, nahm er den ersten Unzufriedenen, einen kleinen Häuptling eines Grenzdorfes, und führte sein Programm durch. Dieser Mann hatte den Tribut verweigert. Mit gefesselten Händen wurde er vor den König gebracht, und alle Vorleute waren geladen worden, dem Vorgang beizuwohnen.

Dem Widersetzlichen hatte man die Hände auf den Rücken gebunden und ihm befohlen, niederzuknien. Ein junger Baum wurde herabgebogen und das eine Ende eines Lianenstrickes an seinem Wipfel befestigt, während man das andere Ende des Strickes um den Hals des Unglücklichen legte. Der Baum wurde dann langsam losgelassen, bis der Kopf des Widersetzlichen ganz straff hing.

»Jetzt!« befahl der König, und sofort schlug sein Scharfrichter den Kopf ab, der durch den in die Höhe schnellenden Baum fünfzig Yard fortgeschleudert wurde.

Der Kopf fiel vor die Füße des Distriktsgouverneurs Sanders, der mit fünfundzwanzig Haussas und einem Maschinengewehr eben mit der »Zaire« gelandet war. Sanders war verdrossen. Er befand sich drei Tage und vier Nächte unterwegs, hatte wenig geschlafen und einen Malariaanfall, der ihn reizbar machte. Er ging ins Dorf und unterbrach eine beredte Ansprache, die der N'Gombidieb über die Pflichten der Unterworfenen vom Stapel zu lassen für angebracht hielt. Der Redner brach mitten in seinem Vortrag ab und verlor das Interesse, damit fortzufahren, als die Menge sich teilte, um Sanders näher herankommen zu lassen.

»Herr«, redete ihn Tigilini, dieser gewandte und schlaue Mann, an, »du bist gerade zur richtigen Zeit gekommen, denn dieses Volk befand sich in offenem Aufstand gegen Deine Lordschaft, und ich habe es unterworfen. Deshalb o Herr, belohne mich, wie du Bosambo von den Ochori belohnt hast!«

Sanders gab nur einen kurzen Befehl, und seine Haussas bildeten einen Halbkreis um die Hütte des Königs. Tigilini beobachtete diese Maßnahme mit Besorgnis.

»Wenn ich irgend etwas getan haben sollte, was ich nach der Meinung Eurer Lordschaft lieber nicht hätte tun sollen«, bemerkte er herablassend, »oder genommen haben sollte, was ich nicht hätte nehmen sollen, dann will ich es ungeschehen machen und das Genommene zurückerstatten.«

Sanders, die Hände in die Seite gestemmt, betrachtete ihn gelassen.

»Hier liegt ein Rumpf.« Er zeigte auf das blutbefleckte Etwas auf der Erde. »Und dort am Wege liegt ein Kopf. Füge den Kopf an den Rumpf und gib ihm das Leben wieder!«

»Das kann ich nicht! Ich bin kein Zauberer!« antwortete der König nervös.

Sanders sprach zwei Worte auf arabisch, und Tigilini wurde gefesselt. Man führte den König fort, und niemand sah ihn

jemals wieder. Und es geht ein Gerücht, daß Tigilini, der König, für ewig an den Hinterfuß M'shimba M'shambas, des grünen Teufels der Akasava, gekettet wurde.

In Wirklichkeit kam Tigilini dem Verderben nicht näher als bis zum Zuchthaus in Sierra Leone, aber das Gerücht hat seinen Wert als abschreckendes Beispiel für allzu ehrgeizige Häuptlinge.

Sanders überwachte die Räumung Kikos, sah die entmutigten N'Gombi sich in ihr eigenes Land zurückziehen und setzte dort ohne Umstände einen neuen Häuptling ein. Das alltägliche Leben des Kikovolkes nahm wieder denselben angenehmen Verlauf, den es früher gehabt hatte. Die Leute bearbeiteten die Felder, züchteten Ziegen und gingen dem Fischfang nach. In ihrem Hinterland, im Marschwald, sammelten sie Gummi und Kopal, brachten beides mit ihren Kanus zur Flußmündung und verkauften es dort. So wurden sie reich, und sogar die Niedrigeren unter ihnen konnten sich drei Weiber halten.

Sanders war sehr erfahren in der Beurteilung eingeborenen Reichtums. Er wußte, daß Stämme, die viel Vorrat an Mais hatten, gefährlich waren, denn der Besitz dieses Vorrats übte keine dämpfende Wirkung auf den kriegerischen Geist seiner Besitzer aus.

Dagegen wußte er, daß Reichtum an Zeug, Messingstangen und Land einen Friedensfaktor darstellte, denn Besitztümer, die nicht aufgegessen werden können, haben stets einen festigenden Einfluß im Gemeinschaftsleben.

Sanders war ein kluger Mann. Er wurde geleitet von gewissen Grundsätzen, hart und schnell zu handeln. Und obschon er wußte, daß Mißerfolg in irgendwelcher Richtung bei der Meisterung einer Situation ihm Tadel einbringen würde, sei es, weil er nicht dem Buchstaben des Gesetzes entsprechend gehandelt hatte, sei es, daß er nicht seiner eigenen Meinung gefolgt war, indem er dasselbe unbeugsame Gesetz nicht

beachtete, nahm er doch furchtlos jede Verantwortung auf seine eigenen Schultern.

So war es seinem eigenen Urteil überlassen, welche Steuerlast er jedem einzelnen Stamm aufbürdete, und im Interesse seines Governments nahm er ein gerüttelt Maß vom Reichtum Kikos, indem er seine Steuerforderungen dem Grade des Wohlstandes dieses Stammes anpaßte.

Drei Jahre nach dem Einfall der N'Gombi kam er auf seiner halbjährigen Reise ins Kikoland.

Im Palaverhaus der Stadt hörte er die Klagen an, wie es seine Gepflogenheit war. Er saß von der Tagesdämmerung an bis acht Uhr morgens, und bei der zehnten Beschwerde wandte er sich an den Häuptling der Kiko, der neben ihm saß.

»Häuptling«, begann er mit jener sanften Unschuldsmiene, die Männer, die seine Art kannten, in ihrem Vorhaben wanken machte, »ich bemerke, daß alle Leute immer nur eines vorbringen: daß sie arm seien. Das ist aber nicht wahr.«

»Ich stehe unter deiner Gewalt, Herr«, gab der Häuptling diplomatisch zurück, »ebenso meine Leute, und sie werden natürlich ihre Steuern zahlen, obwohl sie dadurch verhungern.«

Sanders sah die Angelegenheit in einem neuen Licht.

»Es scheint«, wandte er sich an die Reihen der Leute, die um ihn herum hockten, »daß eure Magen knurren, weil ich die Steuern von euch fordere. Wir wollen ein Palaver darüber halten.«

Er setzte sich wieder, und ein grauhaariger alter Vormann, ein allgemein bekannter Nörgler und Dauerredner, stand auf.

»Herr«, rief er theatralisch, »Gerechtigkeit!«

»Kwai!« rief das Volk im Chor. Ihr Murren, einstimmig und aus tiefster Brust kommend, ergab einen dumpf rasselnden Laut wie das Rollen einer Trommel.

»Gerechtigkeit!« rief der Vormann. »Denn du, Sandi, bist sehr

hart und grausam. Du nimmst und nimmst nur immer und gibst uns nichts, und das Volk schreit auf in seiner Pein.«

Er machte eine Pause, und Sanders nickte.

»Fahre fort!« befahl Sanders.

»Wir liefern dir Mais und Fische und Gummi und Kopal ab«, sagte der Sprecher weiter, »und wenn wir fragen wohin gehen all diese Güter, dann zeigst du auf deinen Pucka-Puck und auf deine Soldaten, und wir sind die Geprellten. Denn dein Pucka-Puck kommt nur, um unsere Steuern zu holen, und deine Soldaten nur, um sie einzutreiben.«

Von neuem rollte das Beifallsgemurmel.

»Deshalb haben wir unter uns ein Palaver abgehalten und dabei beschlossen: Sanders soll uns die Hälfte der gezahlten Steuern zurückgeben. Diese wollen wir in unseren Kanus nach dem Dorf am Großen Wasser bringen, denn wir sind ehrliche Leute. Und Sanders soll sich seine Soldaten und seinen Pucka-Puck für die N'Gombi und für die Isisi und Akasava aufheben, denn diese sind ein aufrührerisches und böses Volk.«

»Kwai!«

Die Forderung war offenbar populär, und Sanders lächelte im stillen.

»Was uns anbetrifft«, fuhr der Sprecher fort, »sind wir ein friedfertiges Volk und leben in Eintracht mit allen Stämmen, und wenn irgendeiner von uns Tribut verlangt, dann ist es immer besser, wir geben ihn freiwillig, als daß wir diese Steuern bezahlen.«

Sanders hörte schweigend zu, dann wandte er sich an den Häuptling. »Es soll so sein, wie ihr es wünscht. Ich werde euch die Hälfte der Steuern erlassen. Das Palaver ist aus.«

Er ging in der Nacht an Bord der »Zaire« zurück und lauschte, während er wach lag, den Kastagnetten der tanzenden Weiber. Die Kikos feierten den Sieg ihrer Diplomatie.

Sanders fuhr am nächsten Tage zu den Isisi; er zweifelte nicht, daß ihm die Nachricht seines Zugeständnisses vorausgeeilt sei.

Und so war es auch. Kaum hatte er seinen Platz im Palaverhause zu Lukalili eingenommen, als der Häuptling die Verhandlung eröffnete.

»Sandi, Gebieter«, begann er, »wir sind arme Leute, und unser Volk schreit wegen der Besteuerung laut auf. Nun, Herr, haben wir des langen und breiten über diese Angelegenheit nachgedacht und sind zu folgender allgemeiner Ansicht gekommen: Wenn Eure Lordschaft uns die Hälfte unserer Steuern erlassen wollte, wären wir glücklich. Denn dieser Pucka-Puck...«

Sanders winkte ihm zu schweigen.

»Häuptling und Volk! Ich bin geduldig, denn ich habe euch lieb.

Aber sprecht nur noch ein Wort über Steuer und Pucka-Puck, so werde ich veranlassen, daß an meiner Stelle ein anderer Distriktsgouverneur eingesetzt wird, und ihr werdet wünschen, daß ihr niemals geboren wäret.«

Danach hatte Sanders keine Mühe mehr. Er kam zu den Ochori und fand Bosambo gänzlich von seinem Neugeborenen in Anspruch genommen, aber unternehmungslustig.

»Bosambo«, sagte der Distriktsgouverneur, nachdem er das junge Menschenkind vorsichtig in seinen Armen gehalten und sein Geburtstagsgeschenk gemacht hatte, »ich habe dir was zu erzählen.«

Sanders berichtete seine Geschichte, die Bosambo sehr unterhaltsam fand. Als sich Sanders fünf Tage später auf der Rückreise befand, landete Bosambo, der mit zehn ausgesuchten Leuten als Paddler den Strom abwärts gefegt kam, bei Kikostadt. Er wurde untertänigst bewillkommnet, und des Häuptlings beste Hütte wurde für ihn rein gefegt.

»Bosambo«, sagte der Häuptling nach Beendigung des Mahles, »mein Herz wird verwundet sein, wenn du uns diese Nacht verlassen haben wirst.«

»Ich bin ein gutherziger Mann«, antwortete Bosambo. »Deshalb werde ich diese Nacht noch nicht abreisen, denn der Gedanke an deinen Kummer lasse mich nicht schlafen.«

»Herr«, beeilte sich der Häuptling zu sagen, »Kummer findet an mir keinen Halt. Überdies werde ich sehr fest schlafen, und es wäre geradezu schändlich, wollte ich dich deinem Volke entziehen, das wie hungrige Menschen nach deiner Rückkehr seufzt.«

»Das ist wahr. Dennoch will ich noch eine Nacht hier bleiben, weil mein Herz voll freundlicher Gedanken für dich ist.«

»Falls du heute Nacht gehst, Bosambo«, sagte der Häuptling verlegen, »mache ich dir zwei Ziegen zum Geschenk.«

»Ziegen esse ich nicht«, antwortete Bosambo bedeutungsvoll, »meine Religion verbietet mir das...«

»Ich will dir auch Salz geben.«

»Ich bleibe über Nacht«, versetzte Bosambo nachdrücklich.

»Morgen werde ich mir die Sache überlegen.«

Am nächsten Morgen ging Bosambo, um ein Bad im Flusse zu nehmen; bei seiner Rückkehr sah er den Häuptling finster vor seiner Hütte hocken.

»Hallo, Cetomati!« begrüßte Bosambo ihn, »ich habe Neuigkeiten für dich, die dein Herz froh machen werden.«

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in den Augen des Häuptlings auf.

»Geht mein Bruder so bald?« fragte er anzüglich.

»Häuptling«, gab Bosambo säuerlich zurück, »wenn das gute Nachricht für dich bedeutet, dann gehe ich. Und wehe dir und deinem Stamme, denn ich bin stolz, und meine Leute sind es auch.

Aber ebenso sind sie berüchtigt wegen ihrer Rachsucht.«

Der Kikohäuptling stand erregt auf. »Herr«, sagte er demütig, »meine Rede war sinnlos, denn siehe, vergangene Nacht habe ich in Trauer darüber zugebracht, daß ich dich verlieren soll. Und nun erzähle mir deine guten Nachrichten, damit ich mich mit dir freuen kann!«

Aber Bosambo zürnte fürchterlich, und es dauerte einige Zeit, ehe er beschwichtigt war.

»Das sind meine Neuigkeiten, Häuptling. Während ich badete, sah ich in der Ferne einige Ochorikanus. Und ich denke, sie bringen meine Ratgeber. Wenn das so sein sollte, dann bleibe ich vielleicht noch lange bei dir. Freue dich!«

Der Kikohäuptling stöhnte.

Er stöhnte noch mehr, als die Kanus ankamen, denn sie brachten Bosambo Verstärkung - zehn muntere Krieger, ungewöhnlich groß und muskulös.

Er stöhnte unverhohlen, als der nächste Morgen zehn weitere Krieger brachte und der Abend darauf weitere zwanzig.

Es sind Gerüchte am Fluß im Umlauf, die wenig schmeichelhaft für die Eßlust der Ochori sind. Zum Beispiel: »Die Menschen essen, um fett zu werden, aber die Ochori leben, um zu essen.« Und: »Ein Maisfeld ernährt ein Dorf für ein Jahr, zehn Ziegen für einen Monat und einen Ochori für einen Tag.«

Sicher waren Bosambos Leute ausgezeichnete Fresser. Sie aßen und aßen und aßen; von Sonnenaufgang bis zum Erscheinen der Sterne wechselten sie zwischen der Bereitung ihrer Mahlzeiten und deren Unterbringung.

Das naive Kikovolk umstand sie und beobachtete mit Erstaunen, wie ihre schönen Nahrungsmittel verschwanden.

»Ich merke schon, wir werden an Hunger sterben, wenn die Regenzeit kommt«, klagte ihr Häuptling in Verzweiflung. Er sandte ein Eilkanu zu Sanders, aber der hatte kein Mitleid.

»Geh zu deinem Herrn!« befahl er dem Boten, »und sage ihm, alles das sei sein Palaver! Wenn er diese Gäste nicht wünscht, soll er sie rauswerfen, denn das Land gehört ja ihm, und er ist der Häuptling.«

Das war ein schlechter Trost für Cetomati, denn die Ochori saßen in seinen besten Hütten, aßen seine besten Nahrungsmittel auf und fanden die besten Plätze an den Tanzfeuern.

Der Häuptling rief seine Vormänner zu geheimem Palaver zusammen.

»Diese elenden Ochori ruinieren uns noch!« begann er. »Sind wir denn Männer oder Hunde? Nun sage ich euch, Ratgeber und Volk, morgen sende ich Bosambo und seine Strauchgesellen heim, und wenn ich dabei zugrunde gehe.«

»Kwai!« riefen seine Räte einstimmig.

»Herr«, entgegnete einer, »in alten Zeiten war das Kikovolk sehr wild und blutdürstig; vielleicht, wenn es unserer Beredsamkeit gelingt, es aufzurütteln, wird es noch einmal wild und blutdürstig.«

Der Häuptling sah ungläubig drein. »Ich glaube nicht, daß das Kikovolk so wild und blutdürstig wie in vergangenen Zeiten ist, denn wir haben inzwischen viele fette Jahre gehabt. Was ich weiß, o Freund, ist, daß die Ochori in der Tat sehr wild sind und daß Bosambo schon viele erschlagen hat.«

Während der Nacht peitschte er seinen Mut hoch, und am Morgen unterwarf er diesen Mut einer Probe.

Bosambo hatte in der Weise, wie es ihm als Herrscher und Gebieter zukam, ein großes Jagdfest angesetzt, und er und seine Mannen versammelten sich gerade dazu in der Dorfstraße, als der Häuptling mit seinen Ratgebern herankam.

»Herr«, redete der Häuptling Bosambo im sanftesten Tone an, »ich muß dir etwas offenbaren.«

»Ich höre!« sagte Bosambo.

»Du weißt, daß ich dich gern habe, Bosambo, und der Gedanke, daß ich dich zur Heimkehr drängen muß - mit Geschenken -, ist sehr traurig für mich.«

»Noch trauriger für mich«, entgegnete Bosambo in Unheil kündendem Tone.

»Dennoch muß ich's, Herr«, antwortete der verzweifelte Häuptling, »denn mein Volk ist wütend auf mich, weil ich euch so lange in unsern Grenzen dulde. Ferner herrscht jetzt viel Krankheit hier, und ich muß fürchten, daß du und deine prächtigen Leute ebenfalls krank werden und sterben.«

»Nur ein Mann in der ganzen Welt, Häuptling«, sagte Bosambo mit Überlegung, »hat jemals solche Demütigung über mich gebracht, und, Häuptling, dieser Mann - wo ist er jetzt?«

Der Kikohäuptling antwortete nicht, weil er nicht wußte, was er antworten sollte. Er konnte es ahnen, oh, sehr wohl konnte er es ahnen, und Bosambos folgende Worte bestätigten ihm diese Ahnung.

»Er ist tot«, sagte Bosambo feierlich. »Ich will dir nicht erzählen, wie er starb, damit du nicht denken sollst, ich sei ein Prahler, noch will ich dir sagen, wer ihn erschlug, noch dir seine Todesart beschreiben, denn das würde dir Kummer bereiten.«

»Bosambo«, erwiderte der Häuptling aufgeregt, »das sind böse Worte.«

»Ich sage keine bösen Worte, denn ich bin, wie du weißt, Sandis Schwager, und das würde ihm großen Kummer bereiten. Ich sage nichts, du kleiner, kleiner Häuptling.«

Mit einer herablassenden Handbewegung schritt Bosambo von dannen, sammelte seine Leute und zog mit ihnen dem Flußufer zu.

Es war umsonst, daß der Kikohäuptling ungeheure Mengen Nahrungsmittel und Geschenke in jedem Kanu Bosambos aufgehäuft hatte und das Salz säckeweise sogar unter die

Paddler verteilt worden war.

Es ist richtig, daß Bosambo alles dies nicht wieder auslud, aber offensichtlich verachtete er alles. Der Kikohäuptling stand in seiner Angst und Verlegenheit erst auf einem Bein, dann auf dem anderen und war bestrebt, dem Abschied ein heiteres Aussehen zu geben, aber Bosambo blieb schweigsam, abweisend und schaute unsagbar düster drein.

»Herr«, wandte sich der Kikohäuptling an ihn, »wann soll sich mein Herz wieder über den Anblick deines schönen Gesichtes freuen?«

»Wer weiß?« gab Bosambo geheimnisvoll zurück. »Wer kann sagen, wann ich oder meine Freunde zurückkommen? Denn viele Menschen lieben mich - Isisi, N'Gombi, Akasava, Bongindi und die Urwaldpygmäen.«

Er trat vorsichtig in sein Kanu.

»Ich sage euch«, er erhob feierlich seinen Zeigefinger, »daß das, was immer auch über euch kommen mag, nicht mein Palaver ist.

Wer auch immer euch heimlich in der Nacht beschleichen mag, Bosambo wird es nicht sein. Ich rufe alle Menschen hierfür zu Zeugen an.«

Und damit fuhr er ab.

In dieser Nacht gab es ein Palaver, in dem alle Männer zugleich sprachen und der Häuptling nervös an seinen Fingernägeln kaute.

Man erwartete bestimmt einen Angriff.

»Laßt uns ihnen kühn Widerstand leisten!« sagte der eine, der schon früher diesen Rat gegeben hatte, »denn Calacala - in längst vergangenen Zeiten - war das Kikovolks ein wilder und blutdürstiger Stamm.«

Was immer die Kikos gewesen sein mochten, jedenfalls herrschte kein Abenteurergeist mehr unter ihnen, und viele

Stimmen vereinigten sich, um den Geist, der Widerstand empfohlen hatte, einen Narren und Schlimmeres zu nennen.

Während der ganzen Nacht befanden sich die Leute unter Waffen.

Einmal ließ sie der Ruf eines Vogels mit Angstgeschrei nach ihren Hütten flüchten; ein anderes Mal stieß ein umherirrender Büffel auf prahlerische Vorposten und jagte sie auseinander. Nacht für Nacht hielten die verängstigten Kikoleute Wache und schliefen des Tages, so gut sie konnten.

Man bekam keinen Feind zu Gesicht. Die Spannung, in der sie gehalten wurden, war schlimmer, als es das Auftauchen bewaffneter Krieger gewesen wäre. Ein Bote ging ab, um Sanders von der Angst und den Befürchtungen der Leute zu benachrichtigen, aber Sanders war dickfellig.

»Wenn euch irgend jemand angreifen sollte, werde ich mit meinen Soldaten kommen. Und für jeden von euch, der getötet wird, werde ich wieder einen eurer Feinde töten.«

»Herr«, antwortete der Bote, des Häuptlings Sohn, »wenn wir erst tot sind, soll es uns wenig kümmern, wer lebt oder stirbt. Ich bitte dich daher, Herr, schicke deine Soldaten mir mir, denn unser Volk ist müde und furchtsam.«

»Begnügt euch damit, daß ich euch die Steuern erlassen habe!

Das Palaver ist aus«, sagte Sanders.

Der Bote kehrte zu seinem niedergeschlagenen Stamm zurück.

Sanders befand sich zu diesem Zeitpunkt nicht weiter als eine Tagereise entfernt von den Kikoleuten - und ein furchtkrankes, müdes Volk wartete in Verzweiflung auf die Verwirklichung seiner Ängste.

Sie hätten in alle Ewigkeit warten können, denn Bosambo war längst in seine Heimat zurückgekehrt und hatte sie beinahe vergessen, und Isisi und Akasava, die die Kikoleute aus

irgendeinem Grunde als die besonderen Schützlinge Sanders" ansahen, dachten nicht mehr daran, sie anzugreifen, als sie an die Möglichkeiten dachten, Sanders selbst anzugreifen, und die N'Gombi hatten ihre Lektion weg.

So standen die Dinge, als das Lulunguvolk, das drei Tagesreisen hinter den Akasava hauste, den Fluß herunterkam, um nach Kampf und Beute zu spähen. Zwei Jahre lang waren sie ruhig gewesen, nun machten sie sich wie hungrige, wildernde Hunde auf den Flußweg - in sechs mit Schlamm und Binsen besudelten Kriegskanus.

Sie fanden Unterkommen in den Fischerdörfern, denn deren Bewohner, friedliebende Seelen, flohen bei der ersten Kunde ihrer Annäherung. Sie kamen an den Ochori vorüber, indem sie sich vorsichtig in der Mitte des Stromes hielten. Es gab eine Zeit, da die Ochori sie mit allem Nötigen versehen hätten, aber jetzt schnappten Bosambos Leute bissig um sich.

»Trotzdem«, meinte Gomora, der stellvertretende Häuptling der Lulungu, zu seinen Vormännern, »laßt zwei Kanus an Land paddeln, denn da wir so stark sind, werden sich uns die Ochori nicht widersetzen.«

Zwei Kanus lösten sich aus der Flottille und steuerten landwärts.

Ein Hagel von Pfeilen fiel in ihrer Nähe nieder; da zogen sie sich zurück.

Das Isisiland ließen sie unbehelligt liegen, den Akasava gingen sie aus dem Wege, soweit sie nur konnten, denn die Lulungu waren grausamer als tapfer und geneigter zu kalter Metzelei als zu heißem Kampfe.

So schwankten sie mit ihren Kanus stromabwärts und machten Beute, wie sie ihnen die ungeschützten Dörfer boten.

Es war ein recht uneinträgliches Unternehmen.

»Nun wollen wir zu den Kiko gehen«, sagte Gomora, »denn

dieses Volk ist sehr reich und außerdem sehr furchtsam. Wir wollen sie aber nicht töten, denn dieser Teufel, Sandi, haßt uns, und er wird die Stämme gegen uns aufstacheln, wie er das zu den Zeiten unserer Väter getan hat.«

Sie warteten, bis die Nacht hereingebrochen war, und dann stürzten sie sich unter dem Schatten des Flußufers schweigend auf ihre Beute.

»Wir wollen sie erschrecken«, sagte Gomora, »dann werden sie uns geben, was wir fordern. Und dann werden wir sie zwingen, bei Iwa zu schwören, daß sie Sanders nichts davon verraten - es wird sehr einfach sein.«

Die Lulungu kannten das Kikovolk zu gut. Sie landeten an einem geeigneten Platz und verfolgten ihren Weg durch einen Waldstreifen, ohne jene Vorsicht zu beobachten, die für ihr Vorgehen nötig gewesen wäre, wenn es sich gegen einen kriegerischen Stamm gerichtet hätte.

Als Sanders in fliegender Fahrt stromabwärts fuhr, die Geschütze ausgeschungen und klar zum Gefecht, seine bewaffneten Haussas am Bug des Dampfers, stieß er auf zwei Kanus, die unzweifelhaft mit Lungulu bemannt waren.

Er umkreiste sie und nahm sie gefangen. In einem dieser Kanus befand sich Gomora, etwas geschwächt vom Blutverlust, aber noch mehr vor den Kopf geschlagen.

»Herr«, klagte er bitter, »seit du gekommen bist, hat sich die ganze Welt verändert. Einst waren die Ochori ein gefundenes Fressen für mich und mein Volk, denn sie waren sehr furchtsam.

Dann auf einmal wurden sie durch einen gewissen Zauber wilde Krieger. Und nun, Herr, sind auch die Kikoleute, die noch stromauf und ab als sanftmütig bekannt sind, zu richtigen Satanen geworden.«

Sanders wartete, und der Häuptling fuhr fort.

»Vergangene Nacht kamen wir zu den Kiko, um dort zu

übernachten, und in der Dunkelheit des Waldes überfielen sie uns mit großem Geschrei. Und siehe, Herr, von zehn Kanus sind diese Leute alles, was übrig geblieben ist, denn die Kikoleute warteten auf unser Kommen.«

Er sah Sanders ernst an.

»Sage mir nur, Herr, welchen Zauber gebrauchen die Weißen, um aus Feiglingen Männer zu machen?«

»Das brauchst du nicht zu wissen«, antwortete Sanders diplomatisch, »aber du kannst das getrost zu einem Sprichwort deines Volkes machen:»Jede Ratte kämpft in ihrem eigenen Loch, und Furcht kämpft grimmiger als Haß.««

Sanders fuhr nach Kikostadt; er kam gerade rechtzeitig, um einen Kriegszug zu verhindern, denn die Kikoleute, ganz erfüllt von der Anmaßung über ihr eigenes Können, sammelten einen Heerhaufen, um die Ochori anzugreifen.

»Ich habe dir oft gesagt«, prahlte der Häuptling voll Stolz, »daß die Kikoleute fürchterlich und blutdürstig seien, und nun, sieh her, Herr! - In der Nacht haben wir unsere Unterdrücker erschlagen, denn der Geist unserer Väter kam über uns, und unsere Feinde konnten uns nicht widerstehen.«

»Ausgezeichnet!« antwortete Sanders in der Landessprache.

»Nun sehe ich ein Ende aller Steuerpalaver, denn in der Tat, meine Soldaten und der Pucka-Puck werden nicht mehr von euch gewünscht. Dennoch, für den Fall, daß die Lulunguleute zurückkehren sollten - denn ihrer sind so viele wie Sandkörner im Fluß -, werde ich euch Krieger zu Hilfe senden.«

»Herr, du bist wie unser Vater und unsere Mutter«, sagte der Häuptling angenehm berührt.

»Darum will ich Bosambo bestimmen, dessen Herz mit euch fühlt, daß er mit seinen Kriegern hierher kommt, um eine Zeitlang in eurer Stadt zu bleiben.«

In des Häuptlings Gesicht arbeitete es krampfhaft. Er sah aus,

als ob er eine bittere Medizin verschluckte.

»Herr«, bat er bewegt, »wir sind ein armes Volk. Dennoch wollen wir dir unsere vollen Steuern bezahlen, denn am Ende dürfte uns das billiger kommen als Bosambo und seine verfressenen Teufel.«

»Das glaube ich auch«, sagte Sanders.

Der Aufstieg des Kaisers

Tobolaka, der König der Isisi, wurde, da er ein Christ war, wegen seiner Vorzüge zum Bakkalaureus der schönen Künste ernannt.

Eine Zeitlang regierte er sein Land weise, und er hätte in allen Ehren grau werden können, aber ein allzu großer Ehrgeiz gewann die Oberhand über ihn.

Denn Tobolaka war, als er noch ein Knabe war, von einem allzu eifrigen Baptisten mit nach Amerika genommen worden; er wurde auf einem College erzogen und hatte sogar Vorträge in Amerika und England gehalten. Er machte, wie man mir berichtete, ganz leidliche lateinische Verse, erklärte gewandt die freie Silberwährung Mr. Bryans und trug Lacklederschuhe mit breiten seidenen Schnürsenkeln.

In London zog er die Aufmerksamkeit eines neugebackenen Unterstaatssekretärs für die Kolonien auf sich. Dieser Unterstaatssekretär war ein Neffe des Ministerpräsidenten, ein Vetter des Kriegsministers und Schwiegersohn des Großkanzlers; aus diesem Grunde hatte er Verbindungen, die die meisten Unterstaatssekretäre für gewöhnlich nicht besitzen.

»Was für Pläne haben Sie, Mr. Tobolaka?« fragte ihn der Unterstaatssekretär.

Herr Tobolaka war etwas zurückhaltend. »Ich fühle, Mr. Cardow«, sagte er, »daß meine Lebensaufgaben in meinem Lande liegen - nein, ich will damit nicht etwa sagen, daß ich irgendwelche Neigung für den Missionarsberuf habe. Für die Verwaltung fühle ich mich schon eher berufen. Ich bin, wie Sie ja wissen, ein Isisi, also reiner Bantuschlag, soweit die Sage diese Streitfrage unterstützt, und ich habe oft daran gedacht, daß hier außergewöhnliche Möglichkeiten für eine Verbindung von Interessen liegen, da die Isisi eine herrschende Rasse sind. In der

Tat...«

»Eine glänzende Idee...! Eine großartige Idee!« rief der Unterstaatssekretär begeistert.

Dieser junge Mr. Cardow suchte schon seit Jahren nach irgendeinem Plan, den er zu seinem eigenen Nutzen fördern könne. Nach Art aller sich entfaltenden Parlamentarier suchte er sehnlichst nach einem Unternehmen, das Zeitungsartikel und Abhandlungen nach sich zöge und ihm den Beifall oder die Mißbilligung der Presse eintrüge, je nach den besonderen politischen Schattierungen, die die einzelnen Zeitungen vertraten.

Deshalb entwickelte er in der Stille seines Zimmers in Whitehall Court einen Plan, den er seinem Vorgesetzten unterbreitete. Dieser große Geist versprach, die Arbeit an einem bestimmten Tage zu lesen, und war bestürzt, als er sich einer Schrift von vierzig Folioseiten in Maschinenschrift gegenüber sah, gerade in dem Augenblicke, als er den 10 Uhr 35 Minuten abgehenden Zuge nach den Cotswold-Golf-Feldern zu erreichen eilte.

Er stopfte das Manuskript in seine Aktenmappe und vergaß es gänzlich. Bei seiner Rückkehr in die Stadt entdeckte er, daß er durch irgendwelchen unglücklichen Zufall den Entwurf zu dem großen Plan irgendwo liegengelassen hatte.

Da er indessen nicht umsonst Politiker war und sich also zu helfen wußte, schrieb er an seinen Untergebenen.

»Lieber Cardow, ich habe Ihr wertvolles Dokument mit mehr als gewöhnlichem Interesse gelesen. Ich halte es für eine ausgezeichnete Idee.« - Er wußte, es war eine Idee, weil Cardow ihm das gesagt hatte. - »Aber ich sehe viele Schwierigkeiten. Schicken Sie mir doch eine Abschrift davon! Ich möchte es einem Freunde senden, der mir sein Sachverständigenurteil darüber abgeben soll.«

Es war ein schlauer, aber ein unvorsichtiger Brief, denn auf

Grund dieses Briefes erwarb der Unterstaatssekretär die Sympathien und den tatkräftigen Beistand der Kollegen seines Vorgesetzten.

»Hier haben wir einen Eingeborenen, und zwar einen Eingeborenen von Erziehung, der patriotisch gesinnt und intelligent ist und voller Pläne steckt. Es ist das eine seltene Gelegenheit, eine glänzende Gelegenheit. Lassen Sie ihn in sein Vaterland zurückkehren und dort seinen Faden spinnen!«

Diese Unterhaltung fand im Zimmer des Ministerpräsidenten statt; es waren drei Minister der Krone anwesend, einschließlich eines Unterstaatssekretärs des Innern, der sich offensichtlich langweilte, denn er verfolgte seine eigenen Pläne und hätte viel lieber ein von ihm entworfenes Handwerker-Grundstücksgesetz erörtert.

»Befindet sich nicht ein Distriktsgouverneur Sanders in jener Gegend?« warf er matt ein. »Ich glaube, mich eines solchen Namens erinnern zu können. Und sind nicht Unzuträglichkeiten mit den kleineren Häuptlingen wahrscheinlich, wenn wir so eine Sorte von Zentralafrikanischem Kaiser einsetzen?«

»Darüber kommen wir schon hinweg«, meinte Cardow eifrig, »und was Sanders anbetrifft, so erwarte ich dessen Unterstützung.

Eine am Isisifluß eingesetzte Dynastie könnte allen Unruhen ein Ende bereiten, die wir dort gehabt haben.«

»Es könnte auch anderen Dingen ein Ende bereiten«, sagte der ungeduldige Staatssekretär des Innern. »Zum Beispiel, wegen des Grundstücksgesetzes sollten wir, denke ich, Cronks Verbesserungsvorschlag annehmen.«

Einige Wochen später wurde Mr. Tobolaka nach Whitehall Court gerufen.

»Ich glaube, Mr. Tobolaka«, begann Cardow zuvorkommend, »ich habe alles so weit, um einen Versuch mit unserem Plan zu machen. Die Regierung hat zugestimmt - nach einem harten

Kampf mit den maßgebenden Stellen, gebe ich zu -, Sie am Isisi als König und obersten Herrscher über die Isisi, Ochori, N'Gombi und Akasava einzusetzen. Man wird Ihnen eine jährliche Apanage zubilligen und Ihnen eine Residenz in der Isisistadt bauen. Sie werden Mr. Sanders etwas - äh - schwierig finden, aber Sie müssen eben große Geduld haben.«

»Herr«, antwortete Tobolaka mit tiefer Bewegung, »ich bin Ihnen ewig zu Dank verpflichtet. Sie waren wahrhaftig gütig gegen mich, und ich hoffe, ich werde alles zum besten lenken.«

Während der Fahrt Tobolakas nach seinem Reich befahl Sanders alle Häuptlinge zu einem Palaver, und sie kamen, um ihn in der Isisistadt zu treffen.

»Häuptlinge und Älteste«, redete Sanders sie an, »ihr wißt, daß das Isisivolk sich vor vielen Monaten in einem unglücklichen Augenblick erhob, um vom Gesetz verbotene Opfer zu bringen. Deshalb kam ich damals mit meinen Soldaten und nahm den König mit mir in die Stadt der Ketten, wo er sich noch befindet. Weil nun die Isisileute ein unzuverlässiges Volk sind, setzt meine Regierung einen neuen König ein. Dieser neue König ist Tobolaka, der Sohn Yoka 'n'kemas, des Sohnes Ichulomos, des Sohnes Tibilinos.«

»Herr«, schnappte ein Isisiältester, »diesen Tobolaka kenne ich.

Die Missionare nahmen ihn mit sich in ihr eigenes Land, wo er lernte, ein Weißer zu werden.«

»Dennoch verspreche ich euch, daß er schwarz ist«, entgegnete Sanders trocken, »und er wird noch schwärzer werden. Außerdem, ihr Häuptlinge von Ochori, N'Gombi und Akasava, dieser neue König wird auch euch regieren, da er als Oberherrscher dieser Gegenden eingesetzt ist. Und ihr sollt ihm Geschenke bringen und Tribut zahlen, wie das Sitte ist.«

Verhängnisvolles Schweigen trat ein.

Darauf sprach O'kara, der Häuptling der Akasava, ein alter

und anmaßender Mann: »Herr«, sagte er, »ich habe viele Dinge gelernt, so zum Beispiel geheimnisvolle Dinge und Teufelszauber. Aber noch niemals in meinem Leben habe ich gehört, daß die Akasava an die Isisi Tribut zahlten. Denn, Herr, im Jahr der großen Überschwemmungen fochten die Akasava mit den Isisi und schlugen sie in die Flucht; auch zur Zeit, als es noch Elefanten gab, besiegten wir die Isisi zu Lande und zu Wasser, ja, wir saßen heute in ihrem eigenen Lande, wenn Eure Lordschaft nicht mit Soldaten und Geschützen gekommen wäre und uns zur Rückkehr veranlaßt hätte.«

Die Akasavaältesten murmelten Beifall.

»Auch wir N'Gombileute«, sagte einer ihrer Häuptlinge, »sind wackere Kämpfer, und oft haben die Isisileute vor unseren mächtigen Schlachtrufen gezittert. Ich für meinen Teil schäme mich, wenn ich Tobolaka Tribut zahlen müßte.«

Nun wartete man darauf, daß Bosambo von den Ochori in diesem Palaver das Wort ergriffe, aber dieser schwieg, weil er noch nicht sicher war, worauf der Distriktsgouverneur hinaus wollte.

Andere Männer ergingen sich in weitschweifigen Reden, indem sie das von ihren Häuptlingen hingeworfene Stichwort aufnahmen.

Nur die Ochorileute sagten nichts.

»Denn, wie sollte ich reden?« sagte Bosambo nach dem Palaver.

»Niemand weiß, wie Eure Lordschaft denkt.«

»Ihr habt doch Ohren«, antwortete Sanders etwas unwirsch.

»Groß genug sind sie«, gab Bosambo zu. »So groß, daß sie Eurer Herrlichkeit schöne Stimme hören, dennoch sind sie nicht so lang, um Eurer Herrlichkeit liebevolle Gedanken zu erraten.«

Sanders' Gedanken waren durchaus nicht liebevoller Natur, und sie büßten an Liebesfülle von Tag zu Tag um so mehr ein,

je näher das Schiff kam, das Tobolaka nach seinem Reiche trug.

Sanders ging nicht an den Strand, um ihn zu empfangen. Er erwartete Tobolaka auf der Veranda seines Wohnhauses, und als dieser ankam, von Kopf bis Fuß in fleckenlosem Weiß und einen Tropenhelm genau nach kolonialem Muster auf dem Schädel, fluchte Sanders geläufig auf alle sich dreinmischenden und experimentierenden Regierungen.

»Ah, Mr. Sanders, ich darf mir wohl erlauben?« sagte Tobolaka auf englisch und streckte ihm seine Hand entgegen.

»Häuptling«, antwortete Sanders im Isisidialekt, »du weißt, daß ich Sandi bin, deshalb rede nicht wie ein Affe, sondern sprich lieber die Sprache deines Volkes, dann werde ich dich besser verstehen und du mich auch.«

Tbolaka hatte sich nämlich eine würdevolle kleine Rede ausgedacht, in deren Verlauf er beabsichtigte, Sanders zu der glänzenden Verfassung, in der sich dessen Bezirk befand, zu beglückwünschen und ihn seiner eigenen freudigsten Mitarbeit zu versichern, und die er in einer Versicherung seiner Wünsche ausklingen zu lassen gedachte, daß immer herzlichstes Einvernehmen zwischen ihm und dem Staate bestehen möge.

Diese Rede war nach dem Vorbild einer ähnlichen Rede entworfen, die König Peter von Serbien gehalten hatte, als er die Krone annahm. Aber unglücklicherweise war diese Rede englisch abgefaßt, und der am nächsten kommende Ausdruck für Beglückwünschung im Isisidialekt ist eine landläufige Phrase, die wörtlich meint: »Hoher Mann sieht freundlich auf Hund von einem Sklaven, der zu seinen Füßen liegt.« Und das, empfand Tobolaka, wäre natürlich verfehlt gewesen, denn er war doch gekommen, um den Distrikts-gouverneur auf seinen Platz zu verweisen.

Sanders ließ sich später herbei, englisch zu sprechen, als Tobolaka sich über die Minister seines zukünftigen Kabinetts unterhielt.

»Ich werde - auf den Vorschlag des Premierministers hin - bemüht sein, Bezirksräte einzusetzen«, sagte Tobolaka. »Ich glaube, es ist möglich, den Eingeborenen zu einem Verständnis seiner Verantwortlichkeit zu bringen. Wie Cicero sagte...«

»Kümmere dich doch nicht um Cicero!« sagte Sanders kalt. »Es handelt sich nicht darum, was Cicero sagte, sondern darum, was Bosambo sagen wird. Es gibt Philosophen an diesem Fluß, die die Alten weit hinter sich lassen.«

Tobolaka fuhr in einem ihm von den Isisileuten gesandten Kanu nach seinem neuen Heim. Er winkte mit dem Zaunpfahl, daß ein feierlicher Einzug an Bord der »Zaire« recht angebracht wäre.

»Und ein Salut mit zehn Geschützen!« knurrte Sanders in der Isisisprache. »Mach, daß du in dein Land kommst, Häuptling, ehe ich meine Geduld verliere, denn ich bin nicht in Stimmung, mit dir zu palavern.«

Tobolaka hielt sich lange genug am Bezirksamtssitz auf, um privatim an den bewundernswerten Herrn Cardow zu schreiben; er klagte, daß das Verhalten des Distriktsgouverneurs ihm gegenüber wenig entgegenkommend gewesen sei. Dieser habe ihm gegenüber eine beklagenswerte Abneigung gezeigt. Der Brief schloß mit achtungsvollen Wünschen für Mr. Cardows Gesundheit und einem Nachsatz, der sich bezeichnend und unheilvoll in der Richtung bewegte, daß der Schreiber hoffe, die guten Beziehungen, die bereits zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten beständen, durch Mittel, die er nicht angab, weiter zu festigen.

Der ausgezeichnete Mr. Cardow war offensichtlich durch diese rätselhafte Nachschrift vor eine schwierige Frage gestellt, aber er war zu beschäftigt, um Tobolaka zu antworten.

Tobolaka kam in seiner Stadt an und wurde stürmisch von einem Volke bewillkommnet, das jederzeit bereit war, über etwas zu jubeln, das Tänze und Feste versprach.

Er saß in seinem weißen Tropenanzug und weißen Tropenhelm im Palaverhaus, einen Kavalleriepallasch (den Sanders nicht gesehen hatte) zwischen den Knien und die weiß behandschuhte Hand auf dem Degenkorb.

Er hielt eine Ansprache in der Isisprache, die sie verstanden, und sprach dann auf englisch zu ihnen, das sie nicht verstanden, aber für wundervoll hielten. Er rezitierte auch so viel aus der »Ilias«, wie er sich zu erinnern vermochte; dann wurde er im Triumph und ein wenig heiser zu dem Häuplingshaus geleitet, wo junge Mädchen ihn bedienten und zu seiner Unterhaltung vor ihm tanzten.

Sanders erfuhr von diesen Dingen, und nicht nur davon. Er erfuhr, daß die Isisi nach europäischer Art regiert werden sollten.

Eines Tages kam Gala zu Tobolaka, ein verleumderischer Ältester aus dem Dorfe Toroli, mit glatten schmeichlerischen Worten. Tobolaka ernannte ihn zum Justizminister, obwohl der Kerl ein berüchtigter Dieb war. Mijilini, den Häuptling eines Fischerdorfes, machte er zu seinem Kriegsminister; er hatte einen Minister des Innern, einen Landwirtschaftsminister und einen Fischereikommissar.

Sanders, der flußaufwärts dampfte, stieß auf das Kanu Limibolos, des Akasavamannes, und es war mit Zeug und Speeren geschmückt, wie zu einer Hochzeit.

»Herr«, sagte Limibolo würdevoll, »ich fahre nach meinem Dorf, um da ein Palaver zu halten, denn mein Herr und König hat mich mit einem gewissen Namen bezeichnet, den ich zwar nicht verstehe, aber der mit dem Aufhängen von Bösewichtern zu tun hat, und, bei Iwa! ich kenne zwei Leute in meinem Dorfe, die mir Salz schulden, und, beim Tode! sie sollen sofort hängen!«

»Dann werde ich kommen, und du sollst auch hängen«, sagte Sanders mißgestimmt. »Darauf kannst du dich verlassen!«

Es sickerte durch, daß der lustige Limibolo zum Sheriff ernannt worden war. Tobolaka war im Begriff, zur Erhöhung seines Ansehens eine Armee zu schaffen, als Sanders auf der Szene erschien. Er kam ohne Ankündigung, und Tobolaka hatte keine Gelegenheit, ihn mit jener Pracht zu empfangen, zu der der König sich selbst sowie dem Vertreter des Governments gegenüber sich für verpflichtet hielt.

Aber er hätte reichlich Zeit gehabt, um an das Ufer hinunterzugehen und den Distriktsgouverneur zu begrüßen, wie es Sitte war.

Statt dessen blieb er vor seiner Hütte sitzen und sandte seinen diensttuenden Minister, den Lumpen Gala.

»O Gala«, sagte Sanders, als er über die schmale Laufplanke von der »Zaire« an Land trat, »was stellst du in diesem Lande vor?«

»Herr, ich bin ein großer Diebfänger auf Befehl meines Königs.

Auch halte ich das Böse in Schach, wo immer es auftritt.«

»OKo!« klang es in beleidigendem Ton von Sanders, »da du der größte Dieb von allen bist, halte ich es für das beste, du fängst erst dich selbst, ehe ich dich fange.«

Sanders ging durch die Stadt.

Der König war geschäftig gewesen. Rohe Tafeln waren an jeder Straßenecke errichtet worden. Es gab da eine »Downing Street«, eine »Fifth Avenue«, eine »Sacramentostraße«, ein »Piccadilly« und einen »Broadway«. »Das hier«, erklärte Gala, »sind gewisse Teufelszeichen, die mein König aufgestellt hat, um Hexen und böse Geister zu warnen, und sie müssen eine große Zauberkraft haben, denn, Herr, mein Sohn, der an Magenkrämpfen litt, wurde hier« - er zeigte auf »Broadway« - »von seinen Schmerzen befreit.«

»So, so«, sagte Sanders.

Tobolaka erhob sich von seinem Thron und bot Sanders die Hand.

»Es tut mir leid, Mr. Sanders«, begann er, »daß Sie mir Ihre Ankunft nicht vorher angekündigt haben.«

»Wenn ich ein anderes Mal komme, Tobolaka«, Sanders starrte mit seinen durchdringenden grauen Augen auf die weißgekleidete Gestalt, »dann hast du ans Ufer zu kommen und mich dort zu erwarten, wie das Sitte ist.«

»Aber nicht Gesetz«, lächelte der König.

»Meine Gepflogenheiten werden hier Gesetz«, sagte Sanders. Er ließ seine Stimme sinken, bis sie wenig über ein Flüstern ging.

»Tobolaka«, sagte er, »ich habe deinen Vater gehängt und, wenn ich nicht irre, auch dessen Vater. Nun höre auf mich! Du magst dieses Königsspiel so lange spielen, als es deinem Volke Spaß macht, aber du spielst es ohne Soldaten. Solltest du ein Heer, zu welchem Zweck es auch immer sein mag, aufstellen wollen, dann werde ich kommen, euere Stadt verbrennen und dich auf den Weg deiner Vorfahren senden, denn in diesem Lande gibt es nur einen König, und ich bin sein erster Minister.«

Im Gesicht des Königs arbeitete es, und er schlug die Augen zu Boden.

»Herr«, antwortete er, indem er das landläufige »Iwa« seines Stammes anwandte, »ich beabsichtigte damit nichts Böses. Ich wünschte damit nur, mein Weib zu ehren.«

»Du wirst es am besten ehren, wenn du mich ehrst«, gab Sanders zurück.

»Cicero sagt...«, begann Tobolaka auf englisch.

»Zum Teufel mit Cicero!« antwortete Sanders bissig in derselben Sprache.

Er blieb an diesem Tage da, und Tobolaka machte seine Unhöflichkeit wieder gut. Gegen Abend hörte sich Sanders

Tobolakas Klagen an, denn dieser hatte seine Nöte.

»Ich habe alle Häuptlinge zu einem Palaver laden lassen«, sagte er, »da ich wünschte, ein System entsprechend den Grafschaftsräten einzurichten. Darum sandte ich zu den Akasava-, zu den N'Gombi-, zu den Ochorihäuptlingen. Nun, Herr«, fuhr der verletzte Tobolaka fort, indem er ins Englische zurückfiel, »keiner dieser unhöflichen Kerle...«

»Rede in der Landessprache, Tobolaka!« befahl Sanders gelangweilt.

»Herr, kein Mann kam«, antwortete der König. »Auch Tribut haben sie mir nicht gesandt. Und ich wollte sie gern bei meinem Hochzeitsfeste haben, damit mein Weib einen guten Eindruck empfängt. Und da ich christlich getraut werde, wäre es gut, wenn diese kleinen Häuptlinge einmal mit ihren eigenen Augen die Gebräuche der Gottesmänner kennenlernten.«

»Dennoch kann ich die Häuptlinge nicht zu deinem Palaver zwingen, Tobolaka«, antwortete Sanders.

»Herr«, fuhr der Häuptling fort, einer dieser Leute ist Mohammedaner und hat eine böse Zunge. Und als ich ihm sagen ließ, er solle mir huldigen, antwortete er mir mit so entsetzlichen Worten, daß ich sie nicht wiederholen kann.«

»Du mußt dir deine Häuptlinge warmhalten, König«, riet Sanders und gab dem niedergeschlagenen Häuptling keine herzlichere Ermunterung.

Sanders reiste am nächsten Tage an seinen Sitz zurück und vergaß in der Eile, danach zu fragen, wann das Hochzeitsfest stattfände.

»Und je eher er heiratet, desto besser«, sagte er zu dem Hauptmann der Haussatruppe. »Nichts fällt einem so auf die Nerven wie ein europäisierter und amerikanisierter Eingeborener. Es ist ein ebenso abstoßender Anblick wie ein verneigter Weißer.«

»Er wird sich schon beruhigen, es geht nichts über ein Weib«, sagte der Haussa. »Es soll mich nicht wundern, wenn er darüber sogar den alten Cicero vergißt. Wessen Häuptlings Tochter soll denn die Ehre haben?«

Sanders schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht; es ist mir auch gleichgültig. Er könnte vielleicht einen guten Häuptling abgeben ich gebe zu, daß ich gegen ihn voreingenommen bin. Es ist ebenso leicht möglich wie nicht, daß er in Jahresfrist seine Arbeit hinwerfen wird, wenn sie ihn inzwischen nicht auffressen«. Diese Akasava sind unsichere Teufel. Die Zivilisation übt eine mächtige Anziehungskraft auf ihn aus. Er erhält fortwährend Briefe aus England und Amerika.«

Der Schutztruppenhauptmann biß seiner Zigarre die Spitze ab.

»Ich hoffe, er wird Cicero nicht auf Bosambo anwenden«, sagte er anzüglich.

Der nächste Tag brachte die Post - ein Ereignis. Gewöhnlich war Sanders dann unten am Strand, um das Boot abzufangen, das die Post brachte. Aber an diesem Tage tat er es nicht, weil er gerade zwei Kundschafter anhörte, die mit wichtigen Nachrichten gekommen waren. Aus diesem Grunde sah er auch den weiblichen Fahrgast nicht, bis er auf der Schwelle seines Wohnhauses stand.

Sanders sah auf, als ein Schatten über die hölzerne Schwelle fiel, erhob sich und entließ vorläufig die beiden Leute mit einer Handbewegung. Dann ging er der Dame langsam entgegen.

Sie war klein und in gewisser Beziehung hübsch, das Gesicht durch den Gang vom Strand zum Hause etwas gerötet. Ihre Züge waren regelmäßig, ihr Mund klein, das Kinn trat etwas zurück. Es schien ihr nicht ganz behaglich zumute zu sein.

»Guten Morgen«, begrüßte Sanders sie, durch die unerwartete Erscheinung etwas unsicher. Er zog einen Stuhl für sie heran, und sie ließ sich mit einem dankbaren Lächeln darauf nieder, beherrschte sich aber sofort, als ob sie sich selbst eine

unangenehme Aufgabe gestellt habe, und als ob sie sich durch eine höfliche Handlung seinerseits nicht beeinflussen lassen wolle.

»Und was bringt Sie gerade hierher an diesen wenig einladenden Ort?« fragte er sie.

»Ich bin Millie Tavish«, sagte sie. »Ich nehme an, daß Sie von mir gehört haben.« Sie sprach mit einem sonderbaren Akzent. Als sie ihm ihren Namen nannte, erkannte er es als Schottisch mit amerikanischem Einschlag.

»Nein, ich habe nichts von Ihnen gehört«, antwortete Sanders.

»Ich nehme an, daß Sie auf eine Missionsstation in den Busch wollen.

Es tut mir leid - ich sehe nicht gern weibliche Missionare im Lande.«

Sie lachte ein etwas schrilles, aber nicht unmelodisches Lachen.

»Soviel ich weiß, bin ich keine Missionarin«, antwortete sie artig.

»Ich bin die Königin.«

Sanders sah sie erwartungsvoll an. Gegen weiße Frauen in seinem Bezirk hatte er eine wohlbegründete Abneigung. Verrückte Frauenzimmer schloß er davon aus.

»Ich bin die Königin«, wiederholte sie, augenscheinlich geschmeichelt von der Sensation, die sie hervorrief. »Du lieber Gott! Ich habe mir's nicht träumen lassen, daß ich jemals eine Königin werden sollte. Mein Großvater war nämlich Gärtner bei der Königin Viktoria, ehe er nach New York kam.«

»Aber...«, stammelte der Distriktsgouverneur wie vor den Kopf geschlagen.

»Es war so«, rasselte sie weiter. »Als Tobiaschen am theologischen Seminar in Philadelphia studierte, war ich als Stütze bei Miß Van Houten - es war 'ne Pension -, und

Tobiaschen erwies mir 'ne höllische Menge Aufmerksamkeiten. Ich dachte zuerst, er mache mir was vor, als er mir sagte, er würde ein König werden, aber er hat es doch schließlich fertiggebracht. Und ich habe ihm jede Woche geschrieben, und er sandte mir das Reisegeld, um hierherzukommen.«

»Tobiaschen?« fragte Sanders. »Wer ist Tobiaschen?«

»Mr. Tobolaka - König Tobolaka«, antwortete sie.

Ein Ausdruck des Erschreckens, den zu verbergen er sich nicht die Mühe nahm, kroch über das Gesicht des Distriktsgouverneurs »Sie - sind hierhergekommen, um ihn - zu heiraten? - Einen Schwarzen?« fragte Sanders mühsam, nach Atem ringend.

Das junge Mädchen errötete tief. »Das ist meine Absicht«, entgegnete sie förmlich. »Ich bin nicht hierhergekommen, um mir Ihren Rat zu holen. Nebenbei - ich habe bereits von Ihnen gehört. Ihr Name ist Dreck an dieser alten Küste, aber ich fürchte mich nicht vor Ihnen. Ich habe einen Erlaubnisschein, nach Isisi zu gehen, und nach Isisi gehe ich.«

Sie war aufgestanden und hatte beide Arme in die Hüften gestemmt. Ihre Augen funkelten vor Zorn; denn mit echt weiblichem Instinkt fühlte sie dieses Mannes heimliche Gegnerschaft.

»Meine Name mag Dreck sein«, gab Sanders ruhig zurück, »und was die Leute über mich sagen, stört mich nicht im Schlaf. Aber was die Leute sagen würden, wenn ich Ihnen erlaubte, ins Innere zu gehen und einen Schwarzen zu heiraten, das nähme mir meine Nachtruhe. Miß Tavish, der Postdampfer geht in einer Stunde nach Sierra Leone. Dort werden Sie einen Dampfer finden, der Sie nach England bringt. Ich werde für Ihre Überfahrt sorgen und darauf sehen, daß man Sie in Southampton abholt und für ihre Überfahrt nach New York sorgt.«

»Ich gehe nicht«, rief sie heftig. »Mit dieser Sorte Bluff kriegen Sie mich nicht! Ich bin amerikanische Bürgerin, und

kein aufgeblasener britischer Beamter wird mich unterkriegen.
So! Da haben Sie's!«

Sanders lächelte.

Er war bereit, die Dinge nicht zu überstürzen, Verträge zu verletzen, Krisen heraufzubeschwören, aber er war nicht bereit, etwas zuzulassen, was er als eine Schmach empfand.

Sie bettelte und drohte abwechselnd, sie brach sogar in Tränen aus. Um die Lage noch zu erschweren, war ein prächtiges Isisikanu mit zwanzig Paddlern angekommen, um sie nach der Isisistadt zu bringen. Und der Führer des Kanus hatte einen Brief ihres zukünftigen Gebieters gebracht, in dem dieser sie in geschraubtem Englisch willkommen hieß. Sanders gestattete, daß der Bote ihr diesen Brief ablieferte.

Schließlich begleitete Sanders, nachdem er sich schnell brieflich mit dem Kapitän des Dampfers verständigt hatte, Millie Tavish an den Strand.

Sie rief jegliches Unglück auf seinen Kopf herab, das sich in ihrem Wortschatz vorfand. Sie warf ihm mit bezaubernder Unparteilichkeit die Schlacht von Bannockburn und Bunkers Hill an seinen dummen britischen Schädel. Ja, sie rief die Schatten Washingtons und William Wallaces aus der Unterwelt an.

»Sie werden noch von mir hören«, rief sie, als sie in das Brandungsboot kletterte. »Ich werde diese Geschichte jeder Zeitungsredaktion erzählen.«

»Danke!« sagte Sanders, seinen Tropenhelm in der Hand.
»Ich fühle, daß ich's nicht anders verdiene.«

Er beobachtete das Boot, wie es langsam zum Dampfer hinkroch, und kehrte in seinen Bungalow zurück.

Der Sturz des Kaisers

»Ärmster!« sagte der Schutztruppenhauptmann.

Er sah auf den Liegestuhl herunter, auf dem Sanders seine lahmen Glieder rekelte.

»Und ist diese krieglerische Jungfrau fort?« fragte der Soldat.

»Fort ist sie«, antwortete Sanders.

Der Haussa klatschte in seine Hände, nicht um seinen Beifall kundzutun, sondern um seine Ordonnanz herbeizurufen.

»Achmet«, wandte er sich ernst an diesen auf arabisch, »mische für den Gebieter Sandi den Saft der Limonen mit gewissen verschmitzten Zutaten, wie du sie sehr wohl kennst; laß das Getränk kühl sein wie die Hand Azraels, des Todesengels, und süß wie das Wasser von Nir und erfrischend wie die Küsse der Houris! Gehe mit Gott!«

»Ich wünschte, Sie trieben keinen Unsinn«, bemerkte Sanders gereizt.

»Wir befinden uns in einer ernsten Krise«, sagte Hamilton, der Haussa. »Sie bedürfen eines Stärkungsmittels. Was mich betrifft, wenn das mir zugestoßen wäre, läge ich mit einer ordentlichen Fiebertemperatur im Bett. War sie sehr wütend?«

Sanders nickte. »Sie nannte mich im selben Atem einen britischen Faulenzer und einen Juden. Sie warf mir jeden britischen Aristokraten vor, der jemals eine amerikanische Erbin geheiratet hat. Sie sprach fünf Minuten lang wie der New Yorker Berichterstatter einer irischen Zeitung. Sie drohte mir mit der gesamten diplomatischen Rüstkammer Amerikas und der vollen Stärke ihrer schottischen Ansichten; wenn sie sich entschlossen hätten, entweder Schottin oder Philadelphierin zu sein, hätte ich ihr Rede stehen können. Aber als sie mich zu einer Erwiderung über amerikanische Einrichtungen

aufgestachelt hatte, eröffneten die Batterien ihres Küchenjargons das Feuer und brachten mich zum Schweigen.«

Der Haussa schritt auf der langen Veranda hin und her.

»Es war natürlich unmöglich«, bemerkte er ernst, »absolut unmöglich. Sie wird in Sierra Leone an Land gehen und Tullerton interviewen. Er ist der Vereinigte-Staaten-Konsul dort. Ich glaube, sie wird überrascht sein, wenn sie Tullertons Standpunkt kennenlernt.«

Sanders ging zum Frühstück, und das Gespräch über Millie Tavish wurde mit Unterbrechungen während des Mahles fortgesetzt.

»Wenn ich nicht Yoka Erlaubnis zum Ausbessern der Maschinen der Zaire gegeben hätte«, sagte Sanders, »würde ich sofort nach Isisi fahren und Tobolaka zur Rede stellen. Aber zur Zeit wird Yoka ihre Zylinder auseinandergenommen haben. Doch da fällt mir etwas ein«, fügte er plötzlich hinzu.

Er klatschte in die Hände, und Hamiltons Ordonnanz kam.

»Achmet«, befahl Sanders, »geh schnell zum Sergeanten Abiboo und sage ihm, er soll den Isisikanuleuten, die heute morgen ankamen, Essen geben und ihnen mitteilen, sie möchten warten, denn ich hätte ein Buch an den König zu schreiben.«

»Bei meinem Leben!« sagte Achmet gewohnheitsgemäß und ging.

»Ich werde ihm das, was ich zu sagen habe, in einem Brief schreiben«, erklärte der Distriktsgouverneur, nachdem der Mann im Laufschrift das Gehöft durchschritten hatte. »Und da der König ein schnelles Kanu hat, wird er die Beweise meines Mißfallens früher erhalten, als sie ihn sonst erreichen würden.«

Achmet kam innerhalb von fünf Minuten zurück, begleitet von Abiboo.

»Herr«, begann dieser, »ich konnte deinen Befehl nicht ausführen, denn die Isisi sind fort.«

»Fort?«

»Ja, Herr! Denn als die Dame vom Dampfer zurückkam, ging sie geradewegs zu dem Kanu und...«

Sanders war aufgesprungen; er war blaß. »Als die Dame vom Schiff zurückkam?« wiederholte er langsam. »Sie kam also zurück?«

»Vor einer Stunde, Herr. Ich habe sie nicht gesehen, denn sie ging auf dem kurzen Weg vom Seestrand zum Landungsplatz an den Fluß. Aber viele andere haben sie gesehen.«

Sanders nickte. »Geh zu Yoka, er soll Dampf aufhaben, wenn ich komme...«

Das Gesicht des Sergeanten war einzige Trauer. »Herr, Yoka hat vieles auseinandergenommen. So hat er den Sch-Sch von der Maschine genommen...«

Sanders stöhnte. »Dennoch will ich zu ihm gehen und wegen des Dampfers mit ihm reden. Wenn er die Zylinder auseinandergenommen hat, dann dauert es mehrere Stunden, bis die Zaire fertig ist, und ich habe kein Kanu, um die Isisi einzuholen.«

Ein Haussa kam an die Tür.

»Telegramm für Sie!« sagte Hamilton, indem er dem Mann den Umschlag abnahm.

Sanders riß es auf und las. Es kam aus London.

»Washington drahtet: Wir erfahren, amerikanisches Mädchen nach Isisi, Westafrika, gegangen, um Eingeborenen-König zu heiraten. Regierung bittet, Behörden anzuweisen, sie unter allen Umständen zurückzuweisen. Wir entschädigen Sie für jede Handlung, die sie hindert, ihre Absicht auszuführen. - Stellen alles Ihrem eigenen Ermessen anheim. Haben alle Behörden angewiesen. Mädchens Name Tavish. - Kolonialamt.«

Er hatte zu Ende gelesen, als Abiboo zurückkehrte.

»Morgen, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, sagte Yoka, wird

er Dampf aufhaben, Herr.«

»Das hilft nichts mehr«, meinte Sanders, »dann müssen wir einen anderen Weg einschlagen.«

Mit einem schnellen Kanu fährt man vom Sitz des Gouverneurs bis Isisi drei Tage. Von Isisi bis nach Ochoristadt ist es eine Tagesreise. Tobolaka hatte Zeit genug zu einem letzten Versuch, seinem Hochzeitsfest einen glänzenden Anstrich zu geben.

Er ließ seinen Ratgeber Gala holen, damit er dem Ochorihäuptling Bosambo schmeichelhafte Worte ausrichten und Geschenke überbringen sollte.

»Wenn er sich weigert, mir zu Ehren zu kommen«, sagte Tobolaka, »dann melde ihm, daß ich ein Mann sei, der niemals vergibt und daß ich eines Tages mit einem Heer zu ihm kommen würde, und dann gäbe es Krieg.«

»Gebieten und König«, erwiderte der alte Mann, »du bist wie ein Elefant, die Welt zittert unter deinen Füßen.«

»So ist es!« sagte der König. »Außerdem weißt du, daß mein neues Weib eine Weiße und eine angesehene Person in ihrem eigenen Lande ist.«

»Hab keine Angst, Gebieten!« sagte Gala schlau. »Ich werde ihm schon etwas vorlügen.«

»Wenn du mir sagst, daß ich lüge, schlage ich dich tot, du alter Affe«, rief Tobolaka wütend. »Was ich dir sage, ist wahr.«

Der Alte war wie vor den Kopf geschlagen. »Ein weißes Weib?« sagte er ungläubig. »Herr, das ist eine Schande!«

Tbolaka schnappte nach Atem. Denn darüber war der Schmeichler aller Schmeichler so überrascht, daß er sich zur Äußerung einer der Ansicht seines Herrn entgegengesetzten Meinung hinreißen ließ.

»Herr!« stammelte Gala, indem er seine lebenslange Schlaueit außer acht ließ, »Sandi will das nicht haben.

Ebensowenig wir, das Volk. Wenn du schwarz bist und sie weiß ist, welche Farbe werden dann die Kinder Eurer Herrlichkeit haben? Beim Tode! Sie werden weder schwarz noch weiß sein, sondern ein Volk für sich.«

Tobolakas Philosophie ging zum Teufel

Er war sprachlos vor Wut. Er, ein Bakkalaureus der freien Künste, der Günstling von Ministern, ein großer Lateiner, einer, der wie die Weißen gekleidet ging, kritisiert von einem Barbaren, von einem Wilden, von einem, der nackt herumlief und überdies ein Anbeter von Teufeln war!

Auf seinen Befehl wurde Gala ergriffen und gepeitscht. Gepeitscht mit Riemen aus roher Haut. Und da Cala ein alter Mann war, starb er.

Tobolaka, der noch niemals einen Menschen eines gewalttätigen Todes hatte sterben sehen, empfand bei diesem Anblick ein außerordentliches Vergnügen. In seiner Brust regte sich ein Jauchzen wilder Freude, das er bisher noch nie gekannt hatte. In ihm unbewußt schlummerndes Unkraut grundlosen Hasses und wilder Grausamkeit wucherte innerhalb einiger Sekunden zum Leben empor. Der Kragen seines weißen Drelljacketts wurde ihm zu eng; er riß ihn auf, als die blutende, an Pflöcken auf die Erde gefesselte Gestalt sich krümmte und stöhnte.

Dann riß er sich, als ob er einer inneren Gewalt gehorchen müsse, zuerst die Jacke, dann die seidene Weste vom Leibe. Er zerrte und riß an beiden und warf sie, ein zerlumptes kleines Bündel, in die Hütte hinter sich.

So stand er da, barhäuptig und nackt bis an die Hüften. Seine Ältesten sahen ihn an, Furcht in den Augen. Tobolaka fühlte, wie sein Herz vor Freude über die neu entdeckte Macht höher schlug.

Niemals zuvor hatten sie ihn so gesehen. Er befahl einen Mann zu sich.

»Du gehst zu Bosambo, dem Ochori«, befahl er, »und befiehst ihm, bei Gefahr seines Lebens zu mir zu kommen. Nimm Geschenke mit zu ihm, aber vergiß unsern Stolz nicht, wenn du sie ihm gibst.« - »Ich bin dein Hund«, sagte der Mann und kniete zu seinen Füßen.

Tobolaka stieß ihn mit den Füßen fort und ging in sein Weiberhaus, um dort ein Akasavamädchen zu peitschen, das sich an diesem Morgen hatte hinreißen lassen, ihn zu verspotten, als er sich wie ein Weißer gebärdete.

Bosambo hielt gerade Gericht, als der Bote des Königs gemeldet wurde.

«Herr, da kommt ein Kanu, beladen mit frechen Isisileuten!« lautete die Meldung.

»Bringt mir den Vormann!« befahl Bosambo. Man brachte den Boten zu Bosambo, und dieser sah an der Pracht seines Gewandes, an den vier roten Federn, die nach verschiedenen Richtungen aus seinem Haar ragten, daß es sich um eine wichtige Angelegenheit handelte.

»Ich komme vom König aller dieser Länder«, sagte der Bote, »von Tobolaka, dem unstillbar durstigen Trinker der Flüsse, dem Zerstörer allen Übels und der Unbotmäßigen.«

»Mann, du langweilst meine Ohren!« erwiderte Bosambo.

»Und folgendes ist meines Königs Botschaft«, fuhr der Bote fort. »Bosambo soll zur Zeit des Sonnenuntergangs zu mir kommen, um mir und dem Weibe zu huldigen, das ich zu meiner Gattin mache. Denn ich dulde weder Widersetzlichkeit noch Spott. Und über die Widersetzlichen und über die Spötter werde ich kommen mit Feuer und Speer.«

Bosambo war sichtlich erheitert.

»Sieh dich mal um, Kilimini!« sagte er. »Sieh dir meine Krieger an und meine Ochoristadt und da drüben, bei den kleinen Hügeln, die Felder, auf denen alles wohl gedeiht.

Besonders sieh dir jene Felder an den kleinen Hügeln genau an!«

»Herr, ich sehe sie«, gab der Bote zurück.

»Dann gehe zu Tobolaka, dem schwarzen Mann, zurück und sage ihm, du habest diese Felder gesehen, die fruchtbarer als alle Felder der Welt sind - und zwar aus einem ganz bestimmten Grunde.«

Bosambo betrachtete lächelnd den Königsboten, der ein wenig dumm dreinblickte.

»Der Grund ist der, Kilimini: Auf jenen Feldern verscharrten wir viele Hunderte von Isisikriegern, die in ihrem Wahnsinn gegen meine Stadt zogen - damals, als es noch Elefanten gab. Sage deinem König: Ich hätte noch andere Felder, die darauf warteten, gedüngt zu werden. - Das Palaver ist aus.«

Ein Vogel, dessen Gefieder ganz blau und weiß war, senkte sich aus der Luft in weiten Kreisen zur Erde. Bosambo blickte aufwärts und sah den Vogel seine Flugbahn verengen, bis er sich ermüdet auf dem Rande eines roh gezimmerten Taubenschlages hinter Bosambos Hause niederließ.

»Gebt dem Königsboten zu essen!« befahl Bosambo und ging, um den geflügelten Boten einer Prüfung zu unterwerfen. Dieser trank durstig aus einem kleinen Trog, der aus getrocknetem Lehm gefertigt war. Bosambo störte seinen kleinen Diener bei der Beschäftigung nur so lange, um von dessen roten Beinchen ein Papier zu lösen, das zweimal so groß und von der gleichen Beschaffenheit war wie die Hülse einer Zigarette. Bosambo war kein großer Kenner des Arabischen, aber er las den Inhalt geläufig, da Sanders sehr klare Buchstaben schrieb.

»An den Diener Gottes, Bosambo. Friede sei mit deinem Hause.

Nimm ein Kanu und fahre sofort stromabwärts. Hier wirst du auf ein Kanu Tobolakas, des Isisikönigs, stoßen. Ein weißes Weib fährt darin. Du mußt das weiße Weib gefangennehmen,

auch wenn es sich weigert, mit dir zu gehen. Trotzdem mußt du es mit dir nehmen und zu meiner und meines Königs Verfügung halten.

Sorge dafür, daß niemand dem Mädchen zu nahe tritt. Bei deinem Kopf! Sanders vom Strom und vom Volke, dein Freund, schreibt dir dieses. Im Namen Gottes, gehorche!« Bosambo kam zu des Königs Boten zurück. »Erzähle mir doch, Kilimini, was ist das für ein großes Palaver, das dein König vorhat?«

»Herr, es ist ein Hochzeitspalaver«, antwortete der Mann, »er schickt dir auch Geschenke.«

»Die nehme ich an«, antwortete Bosambo, »aber sage mir, was für ein Weib heiratet er denn?«

Der Bote zögerte. »Herr«, antwortete er widerstrebend, »man erzählt sich, es sei ein weißes Weib, das mein Gebieter geliebt hat, als er die Gebräuche der Weißen lernte.«

»Mag er in der Hölle braten«, antwortete Bosambo, erschrocken bis zur Gottlosigkeit.

»Aber zu welcher Hundesorte gehört denn dein Herr, daß er solche Schamlosigkeit tut?«

»Herr«, antwortete Kilimini furchtsam, »das eine weiß ich, obwohl ich mich fürchte, darüber zu sprechen: Unser König ist neuerdings fürchterlich. Wir Isisileute haben große Angst, daß er nicht ganz richtig im Kopf ist.«

Bosambo drehte sich hastig um. »Geh nun, Kilimini! Später sehe ich dich noch.« Er winkte dem Königsboten, sich zu entfernen.

Bosambo ging in sein Haus, und zwar in dessen innersten Raum.

Sein Weib saß da auf dem mit einem Teppich belegten Fußboden des Frauengemachs und hatte ihr braunes Baby auf dem Schoß.

»Herz von Gold«, begrüßte Bosambo sie, »ich muß zu einem Kriegspalaver gehen, da es Sandi so will. Alle Götter seien mir dir und meinem trefflichen Sohne!«

»Und sie seien mit dir, Bosambo, Gemahl und Gebieter!« antwortete sie ruhig. »Denn wenn das Sandis Palaver ist, dann ist es ein gutes Palaver.«

Bosambo verließ sie und sandte nach dem Anführer seiner Krieger, dem einäugigen Tembidini, auf den er sich verlassen konnte.

»Ich werde mit einem Kriegskanu nach dem Unteren Fluß fahren«, sagte Bosambo zu ihm. »Nun siehe zu, daß mir fünfzig Krieger folgen. Du selbst rufst das Volk auf und kommst mit einem Heer dorthin, wo sich der Isisfluß zweimal windet wie eine sterbende Schlange!«

»Herr, das heißt Krieg«, sagte der Anführer.

»Das werden wir sehen.«

»Herr, geht es gegen die Isisi?«

»Gegen ihren König. Ob gegen das Volk, wird sich später herausstellen.«

Miß Millie Tavish dehnte sich üppig auf weichen Kissen unter ihrem Strohdach, träumte Träume von Königtum und von einem höflichen Neger, der seinen Hut vor ihr gezogen hatte. Sie beobachtete die schweißtriefenden Paddler, die mit rhythmischen Schlägen das Wasser schaufelten und ein kleines Lied dazu sangen; sie empfand bereits die Freuden des Herrschens.

Sie hatte nur einen höchst nebelhaften Begriff von der Stellung, die sie einnehmen sollte. Wenn man ihr gesagt hätte, daß sie ihren Ehemann mit einem halben Dutzend anderer Weiber teilen müßte mit Weibern, die dazu noch von Zeit zu Zeit ausgewechselt wurden wäre sie entsetzt gewesen.

Sanders hatte ihr diese Zukunft nicht vor Augen geführt; teils,

weil er ein Mann von zartem Empfinden war, teils, weil er glaubte, er hätte diese Aufgabe auch ohne diese Erklärung gelöst.

Sie lächelte ein leises, triumphierendes Lächeln, sobald sie an ihn und an die Art dachte, wie sie ihn überlistet hatte. Es war leichter gegangen, als sie es sich vorgestellt hatte.

Sie hatte den Distriktsgouverneur beobachtet, bis er außer Sicht war, dann hatte sie dem Kapitän der Barkasse befohlen, mit ihr an den Strand zurückzukehren. Denn dort befand sich, als untätiger Zeuge ihrer Einschiffung, der von Tobolaka gesandte Vertrauensmann. Überdies standen in dem Brief des Königs ein paar einfache Worte in der Isissprache und daneben ihre englische Übersetzung.

Sie dachte an viele Dinge: an die geschäftige Stadt, die sie hinter sich gelassen hatte, an das traurige Boardinghaus, an ihre Verwandten, die sich ihrer Abreise widersetzt hatten, an das kleine Vermächtnis, das ihr zugefallen war, gerade als sie sich zur Abfahrt anschickte, und das sie veranlaßt hatte, zu zögern, da ihr dieses Vermächtnis erlaubte, in angenehmer Behaglichkeit zu leben.

Aber der Glanz eines Thrones - wenn auch nur eines zentralafrikanischen Thrones - blendete sie, Miß Tavish, die sich um Lohn hatte verdingen müssen.

Und hier war die Wirklichkeit. Ein breiter Fluß, mit Bäumen bestandene Ufer, hohe Binsen am Strand, die gefiederten Palmen ihrer Träume, und die königlichen Ruderer mit ihrem leise klagenden Gesang.

Sie kehrte in die Wirklichkeit zurück, als die Paddler aufhörten zu paddeln. Nicht auf einmal und auf ein Kommandowort, sondern einer nach dem ändern, sowie er des auftauchenden Hindernisses ansichtig wurde.

Vor ihnen befanden sich nämlich zwei Kanus, und die aneinandergereihten Schilde auf der dem Königskanu

zugekehrten Seite leuchteten in roter N'golafarbe - und rote N'gola heißt Krieg

Des Königs Vormann langte nur mit halbem Mut nach seinem Speer. Das Mädchenherz schlug schneller.

»Ho, Soka!«

Bosambo, am Heck seines Kanus stehend, rief's.

»Daß mir kein Mann nach seinem Speere langt! Sonst stirbt er!« rief Bosambo.

»Herr, das ist des Königs Kanu!« sprudelte Soka heraus, sich den Schweiß von der Stirn wischend. »Und du tust etwas Schändliches! Denn es herrscht Friede im Lande.«

»So sagt man«, wich Bosambo aus.

Er brachte sein Fahrzeug längsseits des anderen Kanus.

»Lady«, sagte er in seinem besten Küstenenglisch, »du liebst zu gehn mit mich, etwas plötzlich. Ich sein gutem Kerl. Ich sein großem Mann. Nicht weh tun dich. Nicht fechten.«

Das junge Ding war krank vor Schrecken. Denn soweit sie wußte und soweit sie sehen konnte, war dieser Mann ein grausames und tückisches Ungeheuer. Sie fuhr zurück und schrie laut auf.

»Ich nicht weh tun«, sagte Bosambo. »Ich sein verdammt guten Kerl! Ich sein Christ, Markus, Lukas, Johannes! Du kennen diese Burschen? Ich sein wie diese Burschen.«

Sie fiel in Ohnmacht und sank in einem formlosen Etwas auf den Boden des Kanus. Sofort hatte Bosambo einen Arm um sie gelegt.

Er hob sie in sein Kanu, als ob sie ein kleines Kind wäre. Dann stieß in großer Fahrt ein Kanu aus den Binsen zu ihnen, und darin befanden sich zwei Ochoriweiber. Millie Tavish lag in Bosambos Kanu, als sie ihr Bewußtsein wiedererlangte; ein schwarzes Weib netzte ihr die Stirn mit dem Wasser des Flusses. Bosambo beobachtete den Vorgang von einem anderen Kanu

aus mit Interesse.

»Geh nun«, sagte er zu dem Vormann der Paddler, »bringe dieses Weib zu Sandi! Und wenn ihr Schlimmes zustößt, werde ich deine Weiber und Kinder bei lebendigem Leibe verbrennen. Und nun spute dich! Los!«

Schnell genug fuhren sie ab, denn der Fluß ging hoch, und an der Flußmündung lief Ebbe.

»Was dich betrifft«, wandte sich Bosambo an den Kanuführer des Königs, »so bring deinem Herrn die Nachricht, daß ich so gehandelt habe, weil es mir so beliebte.«

»Herr«, antwortete der Kanuführer, »wir fürchten für unser Leben. Dennoch werden wir zu unserem König zurückkehren und ihm deine Botschaft bringen. Und wenn er uns mißhandelt, werden wir zu dir zurückkehren.«

Auf diese Abmachung ging Bosambo ein.

König Tobolaka hatte Vorbereitungen getroffen, um seine Braut zu begrüßen, die der Feier des Unabhängigkeitstages würdig gewesen wären. Er hatte auf Kosten der spärlichen Garderobe seines Volkes Flaggen improvisiert. In Streifen gerissene Gewänder hingen über die Straßen. Aber unter denselben Streifen stand in kleinen Gruppen das Volk, mit finsternen Gesichtern, und sie sprachen hinter der vorgehaltenen Hand Dinge, die Tobolaka verborgen blieben.

Denn er hatte ihre heiligste Überlieferung entweiht, entheiligt trotz allem Protest. Ein zerrissenes Gewand, im Winde flatternd, das war das Zeichen von Tod und Gräbern. Wo immer ein kleiner Friedhof liegt, dort kann man diese armseligen Zeugstreifen traurig im Winde flattern sehen, um die bösen Geister abzuhalten.

Daran dachte Tobolaka nicht. Oder wenn er daran dachte, dann mißachtete er es. Bei einer ähnlichen Gelegenheit hatte er seinen Räten gesagt, daß er keine Achtung vor dem Aberglauben der eingeborenen Bewohner hege. Und hatte dabei

einen gelehrten Satz aus Cicero zitiert, der sagen sollte, daß Althergebrachtes und Tradition nur da wären, um beiseite geschoben zu werden.

Im Augenblick stand er in einem Übermaß von Pracht da, denn ein Lokoli hatte ihm in der Nacht die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft seiner Braut gebracht.

Es ist richtig, daß er ein Haar in der Suppe fand. Seine an die Missionare gesandte Einladung, die er in gewähltestes Englisch gekleidet hatte, war abgelehnt worden. Weder Baptisten noch die Missionare der englischen Hochkirche, noch die Jesuitenpatres wollten teilnehmen an einem Vorgang, den sie, obwohl ihre sonstigen Ansichten auseinandergingen, einstimmig als etwas Ungehöriges ansahen.

Aber diese Tatsache drückte Tobolaka nicht allzusehr nieder. Er sah, in fleckenloses Weiß gekleidet, blendend aus. Über seinem Anzug trug er das breite blaue Band eines Ordens, wozu er in keiner Hinsicht berechtigt war. An günstigen Plätzen hatte er Späher aufgestellt und erwartete mit wachsender Ungeduld die Nachricht vom Näherkommen des Kanus. Er sprang von seinem Thron auf, als einer der Beobachtungsposten auf der Straße herangeeilt kam.

»Herr«, rief der Mann, nach Atem ringend, »zwei Kanus sind eben vorbeigefahren.«

»Narr«, antwortete Tobolaka, was gehen mich Kriegskanus an!«

»Aber, Herr, es sind Ochorikanus, und Bosambo ist in einem von ihnen; er war schrecklich anzusehen in seiner Kriegsmalerei, und die Ochori haben ihre Schilde mit dem Rot des Krieges bemalt.«

»Woher kommen sie?« fragte Tobolaka, fast gegen seinen Willen.

»Herr, sie kamen von unten und fuhren flußaufwärts.«

»Und mein Kanu?«

»Das haben wir nicht gesehen«, gab der Mann zurück.

»Dann geh und paß auf!«

Tobolaka war nicht in der gleichen Unruhe wie seine Räte; denn er hatte niemals kriegsrot bemalte Schilde gesehen, noch das, was sie im Gefolge hatten. Er wartete eine halbe Stunde und erhielt dann die Nachricht, daß das Kanu um die Landzunge biege, aber kein Weib darin sei.

Halb wahnsinnig vor Wut und Kummer schlug Tobolaka den Boten, der ihm diese Nachricht gebracht hatte, zu Boden und begab sich ans Flußufer. Dort traf er den völlig entmutigten Kanuführer, dessen Bericht er schweigend anhörte.

»Nehmt diesen Mann«, rief er, »und alle, die mit ihm waren! Bindet sie! Beim Tode! Ich will ein Fest haben und Tanz! Und Blut will ich sehen!«

In dieser Nacht rasselten die Trommeln der Isisi von einer Grenze bis zur anderen. Und Kanus mit Bewaffneten schossen aus jedem kleinen Creek und paddelten nach der Hauptstadt.

Tobolaka, nackt bis auf ein Fell und seine Knöchelringe aus Federn, tanzte den Tanz des schnellen Mordens, und die Paddler des Königskanus wurden hingerichtet.

In den dunklen Stunden, die dem Tagesanbruch vorangehen, zogen die Isisi gegen die Ochori. Beim ersten Aufflammen des Tageslichts landeten sie, zwölftausend Mann stark, im Ochorilande.

Bosambo hatte eine starke Stellung inne, und seine ausgewählten Heerhaufen stießen in die rechte Flanke der Isisi und rollten sie auf. Dann machte Bosambo eine scharfe Wendung und fiel über das Gros der Isisileute her. Es war ein verzweifelter Wagnis, aber es glückte. Tobolaka, wütend wie ein leibhaftiger Satan, versuchte seine Leibgarde zu sammeln, aber die Leute aus Isisistadt, die sie bildeten, waren nicht bei der

Sache. Sie brachen nach dem Fluß zu auf. Tobolaka hieb sich eine Bahn in die Vorhut der Ochori, indem er eine langgestielte Axt schwang - er war bereits ein berühmter Keulenschwinger gewesen, als er noch das Seminar in Philadelphia besuchte.

»He, Bosambo!« rief er, und seine Stimme war dick von Haß.

»Du hast mir mein Weib gestohlen! Erst will ich deinen Kopf haben. Dann werde ich Sandi töten, Sandi, deinen Herrn!«

Bosambos Antwort war kurz und sachlich. Auf englisch rief er: »Verdammter Nigger!«

Es hatte nur dessen bedurft. Mit einem gellenden Schrei, der wie ein Wolfsgeheul klang, stürzte sich Tobolaka, seine Axt schwingend, auf Bosambo.

Aber Bosambo drehte und wandte sich, wie es nur ein Krumann vermag. Man sah einen braunen Körper blitzartig durch die Luft schießen, dann kam der Zusammenstoß. Tobolaka stürzte, den Griff einer stählernen Faust an der Gurgel und ein Knie wie eine Ramme im Magen, zur Erde.

Die »Zaire« kam lärmend stromauf, ihre Decks schwarz von Haussas, die glänzenden Läufe ihrer Maschinengewehre auswärts geschwungen. Sanders interviewte König Tobolaka den Ersten und Letzten. Dieser hätte gern die Angelegenheit von oben herab erledigt.

»Kriegsglück, Mr. Sanders!« redete er diesen hochnäsiger an. »Ich fürchte, Sie haben diese Entwicklung durch Ihr unverantwortliches und herausforderndes Verhalten unterstützt. Wie Cicero irgendwo sagt...«

»Still!« befahl Sanders. »Ich verhafte dich, erstens wegen des Mordes an Gala. Du hast dich unter aller Kritik betragen.«

»Ich bin ein König und stehe daher über der Kritik«, bemerkte Tobolaka philosophisch.

»Ich sende dich zur Aburteilung an die Küste«, sagte Sanders kurz. »Später, wenn du Glück hast, wirst du wahrscheinlich

nach Hause geschickt werden- wohin Miß Tavish bereits
abgereist ist.«

Die Ermordung Olandis

Hauptkundschafter Sandis in diesem wilden Lande war Kambara, der N'Gombimann: entschlossen, furchtlos und höchst eifrig im Dienste seines Herrn. Er lebte im tiefsten N'Gombiwald, in einem jener unvermuteten Dörfer auf einem kleinen Hügel, um dessen Fuß sich ein Nebenfluß des großen Stromes halb herumschlängelte.

Sein Volk kannte ihn als einen klugen und schweigsamen Häuptling, der ein gerechtes Urteil fällte und um seinen Hals eine Kette mit einer Münze, dem Zeichen seines Amtes, trug. (Es war eine wundertätige Münze mit einem bärtigen Gesicht in erhabener Arbeit darauf und gewissen Teufelszeichen.) Er unternahm lange Reisen, verließ sein Dorf, ohne daß jemand davon Kenntnis hatte, und kehrte ebenso unbemerkt zurück.

Nachts konnte man ihn stumm und nachdenklich vor seinem Feuer sitzen sehen; am Morgen fehlte er. Manche sagten von ihm, daß er ein Zauberdoktor sei und daß er seiner Zauberei an verborgenen Plätzen des Urwaldes nachgehe, andere, daß er sich in einen Leopard verwandele und Menschen jage. Bildlich gesprochen, kam das zweite der Wahrheit nahe, denn Kambara war ein großer Aufspürer von Verbrechern, und keiner von ihnen war so schlau, daß er Kambaras unerbittlicher Verfolgung hätte entrinnen können.

So brachte sein Wort Sanders und seine Soldaten zur Stelle, als Bolobo, der Häuptling, einen Aufstand plante; zur grenzenlosen Bestürzung Bolobos, der von diesem Geheimnis glaubte, es sei nur ihm und seinen beiden Brüdern bekannt.

Ebenso vollbrachte Kambara die Vernichtung des großen Königs Sesikmi; ebenso verteidigte Kambara die nur ungenau bestimmte Grenzlinie des N'Gombilandes gegen Beutesüchtige und gegen arabische Sklavenhändler wirksamer als eine Brigade

Infanterie.

Sanders überließ Kambara seinem Plänemachen, sandte ihm Belohnungen, wie es seine Leistungen verdienten, und empfing im Austausch hierfür Nachrichten von besonders wertvoller Art.

Kambara war ein kluger Mann. Als Olandi, der Akasavamann, in den N'Gombiwald kam, brachte Kambara ihn in königlicher Weise unter, obwohl Olandi gegen das Gesetz verstieß, als er die Grenze überschritt. Aber Olandi war ein mächtiger Häuptling und im allgemeinen ein das Gesetz achtender Mann; und es gab Vergehen, denen gegenüber es Kambara vorzog, die Augen zu schließen.

So bewirtete er Olandi zwei Tage lang - er wußte nicht, daß sich irgendwo am kleinen Fluß, in Olandis Lager, ein geraubtes Weib befand, das wehklagend ihre Hände rang und den Tod herbeisehnte.

Um Olandi zu unterhalten, feierte man Feste in dem kleinen Dorf, und Tisini, Kambaras Weib, tanzte den Zwei-Büffel-Tanz eine Vorstellung, die genügt hätte, um die Türen irgendeines Varietes in London, das dergleichen gewagt hätte, zu schließen und dessen Geschäftsführer ins Zuchthaus zu senden.

Um die gleiche Zeit, als Olandi aufbrach, verschwand auch Kambara, denn es liefen Gerüchte von Beutezügen an der Grenze um, und Kambara wollte im Interesse des Governments gern Näheres wissen.

Drei Wochen danach kam ein Mann schnell und auf heimlichen Wegen zur Akasavagrenze, und mit ihm kamen die seiner Sippe, die ihm nahe genug standen, um wie er als Demütigungen zu empfinden, was Olandi getan hatte.

Denn Olandi, der Akasava, hatte das Lieblingsweib dieses Mannes, wenn auch nicht gegen ihren Willen, geraubt. Dieser Olandi war ein stattlicher Bursche, groß und mit breiten Schultern; mit Muskeln wie ein Büffel, anmaßend und erbarmungslos. In der Eingeborenensprache nannte man ihn den

Leoparden, weil er Kleider aus dem Fell eines Tieres trug, und zwar zwei Felle, die so geschickt aneinandergefügt waren, daß ein zähnefletschender Kopf über jeder seiner breiten Schultern lag.

Olandi war Jäger und Krieger. Sein Schild war aus Flechtwerk, geschmackvoll gemustert und mit Kopallack überstrichen. Seine Speere waren von den geschicktesten N'Gombiwaffenschmieden gemacht und poliert, bis sie wie Silber glänzten. Um seinen Kopf trug er einen Ring von Silber.

Manche sagten, daß er nach dem Königsthron der Akasava trachte und daß Tomilis Tod ihm zur Last gelegt werden müsse.

Aber darüber bestand keine Gewißheit, denn Tomili war bereits tot, als man ihn im Urwald fand.

Die Menschen mochten seine Tyrannei ertragen, demütig seine harten Urteile über sich ergeben lassen, ohne Klagen das Todesurteil aus seinen Händen empfangen, aber kein Mann ist so schwach, daß er den Verlust seines Lieblingsweibes hinnähme, ohne zu kämpfen. Und so kam es, daß jene Männer in wahnsinniger Hast durch die finstere Nacht paddelten. Außer dem Flip-Flap, das die Paddeln verursachten, wenn sie das Wasser berührten, und außer dem leisen Laut, der jedes Ausholen begleitete, war alles still.

Sie kamen zu dem Dorf, in dem Olandi herrschte, gerade als der Mond über die federartigen Wipfel des N'Gombiwaldes stieg.

Weiß und schweigend lag Bondondo im Mondenschein da; zwei Reihen mit gelbem Stroh gedeckter Dächer und in der Mitte das geräumige Haus des Häuptlings mit einer Veranda, die zusammengedrehte junge Baumstämmchen stützten.

Der Geheimnisvolle und seine Brüder machten ihr Kanu fest und schlangen sich geschmeidig an Land. Sie gaben keinen Laut von sich; ihr Führer ging ihnen voraus; sie glitten durch die Straßen wie geisterhafte Schatten.

Vor der Hütte des Häuptlings glühten die Überreste eines niedergebrannten Feuers. An der Tür zögerte der Führer. Drei Hütten, die in der Form eines Dreiecks zueinander standen, bildeten das Gehöft des Häuptlings. Rechts und links befand sich ein Eingang, der mit Fellen verhängt war. Es war möglich, daß Olandi in der dritten Hütte schlief, zu der man durch jeden dieser beiden Eingänge gelangte.

Der Führer überlegte einen Augenblick. Dann schob er den Vorhang der Tür rechts beiseite und trat ein; sein Bruder, sein Onkel und seine beiden Vettern folgten.

Eine schläfrige Stimme fragte, wer da sei.

»Ich komme, um den Gebieter Olandi zu sprechen«, sagte der Eindringling.

Er vernahm ein Geräusch im entlegensten Winkel der Hütte und das Knacken eines mit Fellen bespannten Bettes.

»Was suchst du hier?« fragte eine Stimme, der man anhören konnte, daß sie einem Manne gehörte, der das Befehlen gewöhnt war.

»Bist du das, Herr?« fragte der Besucher. Er hielt in der Faust ein breitklingiges Messer fest umschlungen, wie es auf der Elefantenjagd gebraucht wird und dessen Schneide so scharf war, daß ein Mann damit die Haare von seinem Handrücken hätte rasieren können.

»Ich bin Olandi«, antwortete der Mann aus dem Dunkeln und kam näher.

Lautlose Stille herrschte. Die, die warteten, konnten das ruhige Atmen der Schläfer ringsum vernehmen. Dann hörten sie ein leises »Whish«, wie es eine Hutnadel verursacht, die durch einen weichen Strohhut gestoßen wird. Wieder gespanntes Schweigen, dann: »Es ist so, wie es sein soll«, sagte der Mörder ruhig und rief leise einen Namen. Jemand kam unter erstickten Seufzern und Weinen aus dem Innenraum gestolpert.

»Komm!« sagte der Mann, dann: »Ist das fremde Weib auch hier? Sie muß uns ebenfalls begleiten!«

Das Mädchen rief leise ein anderes; auch dieses kam. Olandi war nicht wählerisch in seinem Geschmack und raubte unterschiedslos.

Das erste Weib fuhr zurück, als ihr Ehemann seine Hand auf ihren Arm legte.

»Wo ist mein Herr?« wimmerte sie.

»Ich bin dein Herr«, gab der Mann trocken zurück, »und was den anderen betrifft, der hat keine Weiber mehr nötig, es sei denn, daß es auch in der Hölle Weiber gibt, was sehr wohl möglich ist.«

Niemand versuchte, die Eindringlinge aufzuhalten, als sie durch die Straße zu ihren Kanus zurückgingen, obwohl in Olandis Hütte Klagen und Seufzen herrschte und es in den Dörfern unruhig zu werden begann. Männer riefen die Kanuleute scharf an, als sie vorübergingen und fragten: »Oilo?«, das heißt, »Wer geht da?«; aber sie erhielten keine Antwort.

Dann, als sie den Fluß vor sich sahen und sich bereits in Sicherheit wähnten, stand der Dorfwächter auf und rief die Gesellschaft an. Er hatte den schwachen Todesschrei aus Olandis Hütte gehört und hielt seinen schrecklichen Schlachtspeer vor sich, um seinem Anruf Nachdruck zu verleihen. Der Führer warf sich auf ihn, aber der Wächter parierte geschickt den Streich und hieb mit seinem Speer abwärts, wie ein Mann in früheren Jahren seine Streitaxt schwingen mochte.

Den ändern wurde das Schwert aus der Hand geschlagen, und er hielt seinen unbewaffneten Arm in Abwehr, um dem Streich zu entgehen. Zweimal zerfleischte die Schneide des Speeres seine Hand, denn in dem Ungewissen Licht des Mondes irrte sich der Wachmann in der Entfernung. Als der Wächter dann zu einem entscheidenden Streich ausholte, trieb ihm einer der

Verwandten des Führers sein Messer in die Kehle, und der Mann brach mit schwach zuckenden Gliedern zusammen.

Der Verletzte wartete gerade so lange, bis seine blutende Handfläche verbunden war; dann führte er sein Weib, das zitternd, wie in wahnsinniger Furcht, mit sich selbst sprach, zum Kanu, zu dem ihm das zweite Weib folgte.

In den Dunkelstunden vor der Morgendämmerung brachten vier schnelle Paddler die Nachricht zu Sanders. Dieser schlief an Bord der »Zaire«, die am Ufer von Akasavastadt festgemacht hatte.

Sanders saß auf dem Rand seines kleinen Feldbetts, seine mit dem Pyjama bekleideten Beine über die Bettkante baumelnd, und hörte aufmerksam zu, und zwar mit einer Art Aufmerksamkeit, die nicht nur der Erzählung an sich galt, sondern ebenso den Gefühlsäußerungen, mit denen der Erzähler seinen Bericht begleitete.

»Ich verstehe also«, sagte Sanders, als der Mann geendet hatte, denn alle vier wollten zugleich erzählen und fielen einer dem ändern ins Wort, um etwas, was der andere ausgelassen hatte, zu ergänzen -, »ich verstehe, daß Olandi von einem getötet wurde, dessen Weib er geraubt hatte, daß der Wächter ebenfalls getötet, aber sonst niemand verletzt wurde.«

»Sonst niemand, Herr«, antwortete einer der Männer, »denn wir fürchteten uns sehr vor den Brüdern des Mörders. Aber wenn wir versucht hätten, ihn aufzuhalten, wären viele andere getötet worden.«

»Wenn die Sonne im Fluß unterginge«, sagte Sanders, »würde das Wasser die Fische kochen. Ich werde diesen Mann herausfinden, und er soll sich wegen dieses Verbrechens verantworten.«

Er erreichte die Mordstelle und stellte schnell eine eingehende Untersuchung an. Niemand hatte das Gesicht des Unbekannten gesehen, außer dem Wächter, und der war tot. Und was die

beiden Weiber anlangte - die Dörfler zuckten hoffnungslos die Schultern -, wer hatte sagen können, von welchem Volk, von welchem Stamm Olandi seine Weiber raubte? Eine, so sagten andere Mitbewohner von Olandis Hütte, sei unzweifelhaft eine Ochori gewesen. Und was die zweite anbetraf, die hätte nie gesprochen, denn sie hätte den Toten geliebt und sei gern seine Gefangene gewesen. Olandi hatte also weit und breit gewildert, er war ein stürmischer Liebhaber gewesen und einer, der die Weiber zahm kriegte; wie zahm, sollte Sanders noch gewahr werden, denn wie eine Redensart bei den Isisi ging: Der Mann, der eines Weibes Zunge überreden kann, kann eine Schlange Mais mahlen machen.

Eingehendes Absuchen des Flußufers hatte keinen Erfolg. Der Fluß hatte die Spuren, wo die Kanus an Land gezogen worden waren, fortgewaschen. Sanders unterwarf die Leichen der beiden Ermordeten einer genauen Besichtigung und wurde daraus nicht klüger. Kurz ehe er den Ort verließ, machte Sergeant Abiboo eine Entdeckung.

Es gibt dort gewisse Bäume am Flußufer, deren Blättern außergewöhnliche Heilkraft zugeschrieben wird. Einige Schritte von draußen wütete ein Gewitter -, von denen einer eine brennende Laterne hält, deren Licht gerade genügt, um einen dampfenden, glänzenden, nassen Komo zu beleuchten, der auf dem Boden hockt und geschwätzig seine unheilvollen Nachrichten vorbringt. »Wie es meine Gepflogenheit ist, Herr«, sagte Komo, »beobachte ich Menschen und Dinge im Interesse von deiner Ehren Bequemlichkeit, da ich dir dienen möchte. Und auf diese Weise habe ich von gewissen Vorkommnissen, von Tänzen und bösem Zauber erfahren, die bei den Ochori an der Tagesordnung sind.«

»Bei den Ochori?« Sanders war überrascht. »Bei den Ochori, denen ich mein Vertrauen schenkte?«

Die schalkhafte Wendung, die seine Rede annahm, ließ kein Mißverstehen zu; die letzten Worte waren voll leiser Ironie.

»Ist Bosambo tot, daß solche Dinge vor sich gehen?« fragte Sanders trocken. »Oder tanzt er vielleicht gar selber mit?«

»Herr, Bosambo tanzt sogar selber mit«, antwortete Komo mit Nachdruck. »Denn, da er Häuptling ist, ist er der erste, der den Takt mit dem Fuße stampft und dabei Ho«ruft. Er wohnt auch den Opfern bei und ist auf dem besten Wege zu verabscheuungswürdigem Verrat.«

»O wirklich!« gab Sanders, innerlich erlöst, zurück. »Ich will dir mal was erzählen, Komo. Da war einmal ein großer Gebieter, der traute keinem Menschen, auch seinem ganzen Gefolge nicht, weder seinen Weibern noch seinen Sklaven. Und er ging immer mit dem Rücken der Sonne zugewendet, so daß er seinen eigenen Schatten stets vor sich sah, denn er traute selbst seinem Schatten nicht. Eines Tages kam er an einen Fluß, der zum reißenden Strom geworden war. Und nun paß auf! Sein Schatten lag also vor ihm. Und da er fürchtete, seinem eigenen Schatten den Rücken zuzukehren, stürzte er sich in den Fluß und ertrank.«

»Herr, ich habe diese Geschichte gehört. Es war ein König, und zwar ein großer«, bemerkte Komo.

Sanders nickte. »Darum, Komo, beachte: Ich traue allen Menschen - etwas. Ich traue Bosambo viel, denn er war mir in guten und bösen Tagen treu ergeben.« Er wandte sich an die schweigenden Haussas. »Sorgt für Komos Untergang, entsprechend seiner Würde, und gebt ihm ein Geschenk an Zeug! Das Palaver ist aus.«

Sanders zog sich die Bettdecke bis über die Ohren, denn die Nacht war kalt, wandte sich auf die Seite und schlief bereits, noch ehe der Häuptling und sein Gefolge die Veranda verlassen hatten.

»Ein Wichtigtu«r«, war Sanders' Urteil über Komo. Dennoch, weil da, wo Rauch ist, auch Feuer ist, hielt er es für ratsam, sich selbst zu überzeugen.

Zwei Tage nachdem der Häuptling seinen Heimweg angetreten hatte, lief die »Zaire«, in derselben Richtung fahrend, in der Mitte des Stromes an seinem Kanu vorbei, und der Anblick ihres weißen Schiffsrumpfes und ihrer beiden Schornsteine war ein Trost für Komo.

»Mein Gebieter hat also doch meine Worte beachtet«, sagte er zu seinem Kanuführer, »denn in seiner Stadt sagte man, daß der Pucka-Puck bis zum Neumond nicht abfahren würde. Und hier kommt er, obwohl der alte Mond noch immer an seiner Rinde sägt.«

»Häuptling«, antwortete der Kanusteurer, »du bist groß im Rat, und sogar Sandi hört auf dich und gehorcht. Du bist klüger als die Eule, schnell und fürchterlich wie ein Habicht, und deine Stimme ist wie der Stoß eines Sturmes.«

»Du redest wahr«, gab der Häuptling zurück, der nicht an falscher Bescheidenheit litt. »Ich bin auch sehr listig, das wirst du noch sehen.«

Sanders fuhr in der Tat zum Ochoriland. Er war beunruhigt; nicht durch Komos düstere Anspielung, sondern weil sich seine eigenen Späher nicht meldeten. Wenn man im Ochoriland große Tänze abhielt, hätte ihm das hinterbracht werden müssen, wie unschuldig diese Tänze auch sein mochten.

Brieftauben waren ihm vorausgeflogen, um seine bevorstehende Reise zu melden, und er fand den ersten seiner Geheimagenten bei dem Zusammenfluß des Ikeli mit dem Iksisi.

»Herr, es ist wahr, daß die Ochori tanzen«, meldete der Mann.

»Aber da ich wußte, daß deine Lordschaft dem Bosambo traut, habe ich nichts berichtet.«

»Darin hast du unrecht gehandelt«, sagte Sanders. »Selbst wenn ein Habicht einen Papageien umbringt oder wenn die Krokodile sich einen neuen Brutplatz suchen, will ich darüber wissen, was ich darüber wissen muß.«

Je mehr er sich dem Ochoriland näherte, desto mehr Nachrichten sammelte er über die geheimnisvollen Lustbarkeiten, die Bosambo im Walde abhielt, und war betroffener denn je.

»Herr«, sagte der Häuptling eines N'Gombidorfes, »viel Volk geht hin zu diesen Ochoritänzen, denn Bosambo, der Häuptling, macht einen großen Zauber.«

»Was für eine Art Zauber?«

»Herr, es ist ein weißer Zauber.« Der Häuptling zeigte stolz seine Hand. Quer über das rötliche Braun seines Handtellers zog sich ein unregelmäßiger Strich weißer Farbe.

»Das hat mir Mr. Bosambo gemacht«, sagte er, »und jeder Tag, solange dieser Zauber anhält, wird glücklich für mich sein.«

Sanders betrachtete das Zeichen mit allen Anzeichen einer starken Bewegung.

Zwei Monate früher hatte Sanders viele Büchsen mit weißer Ölfarbe an Bosambo geschickt mit der Anweisung, die Leute des Ochorihäuptlings sollten die Grenzpfosten seines Landes und besonders die, die gegen das Ausland abgrenzten, mit einem neuen Anstrich versehen.

»Viele Isisi-, N'Gombi- und Akasavaleute gehen zu Bosambo«, plauderte der Häuptling weiter, »denn, siehe, dieser Zauber Bosambos wischt allen Schmutz fort. Und wenn ein Mann etwas Böses getan hat, dann wird er damit frei von der Strafe. Ich«, fügte er stolz hinzu, »habe einmal Calacala - vor langer Zeit -, den Vater meines Weibes, getötet, und ich habe mich oft darüber gegrämt, weil mein Weib mich häufig daran erinnert. Aber nun, Herr, bin ich ein entsühnter Mann, so rein, daß, als heute morgen mein Weib wieder von diesem alten Vergehen anfang, ich sie mit meinem Speerschaft verprügelt habe. So rein weiß ich mich jetzt.«

Sanders kombinierte rasend schnell.

»Und was bezahlt ihr Bosambo dafür?«

»Nichts, Herr.«

»Nichts?« fragte Sanders ungläubig.

»Herr, Bosambo gibt seinen Zauber umsonst. Er sagt, er habe fremden Göttern ein Gelübde getan, so zu handeln. Und da es umsonst geschieht, gehen viele Leute zu diesem Reinigungstanz. Sogar Kambara selbst, der Schweigsame, kam zu diesem Zwecke heute bei Sonnenaufgang hier durch.«

Sanders lachte im stillen. Kambara hatte natürlich ein Interesse an fremden Schuldbekennnissen...

Das war es! Blitzartig durchzuckte ihn das Verständnis für Bosambos Vorgehen. Das Anmalen der inneren Handflächen, der Köder der Entsühnung - Bosambo wartete auf den Mann mit der Narbe in der Hand.

Sanders setzte seine Reise fort, machte fünf Meilen vor der Ochoristadt fest und ging zu Fuß durch den Wald zum Treffplatz.

Es war dunkel, ehe er noch die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Aber er brauchte keinen Kompaß, auch wenn der Weg selbst schwieriger gewesen wäre. Vor ihm zeigte sich ein düsterer, roter Schein am Himmel. Da brannten Bosambos Feuer.

Vier Feuer waren angezündet, an jeder Ecke eines gedachten Vierecks eins. In der Mitte ein Kreis von Steinen und im Mittelpunkt dieses Kreises drei Speere mit roten Schäften.

Bosambo hatte augenscheinlich einmal der Einweihungszeremonie eines monrobianischen Geheimbundes als Zeuge beigewohnt oder daran teilgenommen.

Inmitten des Kreises bewegte sich Bosambo, und außerhalb des Kreises bewegten sich, zwei oder drei Glieder tief, die, die seine barmherzigen Dienste in Anspruch nehmen wollten.

Er bewegte sich langsam. In einer Hand hielt er eine

blinkende Dose mit der von der Regierung gelieferten Farbe, in der anderen Hand einen dem Government gehörenden Pinsel.

Sanders grinste von seinem Beobachtungsort aus beifällig über die Feierlichkeit, in die Bosambo die Zeremonie kleidete.

Einen nach dem anderen strich er die Leute an - ein Klecks mit dem Pinsel, eine gemurmelte Beschwörung, und der Zauber war ausgeführt.

Sanders bemerkte Kambara in der vordersten Reihe und war betroffen, denn der Mann meinte es offenbar ernst. Wenn er gekommen sein mochte, um sich lustig zu machen, hatte er sich bald in einen Andächtigen verwandelt. Große Schweißperlen glitzerten auf Kambaras Stirn, und die ausgestreckten Hände zitterten.

Bosambo näherte sich ihm, erhob seinen Pinsel, schoß einen Blick auf Kambaras Handflächen, dann zog er mit einer Armbewegung den N'Gombihäuptling zu sich heran. »Bruder«, sagte er artig, »ich brauche dich.«

Sanders verstand, was er meinte, und sprang durch das krachende Unterholz an Bosambos Seite. Der schreiende Haufen, der sich um das ringende Paar gebildet hatte, machte Platz.

»Herr, hier ist der Mann, den du suchst!« rief Bosambo und zog mit Gewalt Kambaras Handfläche zu sich heran.

Sanders nahm seinen Gefangenen mit an Bord der »Zaire«. Von da an gab es, soweit es das Verbrechen betraf, keine weiteren Schwierigkeiten, denn Kambara gestand.

»Herr«, sagte er, »meine Hand allein ist im Spiel. Denn obwohl meine Leute mich begleiteten, habe ich allein Olandi getötet. Nun mach mit mir, was du willst, denn mein Weib haßt mich, und ich bin krank aus Mangel an Schlaf.«

»Das ist ein schlimmes Palaver«, sagte Sanders ernst, »denn dir habe ich getraut.«

»Herr«, antwortete Kambara, »wo ein Weib im Spiele ist, darfst du keinem Menschen trauen. Ich bin froh, daß ich sterbe, denn ich war ihr Hund. Und Olandi kam und blieb eine Nacht in meinem Dorfe; und alles, was ich ihr war, und alles, was ich ihr gab, war nichts. Und nun weint sie alle Tage um ihn, ebenso das Ochoriweib, das ich mit ihr nahm. Und, Herr, wenn Weiber nur die Toten lieben... Mach ein Ende mit mir, denn ich bin krank von ihrer Verachtung.«

Sanders neigte den Kopf vornüber, faltete die Hände auf dem Rücken und pfiff, die Augen auf den Fußboden seiner Kabine gerichtet - sie befanden sich an Bord der »Zaire« - eine Melodie; diesen Kunstgriff wandte er an, wenn er sich mit etwas abquälte.

»Geh in dein Dorf zurück!« befahl er. Du zahlst an Olandis Familie dreißig Ziegen und zehn Säcke Salz als Sühne für sein Blut.«

»Herr«, sagte Bosambo, »ich habe eine große Freude im Herzen darüber, daß du diesen Mann nicht gehängt hast, denn, wie mir scheint, Olandi ist nicht einen Augenblick zu früh gestorben, und was das Ochorimädchen anbetrifft«, fuhr er fort, »so hätte ich Olandi ihretwegen ermordet - nur kam mir Kambara zuvor. Das vertraue ich dir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, Herr, denn das Mädchen gehörte mir.«

Sanders sah Bosambo scharf an. »Man sagt mir, Bosambo, du habest nur ein Weib.«

»Ich habe eins«, antwortete Bosambo ausweichend, »aber auf meinem Lebenswege liegen viele Versuchungen, von denen mein Weib nichts weiß, denn es steht geschrieben in der Sure des Djinn:»Die Männer wissen am besten, die am meisten wissen, aber eines Weibes Glück liegt darin, daß sie nichts weiß.««

Der Schrittzähler

Bosambo, der Häuptling der Ochori, war gewohnt, sich in Augenblicken, wenn seine Einbildung den höchsten Stand erreichte, »König der Ochori, Lordoberherr des Elebiflusses, Oberhirt der unzählbaren Büffel und aller Ziegen« zu betiteln.

Er legte sich auch noch andere Titel bei, die ich vergessen habe.

Aber ich erwähne seine Ansprüche nur, um zu bemerken, daß sie sich nicht allein auf die Ziegen seines Landes bezogen. Dafür gab es einen besonderen Grund. Hikilari, der weise alte Häuptling der Akasava, jagte einst auf fremdem Gebiet. Das geschah in dem Jahre, als alles Wild sich in unerklärlicher Weise nach Westen verzog; einige sagten, durch den Zauber M'Shimba M'Shambas, aber Sanders wußte, es war dazu durch die Überschwemmung gekommen.

Hikilari und seine Jäger fuhren drei Tage lang auf dem Fluß und durchquerten hierauf einen Sumpf, ehe sie auf Elefanten stießen.

Dann hatten sie eine gute Jagd, und Hikilaris Träger kamen jauchzend nach Akasavastadt zurück, beladen mit gewaltigen Elefantenzähnen, von denen manche zweihundert Kilo wogen.

Es war ein großer Erfolg, aber Hikilari mußte furchtbar dafür büßen. Denn als er zurückzukehren verlangte, packte ihn eine ungewöhnliche Schlaftrunkenheit, und er hatte sonderbare Schmerzen in seinem Kopf. Er wandte deshalb ein beliebtes Eingeborenenmittel an, das heißt, er band sich ein Stück Draht straff um seinen Kopf. Aber trotzdem wurde es nicht besser mit ihm, und so kam eine Zeit, wo Hikilari, der Weise, mitten in der Nacht aufstand, auf die Hauptstraße des Dorfes hinausging, dort närrische Gesänge und Tänze aufführte und mit seinen Fingern dazu schnappte.

Seine Söhne, Neffen und Brüder hielten ein Palaver, und der älteste seiner Söhne, M'Kovo, ein übler Gesell, sagte: »Mein Vater scheint an der Mongokrankheit zu leiden, denn er ist übergeschnappt und wird bald tot sein. Dennoch wünsche ich, daß Sandi kein Wort davon erfährt. Bringen wir daher meinen Vater an einen sicheren Ort, verkünden wir, er habe eine lange Reise unternommen. In seiner Abwesenheit können wir dann manches unternehmen und uns vieler unserer Feinde entledigen. Und wenn Sandi mit seinen Soldaten kommt und fragt: »Warum habt ihr das alles getan?« werden wir antworten: »Herr, wer ist Häuptling? Ein Wahnsinniger! Wir taten, wie er uns befahl! Die Folgen kommen auf sein Haupt!«

Der Bruder des kranken Häuptlings dachte, es wäre am besten, ihn heimlich zu töten, aber dagegen widersetzte sich der Sohn des Häuptlings.

»Solange er lebt, ist er Häuptling«, sagte er. »Wenn er tot ist, seid sicher, daß Sanders einen Schuldigen finden wird, und das wäre wahrscheinlich ich.«

Drei Tage lang hielten sie den Häuptling in seiner Hütte; während dieser Zeit beschmierten Zauberdoktoren ihn mit rotem Lehm und Ingolafarbe und legten nassen Lehm auf seine Augen.

Nach Verlauf dieser Zeit brachten sie ihn in der Nacht in eine hastig mit Stroh gedeckte Hütte im Urwald, und dort überließ man ihn M'Kovos gefügigen Handlangern.

Sanders wußte über viele Dinge Bescheid, von denen man annahm, er wisse sie nicht. Das aber war ihm fremd. Er wußte wohl, daß Hikilari ein kluger Mann sei, daß er auf einer Reise sei und also kein Grund vorliege, warum er, Sanders, nicht auf eine Inspektionsreise ins Akasavaland gehen solle.

Er war gerade im Begriff, die Hüttensteuer im N'Gombiland einzutreiben, von einem einfachen Hirtenvolk, das sich aus Grundsatz weigerte, etwas zu zahlen, als die Nachricht kam, daß eine Anzahl Akasavaleute die Ochorigrenze überschritten habe.

Sie hatten ein Dorf überfallen, die Männer getötet und schnell die Weiber und Ziegen mit sich geschleppt.

Sanders befand sich inmitten eines endlosen Palavers, als diese Nachricht kam, und das N'Gombivolk, das zu seinen Füßen hockte, betrachtete ihn mit abwartender Hoffnung, mit einer Hoffnung, der ein unbedeutender Häuptling Ausdruck gab, der gerade im Augenblick das Ohr der Versammlung besaß.

»Herr, das sind böse Nachrichten«, sagte er in der freundlichen Art seines Stammes, »und wir wollen Eure Lordschaft nicht länger mit unseren unbedeutenden Angelegenheiten behelligen. Deshalb, wenn du uns unserer schlechten Ernte halber die Hälfte der Steuer erlassen wolltest, dann würden wir friedlich in unsere Dörfer zurückkehren und viel Freundliches über deine Gerechtigkeit sagen.«

»Ihr werdet eure Steuer voll entrichten«, antwortete Sanders kurz. »Ich verliere nur meine Zeit, wenn ich länger mit euch rede.«

»Erlasse uns ein Drittel«, murmelte der Sprecher schweren Herzens. »Wir sind ganz arme Leute, und der Fluß gab wenig Fische her.«

Sanders erhob sich müde von seinem Sitz. »Ich werde mit Neumond zurückkommen«, sagte er, »und wenn dann die Steuern nicht voll bezahlt sind, wird es in diesem Dorf traurige Herzen und wundete Rücken geben! Das könnt ihr mir glauben. Das Palaver ist aus!«

äs;«

Er sandte einen Boten an die Akasavaleute, und er selbst ging auf kürzestem Wege quer durch den Urwald nach Ochoristadt, denn in diesem lebenswichtigen Augenblick war ein Zylinderdeckel der »Zaire« geplatzt.

Er erreichte Ochoriland auf dem Wege des Elebiflusses, durch Tunberi hindurch, das dank dem unerwarteten, unzeitgemäßen und hartnäckigen Regen ein Sumpf war. Drei Tage watete er,

bald bis an die Knie, bald bis an die Hüften; schließlich schmerzten ihn seine Arme wahnsinnig, weil er ständig seine Büchse über die schwarze Brühe und den Schlamm halten mußte.

»Er stieß auf Flußpferde und Wasserschlangen. Einmal schrie sein »Boy«, der vor ihm marschierte, gellend auf und verschwand.

Und Sanders selbst wurde durch das Davonrasen eines Alligators beinahe umgerissen, der seine Beute nach dem nahen Flusse trug.

Am Ende des dritten Tages erreichte Sanders höher gelegenes Land, wo man nicht in den Bäumen zu schlafen brauchte und wo es überdies möglich war, sich in Quellwasser zu baden, die Hemden aus dem auf den Köpfen getragenen Bündel auszupacken und seine Leute zu zählen. Er war nun einen Tagesmarsch von den Ochori entfernt, aber bedeutend weniger als einen Tagesmarsch von dem Heer der Ochori. Denn zwei Stunden nachdem er seinen Marsch wieder aufgenommen hatte, stieß er auf Bosambo und mit ihm auf tausend Speere.

Bosambo war nackt, bis auf einen Lendenschurz aus Affenschwänzen, und in seinem Arm hielt er gleichzeitig mit einem geflochtenen Schild fünf Schlachtspeere. Beim Anblick Sanders' ließ er sein Heer haltmachen und ging Sanders entgegen.

»Bosambo«, sagte Sanders würdevoll, »du tust mir Ehre dadurch an, daß du mir die Elite deiner Kampftruppen zuführst, um meine Wache zu bilden.«

»Herr«, antwortete Bosambo mit löblichem Freimut, »das sollte keine Ehrung für deine Person sein, denn ich habe eine Rechnung mit dem Akasavakönig zu begleichen.«

»Sanders stand ihm gegenüber, den Kopf wie ein Vogel nach einer Seite geneigt, während er seinen biegsamen Spazierstock wie abwesend gegen sein Bein klatschen ließ. »Sieh«, sagte er,

»ich bin der, der alle Rechnungen zwischen Häuptling und Häuptling und zwischen Männern und Männern in Ordnung bringt. Und ich befehle dir, in deine Stadt zurückzumarschieren und dort in Geduld zu warten, während ich die Aufgaben erledige, für die mich mein König bestimmt hat.«

Bosambo zögerte. Er war begreiflicherweise unzufrieden.

»Geh in deine Stadt zurück, Bosambo!« befahl Sanders in sanftem Tone.

Der Häuptling zuckte seine breiten Schultern. »Ich bin dein Untertan«, antwortete er und wandte sich von dannen, ohne einen Ton zu sagen.

Sanders rief ihn zurück, ehe er ein halbes Dutzend Schritte gegangen war.

»Laß mir zwanzig Mann hier und zwei Kanus. Dann sollst du deine Leute zurückhalten, während ich in meines Königs Angelegenheit zu tun habe.«

Eine Stunde später fuhr Sanders so schnell flußabwärts, wie ihn ein Strom von fünf Seemeilen Geschwindigkeit die Stunde und seine schnellen Paddler nur bringen konnten. Um die Mittagszeit des folgenden Tages kam er in Akasavastadt an und fand sie friedlich genug vor.

M'Kovo, des Häuptlings Sohn, kam ihm am Strande entgegen.

»Sandi, Gebieter«, sagte er mit einer Gebärde außergewöhnlicher Überraschung, »ich sehe, der Sommer kommt zweimal in dieser Jahreszeit, denn du...«

Sanders befand sich nicht in Stimmung, Komplimente entgegenzunehmen.

»Wo ist der alte Häuptling, dein Vater?« fragte er.

»Herr«, entgegnete M'Kovo ernst, »ich will dich nicht belügen.

Mein Vater hat seine Krieger mit in den Busch genommen, und ich fürchte, er wird Übles tun.«

Und er erzählte eine lange und umständliche Geschichte von dem Aufflammen des Hasses und von Feindseligkeiten eines alten Mannes. Sanders hörte geduldig zu.

Ein niemals irrender Instinkt, den er bis zu einem gewissen Grade entwickelt hatte, sagte ihm, der Mann log. Der Glaube an sein eigenes Urteil war auch nicht erschüttert, als M'Kovo seine Ältesten und Zeugen von seines Vaters plötzlicher Verworfenheit herbeirief.

Aber Sanders war ein listiger Mann und voller Ränke. Er ließ seine Hand auf die Schultern M'Kovos fallen. »M'Kovo«, sagte er sanft, »mir scheint dein Vater und Häuptling nichts mehr zu taugen. Darum sollst du im Häuptlingshause sitzen. Dennoch mußt du den Häuptling Hikilari vor mich bringen. Und zwar mußt du ihn mir unverletzt bringen, und er muß seine Augen haben. Bring ihn mir schnell, M'Kovo!«

»Herr«, antwortete M'Kovo mürrisch, »er will nicht kommen, und wie kann ich ihn zwingen, da er viele Krieger mit sich hat?«

Sanders überlegte sich die Sache.

»Geh nur«, sagte er nach einer Pause, »und rede mit ihm und sage ihm, daß ich ihn erwarte.«

»Herr, das will ich tun«, sagte M'Kovo. »Aber nicht eher als heute nacht, denn ich fürchte, deine Leute werden mir folgen, und sobald mein Vater sie sieht, wird er mich töten.« Sanders nickte.

In dieser Nacht kam M'Kovo reisefertig zu ihm, und Sanders nahm aus seiner Tasche ein rundes silbernes Kästchen.

»Hänge das um deinen Hals, damit dein Vater sieht, daß du in meinem Auftrage kommst!« befahl Sanders.

M'Kovo hing die runde Kapsel mit einem Stück Bindfaden um seinen Hals und ging schnell in den Wald.

Zwei Meilen im Busch traf er auf dem Wege seine Vettern und Brüder: eine höchst besorgte Versammlung.

»Mein Magen ist krank vor Furcht«, sagte sein älterer Vetter, »denn Sandi hat ein Auge, das durch Bäume hindurchsieht.«

»Du bist ein Narr«, knurrte M'Kovo. »Sandi ist eine Fledermaus, die nichts sieht. Und was ist's mit Hikilari, meinem Vater?« Sein jüngerer Bruder wies ihm seine Speerspitze, auf der geronnenes Blut klebte.

»Das war das beste«, sagte M'Kovo. »Und jetzt wollen wir schlafen gehen. Morgen früh werde ich zu Sandi zurückkehren und ihm etwas vorlügen.«

Am nächsten Morgen kratzten ihn seine Verwandten mit Dornen und warfen Staub über ihn, und eine Stunde später stolperte er, künstlich erschöpft, zu der Hütte hin, vor der Distrikts-gouverneur Sanders sein Frühstück einnahm.

Sanders blickte auf die wegmüde Gestalt. »Mein Freund«, bemerkte er sanft, »du hast einen langen Weg hinter dir?«

»Herr«, antwortete M'Kovo mit schwacher Stimme, »seit ich dich verließ, habe ich nicht gerastet, außer bei meinem Vater, der mich mit bösen Worten zu Deiner Ehren zurückgesandt hat.«

Sanders beugte sich nieder und nahm die kleine silberne Kapsel, die auf der schweratmenden Brust M'Kovos lag.

»Und das hast du deinem Vater gezeigt?« fragte er.

»Herr, ich habe es ihm gezeigt«, wiederholte der Mann.

»Und du bist die ganze Nacht gewandert? Viele Meilen?«

»Herr, ich tat, wie ich dir berichtet habe.«

Sanders berührte eine Feder, und die Kapsel sprang auf. Ein Zifferblatt, wie das einer Uhr, war zu sehen, nur daß es viele kleine Zeiger aufwies. M'Kovo beobachtete neugierig, wie Sanders das Instrument prüfte.

»Sieh mal genau hierher«, sagte Sanders trocken, »denn das ist ein kleiner Teufel, der die Wahrheit redet, und er sagt mir, daß du nicht weiter gegangen bist, als ein Mann in einer Zeit

gehen kann, die der Vollmond braucht, um die Höhe eines Baumwipfels zu erreichen.«

Die »Zaire« war während der Nacht angekommen, und Haussaposten standen wartend da.

Sanders ließ den Schrittzähler in die Tasche gleiten, warf seinen Kopf in charakteristischer Weise zurück, und Sergeant Abiboo bemächtigte sich des Gefangenen.

»Legt ihn in Eisen!« befahl Sanders auf arabisch, »und nimm sechs Mann mit dir auf den Urwaldpfad! Bringt mir alle Leute, die ihr dort findet!«

Abiboo kam nach einer Stunde mit vier Gefangenen zurück, und alle waren sehr gesprächig, zu gesprächig für die Sicherheit M'Kovos und dessen jüngeren Bruder; denn in der Nacht hatte Sanders ein Urwaldgrab entdeckt, in dem der weise Häuptling lag. Es lag unter einem Baum mit sich weit ausspannenden Ästen, und dieser Baum sollte außerordentlich bedeutungsvoll werden für den Ausgang dieses Dramas.

Bosambo war nicht für jedes Verbrechen zu tadeln, das man ihm zur Last legte. Er hatte eine Fehde mit den Akasava, und das nicht ohne Grund. Der Tod M'Kovos genügte ihm nicht, um die Schmach zu tilgen, denn die Akasava hatten Blut vergossen, und das nagte weiter an seinem Herzen, viele Monde lang.

Daher hatte Sanders, als alle Schwierigkeiten zwischen den Akasava und Ochori beigelegt schienen, Veranlassung, in aller Eile zu den Ochori zu gehen, und der Wasserstand des Flusses war sehr niedrig.

Es gab keine Karte des großen Flusses, die während der Trockenzeit zwei Cents wert gewesen wäre. Denn Sandbänke tauchten unerwartet mitten im Fahrwasser auf, und der Fluß hatte weite Strecken mit weniger als einem Faden Tiefe. Manchmal rief der Mann, der vorn am Bug der »Zaire« saß und mit einer biegsamen Stange lotete, in nasalem Ton aus: »Zwei Faden«, während an der Stelle nur ein Faden Wasser vorhanden

war.

Der Mann war, wie ich früher schon sagte, ein Kanomann und etwas religiös angehaucht. Er träumte von einer Pilgerfahrt nach Mekka und von einem grünen Band um seinen Tarbusch.

»Ich erkläre dir zum Ruhme Gottes, ein Faden und etwas darüber«, rief er aus.

Bump!

»Mach, daß du über Bord kommst, du geschwätziger Teufel!« schrie ihn Sanders an, der immer verdrießlicher wurde, da das bereits die vierzehnte Sandbank war, auf die er aufgelaufen war, seitdem er sein Hauptquartier verlassen hatte. Daher sprang die gesamte Mannschaft bis an die Hüften ins Wasser und schob, indem sie ein Lied zu ihrer Arbeit sang, den Dampfer wieder flott.

Sanders rannte auf die neununddreißigste Sandbank auf, kurz ehe er zur Ochoristadt kam, und ging in einer höchst unliebenswürdigen Stimmung an Land.

»Bosambo«, grüßte er, »ich beabsichtige zweierlei mit dir. Das eine ist, dich für deine vielen Missetaten zu hängen, das andere, dich peitschen zu lassen.«

»Master«, antwortete Bosambo mit ernster Frömmigkeit, »alle Dinge kommen so, wie sie vorbestimmt sind.«

»Hab keine Angst, das eine oder das andere wird es sicher sein«, warnte der Distriktsgouverneur. »Ich bin doch kein Hund, um von einem Ende des Bezirks zum ändern Ende zu hetzen, weil ein diebischer Schwarzer in verbotenen Gebieten auf Raub ausgeht!«

Bosambo, dessen schuldbeladenes Gewissen viele Gründe für den unerwarteten Besuch des Distriktsgouverneurs erriet, schien weniger tief betroffen.

»Herr, ich bin kein Nigger«, entgegnete er, »ich bin durch Geburt und frühere Heiraten mit mehreren Königen verwandt,

auch...«

»Du bist ein Lügner«, schäumte Sanders, »und durch Geburt und Heirat mit dem Vater aller Lügner verwandt. Und ich bin nicht gekommen, um über deine mir durchaus gleichgültige Familie, sondern über nächtliche Raubzüge zu reden.«

»Was nächtliche Raubzüge anlangt«, erklärte Bosambo freimütig, »so weiß ich davon nichts. Ich ging mit meinen Ratgebern zu den Akasava, um den neuen Häuptling zu besuchen und ihn meiner Hochachtung zu versichern. Ebenso«, fügte er fromm hinzu, »um gewisse christliche Gebete am Grabe meines Feindes zu verrichten, denn, wie du weißt, Herr, unser Glauben lehrt uns das.«

»Nachts bist du gegangen!« sagte Sanders, der die Herausforderung, die in den Worten »unser Glauben« lag, übergang. »Und nach Akasava kann man leicht bei hellichem Tage gelangen. Und überdies, als die Akasava dich überfielen, hattest du viele Ziegen in deinen Kanus gefesselt.«

»Das waren meine Ziegen«, antwortete Bosambo mit Würde.

»Ich hatte sie mitgebracht als Geschenk für den neuen Häuptling.«

In seinem Zorn fluchte Sanders lange und geläufig.

»Blut hat für Blut gezahlt«, sagte er grimmig. »Es dürfen keine Überfälle mehr stattfinden. Außerdem wirst du in dieser Stadt bleiben und sie nicht verlassen, bis ich dir die Erlaubnis dazu gebe!«

»Lord Sandi«, antwortete Bosambo, »ich höre und werde gehorchen.«

Eine gottlose Freude stahl sich eine Sekunde lang in das Auge des Distriktsgouverneurs, flackerte dort einen Augenblick auf, war verschwunden und ließ sein Gesicht undurchdringlich.

»Du weißt, Bosambo«, kam es verhältnismäßig sanft aus seinem Mund, »daß ich sehr großes Vertrauen in dich setze.

Darum lasse ich dir einen mächtigen Fetisch zurück, der mich in meiner Abwesenheit vertreten soll.«

Damit nahm er aus der Tasche seines Uniformjacketts eine unfehlbare silberne runde Kapsel, die sehr hübsch anzusehen und einem flachgedrückten Ei nicht unähnlich war.

Sanders hatte an diesem Morgen seinen Schrittzähler gestellt.

»Nimm das und trage es um meinetwillen!« befahl er.

Bosambo fädelte einen Bindfaden durch die Öse und hing sich das Ding um den Hals.

»Herr«, antwortete er dankbar, »du hast mir das Ding vor den Augen meines Volkes zum Geschenk gemacht. Nun werden sie mir alles glauben, was ich ihnen über deine Liebe zu mir gesagt habe.«

Sanders verließ am nächsten Morgen die Ochoristadt. »Nimm dich in acht und gehe nicht über deine Stadtgrenze hinaus!« warnte er Bosambo nochmals.

»Herr, ich werde fasten und stillsitzen, bis du wiederkommst.«

Bosambo beobachtete die »Zaire«, bis sie nur noch ein weißer Fleck auf dem ruhigen Wasser war; dann ging er in seine Hütte.

Er nahm die Silberkapsel sehr vorsichtig von seinem Halse und legte sie in seine Hand.

»Nun, du kleiner Satan«, redete er die Kapsel an, »der du das Kommen und Gehen der Menschen beobachtest, nun hoffe ich, alles über dich zu erfahren, du Henker M'Kovos.«

Er drückte auf den Knopf - er hatte früher einmal eine Uhr besessen und hatte Erfahrung darin, wie man sie öffnete -. Die Kapsel sprang auf und zeigte ihm die kleinen Zifferblätter.

Bosambo schüttelte das Instrument heftig und hörte ein schwaches Ticken. Er sah einen großen Zeiger von einem Strich des Kreises zum ändern wandern. Er schritt hierauf, den Schrittzähler in seiner Hand, die Länge der Dorfstraße entlang.

Und bei jedem Schritt tickte das Instrument, und dessen Zeiger bewegte sich.

Wenn er stillstand, stand das Instrument ebenfalls.

»Allen Göttern sei Lob!« sagte Bosambo. »Nun kenne ich dich, du Schwätzer! Denn ich habe deine böse Zunge zappeln sehen, und jetzt kenne ich auch die Art, wie du redest.« Langsam kehrte er nach seiner Hütte zurück. Vor der Tür krabbelte sein jüngstgeborenes Kind, das Licht seiner Augen, auf dem Fellteppich und krallte sich im Haar der Lieblingsziege, eines ruhigen alten Tieres, fest, das alle ihm gestellten Zumutungen eines kleinen braunen Menschenkindes ertrug. Bosambo blieb stehen, um des Kindes braunen Kopf zu liebkosten und den glatten Hals der Ziege zu klopfen.

Danach ging er in seine Hütte, nahm das verräterische Instrument von seinem Halse und verbarg es mit anderen häuslichen Schätzen in einem unter seinem Bett befindlichen Loch.

Um die Zeit des Sonnenuntergangs rief der Lokoli, die Sprechtrummel, die Krieger zusammen.

»Wir gehen zu den Akasava«, redete Bosambo die Krieger kurz an. »Denn ich weiß ein Dorf, das platzt vor Überfluß an Mais und von den Ochori gestohlenen Ziegen. Auch das Blut unserer erschlagenen Brüder ruft, wenn auch nicht so laut wie die Ziegen.«

Bosambo marschierte und war drei Tage fort. Nach Verlauf dieser Zeit kehrte er zurück - er hatte drei Mann verloren, denn das Akasavadorf hatte seinen Bemühungen heftigen Widerstand geleistet. Aber er hatte beträchtliche Beute mitgebracht.

Neuigkeiten wandern schnell den Fluß entlang, besonders üble Nachrichten. Und diese erreichten Sanders, der das Eintreiben der Hüttensteuer bei den N'Gombi fortsetzte.

Zum Überfluß kam noch ein Bote des Akasavahäuptlings an, und Sanders begab sich, so schnell ihn die »Zaire« tragen

konnte, nach Ochoristadt.

Bosambo hörte von seiner Ankunft.

»Bring mir, o mein Leben und mein Stolz«, wandte er sich an seine Frau, »ein gewisses Silberkästchen, das sich unter meinem Bett befindet; es ist so groß und hat diese Gestalt.«

»Herr«, antwortete sein Weib, »ich kenne das Ding sehr gut.«

Er legte sich das Band, das die Kapsel hielt, um den Nacken und erwartete in aller Ruhe Sanders' Ankunft. Sanders war außerordentlich ärgerlich; so ärgerlich, daß er seinem schuldbeladenen Häuptling gegenüber fast höflich war.

»Herr«, antwortete Bosambo, als die betreffende Frage an ihn gestellt wurde, »ich habe die Stadt weder bei Tag noch bei Nacht verlassen. So wie du mich hier siehst, habe ich vor meiner Hütte gesessen, nur an heilige Dinge gedacht und an die Güte deiner Herrlichkeit.«

»Gib mir das Kästchen!« befahl Sanders.

Er nahm es zur Hand und schnappte es auf. Er sah lange auf das Zifferblatt; dann sah er Bosambo an. Und dieser werte erwiderte seinen Blick ohne Verlegenheit.

»Bosambo«, sagte Sanders, »mein kleiner Teufel erzählt mir, daß du viele Meilen gewandert bist.«

»Herr«, antwortete der Häuptling aufs höchste betroffen, »wenn er das sagt, dann lügt er.«

»Mir genügt seine Wahrheitsliebe«, antwortete Sanders, »du bist zu weit gegangen! Und deshalb haben du und dein Volk fünfzig Ziegen Strafe zu zahlen. Ebenso erhöhe ich eure Steuern und ziehe die euch gegebene Erlaubnis, im Isisiwald zu jagen, hiermit zurück. Außerdem habt ihr mir jeden Tag fünfzig Arbeiter zu stellen, die im Dienste des Governments arbeiten.«

»O Ko!« stöhnte Bosambo; er stand in seiner Not auf einem Bein. »Das ist gerecht, aber hart, denn ich sage dir, Herr, daß ich die Akasava überfiel, aber wie dein Teufelskästchen das wissen

kann, kann ich nicht begreifen, denn ich habe es in Zeug eingewickelt und unter meinem Bett verborgen.«

»Du hast es nicht bei dir getragen?« fragte Sanders. »Ich rede die Wahrheit, und mein Weib wird mir's bezeugen.« Bosambo rief sein Weib, und das anmutige Kanomädchen, das ihn unterm Pantoffel hatte, kam an die Tür seiner Hütte.

»Herr, es ist wahr!« sagte sie. »Denn ich habe es gesehen, und alle Leute haben es gesehen, gerade während mein Gebieter abwesend war.«

Sie bückte sich und hob ihr wohlgenährtes Baby aus dem Staub. »Der sah es auch«, sagte sie, während ihr Auge vor Stolz aufleuchtete, »und um dem Söhnchen meines Herrn und Gebieters eine Freude zu machen, hing ich das Kästchen Neta, der Ziege, um den Hals. War das unrecht?«

»Mein Sonnenlicht«, erwiderte Bosambo, »du kannst kein Unrecht tun. Aber sage mir, ist Neta weit aus der Stadt gelaufen?« Das Weib nickte. »Nur einmal. Sie war einen Tag und eine Nacht fort, und ich hatte Angst wegen des Silberkästchens, denn um diese Jahreszeit sind die Ziegen sehr unruhig.«

Bosambo wandte sich an seinen Gebieter. »Du hast es gehört, o Sandi. Ich habe schuld und werde die Strafe zahlen.«

»Das wirst du«, sagte Sanders, »denn die Ziege trifft keine Schuld.«

Bosambos Bruder

Bosambo war ein Monroviaaner.

An anderer Stelle habe ich die Geschichte von der Ankunft des Häuptlings in Sanders' Bezirk erzählt; von seiner gewagten Art und Weise, wie er sich den Thron, jenen verrückten Häuptlingssitz, anmaßte; und ich wies auf das plötzliche und unerwartete Ende hin, das damals, wenig ehrenvoll für Bosambo, die berechtigten Anwärtler auf jene Häuptlingsschaft nahmen.

Bosambo war, an verschiedenem Maßstab gemessen, nach christlichem wie heidnischem, ein guter Mann. Er regierte seinen Stamm weise und zog in einem Jahre größere Einkünfte aus den faulen Ochori, als irgendein früherer Häuptling in zehn Jahren aus ihnen herausgeholt hatte. Bosambo verstand es ausgezeichnet, sich bedeutenden Gewinn zu sichern, denn es gehörte zu seinen Gepflogenheiten, daß er, wenn er eine Abgabe für die Regierung eintrieb, den doppelten Betrag für sich einsammelte.

In jener weit zurückliegenden Zeit war er, wenn ich mich recht erinnere, ein unbotsamer Untertan des Präsidenten von Liberia gewesen. In einer feierlichen Gerichtssitzung war er einst des Diebstahls einer Glockenboje überführt worden, die er aus dem Fahrwasser gestohlen hatte, wo sie die Seefahrer vor einem dort liegenden Wrack warnen sollte, und die er für seinen eigenen Zweck verwandt hatte. Er war damals der Gefangenschaft entronnen und nach monatelanger, mühevoller Wanderung im Ochoriland angekommen.

Sanders hatte ihn als zuverlässigen Mann befunden und traute ihm in allen Sachen, wo es sich um ein gutes Regieren handelte. Aber es gab andere, die Bosambo durchaus nicht trauten, besonders gewisse Häuptlinge der Isisi, der Akasava und der

N'Gombi. Diese Leute hatten sich mit dem Fremdling, dem Herrscher der Ochori, gemessen und waren unterlegen. Und wegen gewisser mutiger Handlungen bei der Verteidigung seines Landes war es von einem Ende des Landes bis zum ändern bekannt, daß Bosambo »ein Liebling Sanders'« wäre und, wie das Gerücht in wenig schmeichelhafter Weise für diesen behauptete, mit dem Häuptling verwandt sei.

Wie dieses Gerücht entstehen konnte, wußte Bosambo am besten. Es ist eine einfache Tatsache, daß Nachrichten, die wandern, auf dieser Wanderung an Glaubwürdigkeit gewinnen.

So kam es, daß der Ruhm des ehemaligen Zuchthäuslers in Liberia und Monrovia selbst zusehends wuchs; man erhob ihn dort zu einer Stellung, die er niemals beansprucht hatte. Ich glaube, daß eine liberianische Zeitung, die ein Schwarzer oder einige Schwarze herausgaben, das verruchte Verbrechen, dessen Bosambo überführt war, soweit vergaß, daß sie von ihm als »unserem würdigen Mitbürger Mr. Bosambo, Oberkommissar der Ochoriländer« sprachen. Er wurde für sie zum reichen Fürsten, zum König. Er stand an Bedeutung über dem Distriktsgouverneur Sanders. Ja, man sagte ihm sogar nach, daß er das englische Kolonialamt beeinflusse, eine Tatsache, die nicht ihresgleichen in der Geschichte der afrikanischen Küste hatte.

Bosambo besaß Verwandte an der Küste, und diese fanden sich im Verhältnis zu seiner wachsenden Größe ein. Er hatte einen Bruder namens Siskolo, einen großen, knochigen und einflußreichen Mann.

Siskolo machte zunächst dadurch von sich reden, daß er an Bord eines Kriegsschiffes als Brandungsbootsruderer gedient hatte; dann, daß er eine oberflächliche Kenntnis des Englischen besaß und daß er während der Zeit, wo er mit Weißen in Berührung gekommen war, genügend viel zusammengestohlen hatte, um sich in Liberia als eingeborener Ladenbesitzer niederzulassen. Er wurde mit Mister Siskolo angeredet und hatte

den Ehrgeiz, dereinst Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft zu werden.

Es verstieße gegen die Wahrheit, wenn man behauptete, der Besitz eines Bruders wie Bosambo hätte ihm während der Zeit, als Bosambos Name in Liberia gleichbedeutend mit »Dreck« war, Anlaß zu Stolz oder gar Entzücken gegeben. Es ist sogar schriftlich niedergelegt, daß er, nachdem er jede Verwandtschaft mit Bosambo abgeleugnet hatte, obwohl diese Verwandtschaft über jeden Zweifel erhaben war, Bosambos nur als eines »gemeinen Niggers« gedachte, wenn er von ihm sprach.

Als das liberianische Government in seiner Großzügigkeit eine angemessene Belohnung für die Ergreifung dieses Verbrechers aussetzte, erbot sich Siskolo in seiner für das öffentliche Gemeinwohl begeisterten Art in der Presse, aus eigenen Mitteln eine persönliche Belohnung hinzuzufügen.

Später änderte sich die öffentliche Meinung Liberias Bosambo gegenüber, und mit diesem Umschwung änderten sich auch Siskolos Ansichten über seinen Bruder. Dann kam eine Zeit, wo Bosambo in seiner Heimat zu Ehren kam, die Leute auf ihn stolz waren und, wie ich bereits angedeutet habe, sogar die Presse in Ausdrücken der Anerkennung über ihn schrieb.

Nun versammelte Mr. Siskolo, wie erzählt wird, alle seine näheren und entfernteren Verwandten, von dem nackt gehenden Großvater an bis zu dem Rock tragenden Schwiegersohn, der eine Schuhfabrik in Liberia betrieb. »Freunde und Kameraden!« redete Mr. Siskolo sie orakelhaft an. »Ihr alle wißt, daß mein teurer Bruder Bosambo ein großes Reich besitzt und daß er mehr als irgendein anderer farbiger Mann an der Küste geehrt wird. Nun habe ich ja Bosambo immer geliebt und oft des Nachts in heißem Gebete um seine Sicherheit gerungen. Auch habe ich allen Weißen, denen ich begegnete, stets nur Gutes über ihn gesagt. Und ich habe ihm bei vielen Gelegenheiten durch Boten große Summen Geldes gesandt. Wenn er dieses Geld nicht erhalten hat«, fuhr Mr. Siskolo mutig fort, »dann lag

es daran, daß die Boten Diebe waren oder daß Räuber sie unterwegs überfallen haben. Aber alle meine Angestellten und die Leute, die mich liebhaben, wissen, daß ich dieses Geld abgeschickt und ihm Briefe voller Lob und voll guter Wünsche für seinen Reichtum geschrieben habe.«

Mr. Siskolo machte hier eine Pause und steckte eine seiner knochigen Hände in die Hosentasche eines Gesellschaftsanzuges, den er von dem Diener des französischen Konsuls bekommen hatte.

»Ich habe euch zusammengerufen«, sagte er langsam, »weil ich eine Reise ins Innere machen und meinen geliebten Bruder von Angesicht zu Angesicht sehen will. Denn ich vernehme, daß er große Schätze in seinem Lande hat, und es ist nicht gut, daß er so reich ist und daß wir alle, die wir von seinem Blute sind, wir, die wir ihn geliebt haben und die wir so viele Jahre für ihn gebetet haben, daß wir arm sein sollen.«

Keiner der Verwandten, die da im Raum saßen, verneinte das. In der Tat erhob sich ein Murmeln des Beifalls, das jedoch nicht ganz frei war von Mißtrauen, dem ein gewisser Lakiro, bei dem man allgemein juristische Kenntnisse voraussetzte, Ausdruck gab.

»Das ist alles Schnickschnack, Siskolo!« erwiderte dieser. »Wie sollen wir erfahren, in welchem Verhältnis unser teurer Verwandter Bosambo seine Reichtümer unter die von uns, die ihn geliebt haben, verteilt wissen will?«

Dieses Mal war der Beifall nicht mißzuverstehen.

Mr. Siskolo antwortete von oben herab: »Nachdem ich den Schatz von meinem lieben Bruder Bosambo - meinem leiblichen Bruder, der mir blutsverwandt ist, versteht mich recht, und nicht nur ein Vetter, wie ihr seid -, nachdem mir also dieser, mein leibhafter Bruder, den ich so lange und so innig geliebt habe, seine Schätze gegeben hat, werde ich mir die Hälfte davon nehmen, und die andere Hälfte werde ich gleichmäßig unter

euch verteilen.«

Lakiro nahm eine sehr kritische Miene an. »Es scheint mir«, sagte er, »daß wir alle Blutsverwandte sind, daß wir Geld für die Reise, die du, Siskolo, machen willst, gesammelt haben. Denn, soweit ich unterrichtet bin, hast du keinen einzigen Dollar dazu hergegeben. Und unser geliebter Freund und Verwandter Bosambo sähe es lieber, wenn seine großen Geschenke gleichmäßig verteilt würden.« - Er fixierte dabei die Brüder aus dem Hinterlande, die sich hier versammelt hatten und die verständnislos der Unterhaltung zuhörten, die halb auf englisch, halb auf monroviaisch geführt wurde. »Es wäre besser, denen weniger zu geben, die keines Geldes bedürfen, als uns, die wir durch unsere gute Erziehung kostspielige und schlemmerische Lebensgewohnheiten angenommen haben, wie Champagner und Wein zu trinken und ausgesuchte Speisen zu genießen.«

Zwei Tage lang und den größeren Teil zweier Nächte verhandelten sie über die Verteilung der Beute, die sie zuversichtlich erwarteten. Vierzehn Tage später reiste Siskolo mit einem Küstendampfer ab und kam im Laufe der Zeit im Standquartier Sanders' an.

Es mag hier erwähnt werden, daß der Eingeborene im Gehrock und mit hohem Hut der Gegenstand besonderer Abneigung von Distriktsgouverneur Sanders war. Er verabscheute ebenso alle Eingeborenen, die Englisch sprachen, wie schlecht sie es auch immer sprachen. Die einzige Ausnahme davon bildete Bosambo, dessen Sprachschatz sich in fünfzig Worten erschöpfte. Trotzdem hörte Sanders geduldig zu, als Siskolo ihm seinen Plan unterbreitete, und mit der Offenbarung dieses Unternehmens kroch so etwas wie eine heilige Freude in Sanders' Herz. Er lächelte sogar gnädigst auf diesen schwarzen Mann herab.

»Geh in Gottes Namen, Siskolo!« sagte er sanft. »Ich werde dir ein Kanu schicken, das dich zu deinem Bruder bringen soll. Es ist richtig, daß er, wie du sagst, ein großer Häuptling ist.

Bosambos Reichtümer abzuschätzen fehlen mir die Mittel. Ich habe nicht deine scharfen Augen.«

Siskolo übergang schweigend die Beleidigung.

»Mr. Sanders«, sagte er, in die Landessprache fallend, da er sich wenig ermutigt fühlte, in Sanders' eigener Sprache fortzufahren, »Mr. Sanders, ich bin im Innersten meines Herzens froh, daß ich meinen Bruder Bosambo sehen werde und daß ich ihm die Hand drücken darf. Was seinen Schatz anbelangt, so zweifle ich nicht, daß er mehr besitzt als die meisten Menschen; denn, wie ich weiß, ist Bosambo ein sehr schlauer Mann. Ich bringe ihm reiche Geschenke; darunter eine Uhr aus meinem eigenen Laden, die in keinem Hafen der Küste unter drei Dollar verkauft werden dürfte; außerdem ganze Stücke an Zeug von gehöriger Länge.«

Mr. Siskolo war früh an einem Julimorgen aufgestanden. Er begab sich mit Hut - seinen Gehrock hatte er sorgfältig zusammengelegt und in dem kleinen verdeckten Raum des Kanus untergebracht und sogar seine Beinkleider durch ein Stück Pappkarton gegen die Elemente geschützt - auf den langen Weg, der zwischen ihm und seinem geliebten Bruder lag.

In einem Land, wo die Zeit nichts wert ist und wo die Phantasie keine Rolle spielt, ist Reisen eine sehr angenehme, wenn auch etwas langwierige Beschäftigung. Es dauerte einen Monat und drei Tage, ehe Siskolo an die Grenze von Bosambos Reich kam. Zwei Meilen von Ochoristadt setzte er sich seinen Hut auf und warf sich in seinen Gehrock und in die Hosen der Zivilisation, damit er seinen Einzug in einer Weise hielte, die des Verwandten eines großen und reichen Fürsten würdig sei.

Bosambo nahm die Nachricht von seines Bruders Ankunft mit einem Gefühl auf, das dem der Bestürzung ziemlich nahe kam.

»Wenn dieser Mann wirklich mein Bruder sein sollte«, sagte er, »dann bin ich in der Tat ein glücklicher Mann, denn er schuldet mir noch vier Dollar, die er sich vor langer Zeit von mir

geborgt und die er mir niemals wiederbezahlt hat.«

Dennoch befand er sich in Aufregung. Verwandte bringen stets das Kunststück fertig, bei ihren Gastgebern eine merkwürdige Unruhe hervorzurufen. Das beschränkt sich nicht auf einen Erdteil oder ein Volk; und so ging denn auch Bosambo mit einem Gefühl der Besorgnis in seinen Staatskleidern in feierlicher Prozession seinem Bruder entgegen.

In seinem Eifer stieg Siskolo aus dem Kanu, ehe dieses Grund unter sich hatte, und watete ans Ufer, um seinen Bruder zu begrüßen.

»Du bist tatsächlich mein Bruder - mein einziger Bruder, Bosambo!« begrüßte er diesen und umarmte ihn herzlich. »Das ist ein unvergeßlicher Tag für mich.«

»Für mich«, erwiderte Bosambo, »scheint die Sonne heute doppelt so hell, und die kleinen Vögel singen lauter denn je, und ich fühle mich so froh, daß ich in einem fort tanzen könnte. Nun sage mir, Siskolo«, fuhr er fort, indem er einen etwas nüchterneren Ton anschlug, »warum hast du dir den weiten Weg zu mir gemacht? Denn ich bin ein armer Mann und kann dir nichts geben.«

»Bosambo«, antwortete Siskolo vorwurfsvoll, »ich bringe dir Geschenke von großem Wert. Ich will dafür nicht einmal einen Dollar haben. Alles, was ich wünsche, ist, dein treffliches Antlitz zu sehen und deine weisen Worte zu vernehmen, die die Menschen von einem Ende des Landes bis zum andern wiederholen.« Siskolo drückte von neuem Bosambos Hände. Sie machten einen Augenblick halt, während Siskolo seine nassen Beinkleider auszog, »denn«, erklärte er, »sie haben mich drei Dollar gekostet.«

So gingen sie, Arm in Arm, ganz nach der Art der Weißen, in die Ochoristadt. Und alles Volk starrte wie verhext auf das Schauspiel, das ein großer, mächtiger Mann in einem Gehrock und in hohem Hut, mit dem Zipfel eines weißen Hemdes darbot,

das um seine Beine schlug, während er in der Haltung herzlicher Zuneigung mit ihrem Häuptling Bosambo daherkam.

Bosambo stellte seinem Bruder seine beste Hütte zur Verfügung. Er ließ Mädchen von sechs verschiedenen Stämmen vor diesem davon sehr eingenommenen Mitglied der äthiopischen Kirche tanzen. Nichts, was er erdenken konnte, nichts, was von seinem Volk ohne Bezahlung erlangt werden konnte, blieb ungetan, um den Aufenthalt seines Bruders glücklich und unvergeßlich zu gestalten.

Dennoch war Siskolo nicht zufrieden. Trotz allem Vergnügen, das er in all diesen glücklichen Tagen hatte, in denen Bosambo bemüht war, ihm Beweise seiner Macht und seiner Beliebtheit zu geben, blieb der wichtige Nachweis von Bosambos Reichtum zu erbringen übrig, nach dem es Siskolo verlangte.

Er schnitt dieses Thema eines Nachts an, bei einem Fest, das Bosambo ihm zu Ehren gab, einem Fest, dessen Kosten - nebenbei bemerkt - von denen getragen wurden, die dabei saßen und die eine solche Verschwendung ihrer kostbaren Güter grollend verfolgten.

»Bosambo, mein Bruder«, sagte Siskolo, »obwohl ich dich liebe, beneide ich dich. Du bist ein reicher Mann, und ich bin arm, und ich weiß, daß du viele schöne Schätze an geheimen Plätzen verborgen hast.«

»Beneide mich nicht, Siskolo«, kam es traurig von Bosambo, »denn obwohl ich ein Häuptling bin und ein Liebling Sandis, habe ich doch keine Reichtümer. Aber du, mein Bruder und Freund, hast mehr Dollars als Sandkörner. Nun weißt du ja, daß ich dich liebe«, fuhr Bosambo atemlos fort, denn der andere öffnete eben die Lippen zum Widerspruch, »und ich tue alles dieses ohne Hoffnung auf Belohnung. Ich würde in der Tat einen großen Schmerz in meinem Herzen empfinden, wenn ich daran denke, du könntest mir hierfür kleine Silbermünzen anbieten. Dennoch, wenn du es so haben willst, würde ich das

annehmen, da ich weiß, wie niedrig ich vor deinem Antlitz bin, und nicht, weil ich mich nach Reichtümern sehne, sondern weil ich ein armer Mann bin.«

Siskolos Gesicht wurde lang und länger. »Bosambo«, erwiderte er, und es lag wenig Heiterkeit in seinem Ton, »auch ich bin ein armer Mann, da ich eine große Familie habe und viele Verwandte, die auch deine Verwandten sind. Und ich denke, es wäre eine gute Sache, wenn du mir ein feines Geschenk machtest, das ich mit zur Küste nehmen könnte. Ich würde dann alle Leute zusammenrufen und ihnen sagen: Seht, das habe ich von meinem Bruder Bosambo erhalten, der ein großer Häuptling in einem fernen Lande und sehr reich ist.«

Bosambos Gesicht zeigte nicht, daß er besonders dafür eingenommen sei. »Das ist richtig«, sagte er leise, »es wäre sehr schön, wenn man's tun könnte, aber mir ist ganz elend im Herzen, daß ich das nicht tun kann, denn ich bin furchtbar arm.«

So verlief die Unterhaltung, die die beiden Brüder in Anspruch nahm, sobald der Gang der Darbietungen einmal Zeit zum Reden gab.

Nach zehn Tagen war Bosambo ein müder Mann; er gab Winke, die jeder andere als Bosambos Bruder beachtet hätte. So sagte er zum Beispiel: »Bruder, ich hatte einen Traum in der letzten Nacht.

Deine Familie war erkrankt, und dein Geschäft ging zum Teufel.

Nun denke ich, wenn du schnell in deine Heimat zurückkehrtest...« Oder: »Bruder, mich erfüllt bange Sorge, denn jetzt kommt die Zeit in unserem Lande, wo alle Fremden an Geschwüren leiden.«

Aber Siskolo entgegnete auf alle diese Anzapfungen gewandt und entschlossen, denn er war nicht umsonst Bosambos Bruder.

Der Häuptling war von düsteren Ahnungen erfüllt. Als die Wochen dahinfließen und sein Bruder noch immer keine

Vorbereitungen zur Abreise traf, nahm Bosambo sein schnellstes Kanu und zehn Paddler und fuhr nach I'kan, wo Sanders gerade Steuern eintrieb.

»Herr«, sagte Bosambo, indem er sich auf Deck vor dem müden Distriktsgouverneur niederhockte, »ich habe dir eine Geschichte zu erzählen.«

»Dann laß es eine Geschichte sein, die man zwischen dem Sichniedersetzen eines Moskitos und seinem Stich erzählen kann«, antwortete Sanders.

»Herr, es ist eine kurze Geschichte«, kam es traurig von Bosambo, »aber es ist eine sehr üble Geschichte - wenigstens für mich.«

Und er erzählte die Geschichte vom unwillkommenen Bruder.

»Herr«, fuhr er fort, »ich habe alles getan, was ein Mann tun kann, denn ich habe ihm Dinge zu essen gegeben, die nicht mehr ganz genießbar waren; und eines Nachts spielten meine jungen Leute mir zuliebe ein Stück, in dem sie sich als gewisse wilde Isisileute aufführten, obwohl Deine Lordschaft weiß, daß sie durchaus nicht wild sind, aber...«

»Weiter, weiter!« knurrte Sanders, denn der Tag war heiß gewesen und das Steuereintreiben mehr als ermüdend.

»Nun komme ich zu dir, Herr, mein Gebieter und Herr«, sagte Bosambo, »da ich weiß, daß du sehr klug und weise bist und daß dir die Macht der Götter innewohnt. Sende meinen Bruder von mir weg, denn ich liebe ihn so sehr, daß ich fürchte, ich werde ihm eines Tages Schaden tun.«

Sanders war ein Mann, der alles der Beachtung wert fand, außer Zank mit Weibern. Denn er hatte den Anfang von Fehden in stecknadelkopfgroßen Meinungsverschiedenheiten gesehen und es erlebt, daß eine Expedition von achtausend Mann in den Busch ging, um eine Streitigkeit aus der Welt zu schaffen, die sich ursprünglich um einen Kochtopf drehte.

Er dachte eine Weile angestrengt nach. Dann sagte er: »Vor zwei Monaten kam ein jagender Akasavemann zu mir, der mir erzählte, im Ochoriwalde, gerade an der Isisigrenze, befinde sich eine Stelle, wo fünf große Bäume in der Form eines Halbmondes wüchsen...«

»Ehre sei Gott und seinem Propheten Mohammed!« unterbrach ihn Bosambo fromm und bekreuzigte sich dabei in recht unlogischer Weise.

»In Gestalt eines Halbmondes«, fuhr Sanders fort.»Und am Fuße des mittelsten Baumes- so sagte der junge Akasavemann,»befindet sich ein großer Schatz von Elfenbein.« (Es handelte sich um »totes« Elfenbein, das heißt um Elfenbein, das vergraben oder aufgespeichert worden ist.) Sanders hielt inne, und Bosambo sah ihn an. »Solche Geschichten werden oft erzählt«, bemerkte Bosambo. »Dann erzähl sie weiter!« sagte Sanders bedeutungsvoll. In Bosambos Augen leuchtete Verständnis auf.

Zwei Tage später war er wieder in seiner Stadt, und nachts rief er seinen Bruder zu einem geheimen Palaver. »Bruder«, begann er, »ich habe viele Tage über dich nachgedacht und darüber, wie ich dir am besten dienen könnte. Wie du weißt, bin ich ein armer Mann.«

»Ein König ist ein armer Mann, und ein Bettler ist noch ärmer«, zitierte Siskolo anmaßend und ungläubig.

Bosambo holte tief Atem. »Nun will ich dir etwas anvertrauen«, fuhr er mit leiser Stimme fort. »Für meine alten Tage und für den Fall, daß mich mein aufsässiges Volk verraten sollte, habe ich einen großen Schatz Elfenbein aufgehäuft. Ich habe dieses Elfenbein meinem Volke genommen. Ich habe es in blutigen Schlachten gewonnen. Ich habe viele Elefanten gejagt, Siskolo, mein Bruder«, fuhr er in erkünstelter Erregung fort, »alles dieses gebe ich dir, weil ich dich und meine trefflichen Verwandten liebe. Gehe nun in Frieden, aber kehre nicht hierher

zurück, denn wenn mein Volk erfährt, daß du den Volksschatz suchst, wird es dir nicht verzeihen, und dann werde ich meine Leute nicht halten können, obwohl ich ihr Häuptling bin.« Die ganze Nacht hindurch saßen sie, Bosambo traurig, aber dennoch Winke gebend; in Siskolo zitterte alles vor Aufregung.

Bei Tagesanbruch reiste der Bruder auf dem Wasserwege nach der Isisigrenze, dorthin, wo fünf Bäume in der Form eines Halbmondes wuchsen.

»Herr!« rief Bosambo bitter und verletzt, »ich bin einmal Christ gewesen, einmal ein Anbeter von Dämonen, ein Fetischmann, und nun bin ich ein Anhänger des wahren Glaubens - obwohl ich alle Ursache habe, daran zu zweifeln.«

Er stand vor Sanders in dessen Standquartier. Unten am kleinen Kai des Flusses lagen Bosambos erschöpfte Paddler, denn Bosambo war Tag und Nacht gerudert, um den Fluß herunterzukommen.

Sanders sprach nicht. Nur der Schalk saß in seinem Augenwinkel, und ein Lächeln zuckte um seine Lippen.

»Und es scheint mir«, sagte Bosambo mit tragischem Pathos, »daß mich keiner der Götter liebt.«

»Das ist dein Palaver«, sagte Sanders. »Und vergiß nicht, dein Bruder liebt dich mehr als jemals!«

»Herr«, rief Bosambo verzweifelt, indem er seine Arme ausstreckte, »wußte ich denn, daß unter dem mittelsten Baum von den fünf tatsächlich zehn große Elefantenzähne begraben waren? Herr, bin ich denn verrückt, daß ich diesem Hund einen solchen unermeßlichen Schatz geben konnte?«

»Ja, ich habe es auch für ein bloßes Gerücht gehalten«, sagte Sanders leise.

»Herr, darf ich einmal sehen?«

Sanders nickte, und Bosambo ging an das Ende der Veranda und sah auf die See hinaus.

Eine Rauchfahne war am Horizont sichtbar. Es war der Rauch des abfahrenden Postdampfers, der Siskolo und seinen wunderbaren Elfenbeinschatz zurück nach Monrovia brachte.

Bosambo erhob feierlich seine geballte Faust und verfluchte das verschwindende Schiff.

»O Bruder!« jammerte er, »o du Teufel! Du Schlange! Nigger! Nigger! Verdammt Nigger!«

Bosambo weinte.

Der Thron der N'Gombi

Das N'Gombivolk achtete einen Thron höher als alle anderen Schätze, und zwar weil dieser aus Elfenbein und aus von Eingeborenen gefundenem Silber gefertigt war; darin waren die N'Gombi geschickte Arbeiter.

Auf diesem Thron hatten Könige, große Krieger und Häuptlinge ihres Stammes gesessen, ebenso wertige Gäste des Landes.

Bosambo, der Ochori, begab sich einst zum König der N'Gombi, um ein freundschaftliches Palaver mit ihm zu halten, saß auf diesem Throne und bewunderte ihn. Nachdem er gegangen war, kamen nachts vier Männer und trugen den Thron weg; und obwohl der König von N'Gombi und seine Räte das Land von einem Ende bis zum anderen absuchten, wurde dieser Stuhl doch niemals gefunden.

Er würde auch niemals gefunden worden sein, wenn nicht Mr.

Wooling, ein Händler und Mann von Fähigkeiten, gewesen wäre.

Dieser war an der Küste von einem Ende bis zum anderen als ein Verkäufer wunderbarer Dinge bekannt und, nach allgemeinem Dafürhalten, ein reicher Mann.

Eines Tages nahm er sich vor, unbekannte Welten zu erobern, und kam in Sanders' Bezirk mit dem Glauben an diese Sendung, mit einer Ladung der mannigfaltigsten Dinge und einer unbezähmbaren Neugier.

Bis dato hatte sich sein Handel auf die am meisten zivilisierten Striche des Landes beschränkt - auf Plätze, wo der gebildete Eingeborene die Wechselkurse studierte und die Ernte auf dem Halm verkaufte. Er hatte schon lange gewünscht, ein Land zu betreten, in dem das Heidentum eine führende Rolle innehatte, wo Weiße als Götter angesehen wurden und wo ihnen

gestattet war, in großem Maßstab zu betrügen.

Wooling erfuhr manchen Rückschlag; nicht der geringste darunter war die Entdeckung, daß Genever, auch wenn es deutscher Genever war, in vierkantigen Flaschen, prächtig etikettiert und in Strohhusen gepackt, von Sanders nicht als eine marktfähige Ware angesehen wurde.

»Sie können sonst etwas handeln«, sagte Sanders, indem er lässig seinen Fliegenwedel handhabte, »aber der Schlagbaum ist zu, wenn es sich um die Einfuhr von Alkohol und Feuerwaffen handelt, denn beides ist dann im Besitz einer dafür begeisterten und zu Versuchen damit geneigten Bevölkerung.«

»Aber, Mr. Sanders«, protestierte der Mann, der sein Schäfchen zu scheren gedachte, mit dem zuversichtlichen Lächeln, das fünfundsiebzig Prozent seiner Habe darstellte, »ich bin keiner von jenen Neulingen, die eben von Mutters Schürzenband loskommen! Verdammt noch mal! Ich kenne die Eingeborenen! Ich spreche ihr Kauderwelsch vom Küstenenglisch bis zum Suaheli.«

»Aber Sie dürfen auf keinen Fall in Alkohol zu ihnen reden! Betrachten Sie das Palaver als beendet!« sagte Sanders.

Und alle Beredsamkeit Mr. Woolings war nicht imstande, den diamantharten Distriktsgouverneur zu überzeugen und dessen Sinn zu ändern. Der Händler ging mit einer höflichen Anspielung auf das Wetter weg und mit innerlichen Verwünschungen gegen einen zu diensteifrigen britischen Amtsnarren, die zu hören Sanders Gott weiß was gegeben hätte.

Wooling ging ins Innere und handelte nach bestem Können ohne jenes Lockmittel, welches das wirksamste auf seinem Beutezug war. Und wenn man die Wahrheit sagen soll, und es liegt keine dringende Veranlassung vor, das nicht zu tun, er machte ein gutes Geschäft, bis er eines Morgens bei Ochoristadt rastete und einen Häuptling interviewte, dessen Name Bosambo war.

Wooling landete dort um die Mittagszeit, und innerhalb einer Stunde hatte er seine schönen Waren am Flußufer ausgelegt. Diese umfaßten Manchester-Baumwollwaren aus Belgien, echtes indisches Salzfleisch aus Birmingham, Salz, das einen beträchtlichen Teil guten Flußsandess enthielt, und ähnliche reizende Kaufobjekte.

Sein Besuch bei dem Häuptling war ein Ereignis. Er traf Bosambo an, wie dieser in einem Gewand aus Leopardenfellen vor seiner Hütte saß.

»Häuptling!« redete er ihn in der blumenreichen Redeweise seines Schlages an, »ich habe eine lange, ermüdende Reise durch den Urwald und gegen die Strömung des Flusses gemacht, um alle Häuptlinge in ihrer Größe zu schauen. Und ich bringe dir ein Geschenk des Königs von England, der mein persönlicher Freund und ein entfernter Verwandter von mir ist.«

Damit übergab er seinem Wirt feierlichst eine kleine Heiligenstatue, die einen gelben heiligen Sebastian vorstellte, der von purpurroten Pfeilen durchbohrt war - eine Figur, wie man sie von einem Fabrikanten an der Ostsee für drei Cent en gros beziehen konnte.

Bosambo empfing das Geschenk mit großem Ernst.

»Herr!« sagte er, »ich werde das zu den anderen Geschenken legen, die mir der König von England gesandt hat und von denen einige von großem Werte sind, wie zum Beispiel das wundervolle Bett aus Gold, eine Uhr aus Silber und eine Krone so voll von Diamanten, daß sie noch kein Mann hat zählen können.«

Er sagte das sehr ruhig, und dem betroffenen Mr. Wooling blieb der Atem weg.

»Was dieses schöne Geschenk anbetrifft«, fuhr Bosambo fort, indem er nachlässig mit dem Heiligenbilde heruntändelte, als ob er seinen Entschluß, es seiner Sammlung hinzuzufügen, bereue, »sieh, um dir zu beweisen, wie sehr ich dich liebe - da

ich alle weißen Herren liebe -, ich gebe es dir. Aber da es von böser Vorbedeutung ist, ein Geschenk zurückzugeben, so sollst du mir zehn Silberdollars geben; auf diese Weise wird keinen von uns beidenein Unglück treffen.«

»Häuptling!« antwortete Mr. Wooling, der sich mit großer Anstrengung wieder erholt hatte, »das ist ein wunderbares Geschenk, und der König dürfte sehr ärgerlich werden, wenn er hört, daß du das Geschenk zurückgegeben hast, denn ein Sprichwort sagt: ›Gib nichts zurück, was dir gegeben worden ist!‹ Und dieses hier ist das Bild eines heiligen Mannes.«

Bosambo sah auf das kleine Standbild. »Es ist ein sehr heiliger Mann«, gab er zu, »denn ich sehe, das ist die Figur des heiligen Judas darum sollst du es haben, bei meinem Haupte und bei meiner Seele!«

Schließlich gewährte Mr. Wooling zögernd fünf Dollar, wobei er ihm die Heiligenstatue außerdem als eine Art geweihter Zugabe überließ. Überdies kaufte Bosambo für genau zehn Dollar Waren, einschließlich eines Stückes Chiffon, und bezahlte in barem Gelde.

Mr. Wooling ging befriedigt von dannen.

Viele Tage danach entdeckte er unter seinem Bargeld zehn auffallende, ganz verschiedene Dollarstücke, die - jeder Irrtum war ausgeschlossen - unecht und von jener Sorte waren, von denen gewissenlose Geschäftshäuser an der Küste ein Dutzend für einen Dollar an die Händler verkauften, die mit ahnungslosen Heiden Handel trieben. Wooling kam mit einem Profit zur Küste zurück, der geradezu eine Selbsttäuschung gewesen wäre, wenn man nicht die gemachte Erfahrung auf die Kreditseite des Hauptbuches hätte buchen können.

Sechs Monate später unternahm er einen neuen Zug ins Innere; diesmal nahm er eine besondere Sorte Grammophone mit sich, die hauptsächlich deshalb bemerkenswert waren, weil das Muster, das er vorzuführen pflegte, ein brauchbareres

Instrument war als das, das der Käufer dann erhielt.

Damit kam er auch nach der Ochoristadt. Er hatte in seinem großen Warenkanu ein Grammophon und vierundzwanzig Dinger, die einem Grammophon ähnlich sahen. Es waren auch in der Tat Grammophone, nur mit dem Unterschiede, daß sie kein Gehwerk hatten. Und Grammophone ohne Mechanismus sind eine schlechte Ware auf dem afrikanischen Markt.

Nichtsdestoweniger erstand Bosambo eines zu einem lächerlich niedrigen Preise, und der Häuptling beobachtete mit gekränktem und vorwurfsvollem Ausdruck die erschöpfenden Versuche, die Mr. Wooling mit dem von Bosambo dafür bezahlten Gelde anstellte.

»Herr!« sagte Bosambo sanft, »dieses Geld ist gutes Geld, denn es wurde mir von meinem Halbbruder Sanders gesandt.«

»Geh zum Teufel mit deinem Halbbruder Sandi!« antwortete Wooling wütend auf englisch, und zu seinem Erstaunen antwortete der Häuptling in derselben Sprache.

»Du machst' in schwören? Du leben einem Tag für Hölle zu kommen! Du sagen verfluchtige Worte! Du nix sein gut für machen Engels.«

Wooling war, als er in der nächsten Stadt ankam, die zum N'Gombiland gehörte, sicherlich kein Engel, denn er hatte entdeckt, daß er auf irgendeine geheimnisvolle Weise Bosambo das echte, wirkliche Grammophon verkauft hatte und daß er nun keins hatte, mit dem er seine neuen Kunden zum Kauf verlocken konnte.

Er machte einen Gewaltmarsch nach Ochoristadt zurück und entdeckte Bosambo, wie dieser gerade eine große Zuhörerschaft mit einer kreischenden Vorführung der »Heiligen Stadt« unterhielt.

Als der wütende Händler seinen Weg durch die sich lang dahinwindende Straße stapfte, wehte ihm auf den Schwingen des Abendwindes die Stimme des weit entfernten Tenors

entgegen: »Jerusalem! Jerusalem! Sing, denn die Nacht ist vorüber!«

»Häuptling!« sagte Mr. Wooling erregt, »das ist ein schlimmes Palaver, denn du hast meine beste Zauberkiste genommen, die ich dir gar nicht verkauft habe.«

»Letzte Nacht lag ich im Schlummer, Da kam ein Traum so schön.« sang das Grammophon seelenvoll.

»Herr«, antwortete Bosambo, »diese Zauberkiste habe ich gekauft - ich habe dich mit zehn Dollar bezahlt, in die Deine Lordschaft hineingebissen hat, in der Befürchtung, daß es schlechte Dollars seien.«

»Bei deinem Kopf, du Dieb!« fluchte Wooling. »Die hier habe ich dir verkauft.« Er zeigte einen Ersatz dafür, den er unter dem Arm trug.

»Herr«, sagte Bosambo ziemlich demütig, »das tut mir leid.«

Er stellte das Grammophon ab. Er nahm das große Schallrohr aus Zinn ab - allerdings sehr zögernd. Er hüllte das Instrument höchst eigenhändig in ein Stück einheimische Grasmatte ein und übergab es dem Händler. Und Mr. Wooling, der Streit erwartet hatte, stiftete dem höflichen Wirt einen ganzen Dollar.

»So belohne ich die, die ehrlich sind«, sagte er großmütig.

»Herr!« entgegnete Bosambo, »damit wir immer mit freundlichen Gefühlen aneinander denken, hast du hier die Hälfte, und ich behalte die andere Hälfte.«

Mühe los brach er die Münze in zwei Hälften, denn sie war aus Metall gemacht, dessen Wert wesentlich geringer war als der eines echten Silberdollars.

Wooling war ein Mann, der nicht leicht in Verlegenheit zu setzen war, dennoch ist es erwiesen, daß er schließlich in seiner Aufregung Bosambo einen echten Dollar gab und daß er bereits die Hälfte des Weges nach Akasavastadt zurückgelegt hatte, ehe er seinen Irrtum bemerkte. Dann lachte er still vor sich hin, denn

das Grammophon wog all die Mühe auf und das Geld obendrein.

In dieser Nacht versammelte er die Akasavaleute um sich, um sie die »Heilige Stadt« hören zu lassen, aber nur, um zu entdecken, daß er zum zweitenmal in Ochoristadt ein Grammophongehäuse ohne Werk eingetauscht hatte.

In der Ochoristadt aber jauchzte um dieselbe Zeit während der ganzen Nacht eine kreischende Stimme »Jerusalem« und erregte die Bewunderung und Ehrfurcht der Ochorileute. »Teilweise Ihre eigene Schuld!« sagte Sanders, als sich der Händler beklagte. »Bosambo wurde in einem zivilisierten Gemeinwesen erzogen und eignete sich dort eine Fingergewandtheit an, die weniger talentierte Leute nicht besitzen.«

»Mr. Sanders«, antwortete der Schafchenschere sehr ernst, »ich habe als junger Mensch und als Mann sechzehn Jahre lang hier an der Küste Handel getrieben und« - er sprach mit schmerzlicher Betonung - »da war niemals und wird auch niemals ein ewig verdammter eingeborener Nigger in diesem durch die Vorsehung unvermeidlich verfluchten Erdteil sein, der Will Wooling über das Ohr haut.«

Alles dieses sagte er, indem er in seiner verzeihlichen Aufregung verschiedene düstere Gleichnisse anwandte, die hier nicht wiedergegeben zu werden brauchen.

»Mir behagt Ihre Ausdrucksweise nicht, aber ich bewundere Ihre Entschlossenheit«, sagte Sanders.

Tatsächlich war die Entschlossenheit Mr. Woolings so groß, daß er einen Monat später mit einer dritten Ladung in den Busch ging; diesmal war es eine, die besonders lockte, denn sie bestand in der Hauptsache aus goldenen Ketten von überraschender Schwere, die in Zwischenräumen mit sehr seltenen und kostbaren Stücken farbigen Glases besetzt waren.

»Und diesmal«, bemerkte er zu dem unerschütterlichen Distriktsgouverneur, der aus Langeweile zur Landungsstelle heruntergekommen war, um den Händler abfahren zu sehen,

»diesmal kriegt es Bosambo gehörig eingerieben.«

»Halten Sie sich von den N'Gombileuten fern!« riet Sanders.

»Sie sind ein unruhiges Volk. In das Gebiet dürfen Sie mir nicht hinein!«

Mr. Wooling gab einen grollenden Laut von sich, denn er hatte sich seine Wegroute durch das N'Gombiland, das sehr reich an Gummi und Kopal ist, bereits zurechtgelegt. Er hatte eine angenehme Reise durch das Land, denn er war ein zungenfertiger Mann, der immer eine Erklärung für die bereit hatte, die sich bitter über die fehlerhaften Eigenschaften ihrer früheren Einkäufe beklagten.

Er ging geradewegs zum Ochoribezirk. Dort harhten seiner Gelegenheiten, seine Verschmitztheit und seine besonderen Anlagen unter Beweis zu stellen. Und er vergaß die äußere Würde seines Standes so weit, daß er geradewegs auf sein Ziel losging.

»Bosambo!« redete er den Häuptling an, »ich habe dir sehr kostbare und wundervolle Sachen mitgebracht. Nun schwöre ich dir bei...« - hier folgte mit der an ihm charakteristischen Zungenfertigkeit ein ganzes Bündel der verschiedensten Gottheiten und heiliger Dinge -, »daß diese Ketten«, - er breitete eine von besonderer Schönheit aus, um die Bewunderung des anderen zu reizen »mir teurer sind als mein Leben. Dennoch sollst du sie haben für einen Elfenbeinzahn.«

»Herr«, fragte Bosambo, der das Kleinod ehrfürchtig betastete, »welche Zauberkraft wohnt dieser Kette inne?«

»Sie ist ein großer Töter von Feinden«, sagte Wooling begeistert, »sie schützt vor Gefahr und gibt ihrem Träger Mut. Sie ist zwei Elfenbeinzähne wert, aber weil du's bist und weil Sanders dich schätzt, will ich dir sie für einen Elfenbeinzahn lassen.«

Bosambo grübelte. »Elfenbeinzähne kann ich dir nicht geben«, sagte er, »aber ich will dir einen Sessel aus Elfenbein

geben, der wirklich wundervoll ist.« Damit holte er das Wunder aus einem Versteck in seiner Hütte hervor.

Es war in der Tat ein hübsches Ding und viele solcher Ketten wert.

»Diesen kannst du an die N'Gombi verkaufen! Die sind Liebhaber von solchen Sachen und werden dich gut bezahlen«, sagte Bosambo süß wie Zucker. Wooling kam im N'Gombigebiet mit dem Gefühl an, fünfzig Pfund Sterling Wert für einen Vierpence erstanden zu haben. Und er betrat dieses Land, denn er betrachtete amtliche Warnungen als den Ausdruck einer armseligen Form von Laune.

Er fand die N'Gombi - wie er erwartete - in einer sehr zugänglichen und entgegenkommenden Stimmung. Sie erstanden - das Geld hierfür wurde durch öffentliche Sammlung aufgebracht - eine seiner schönen Ketten, um den Hals ihres Häuptlings zu schmücken; sie feierten Wooling und ließen Tanzweiber von den umliegenden Dörfern kommen, um ihm Ehre zu erweisen. Sie drückten ihre Liebe und Bewunderung für Sanders sehr redselig aus, bis sie entdeckten, daß ihre Begeisterung für den Genannten bei dem Zuhörer auf keine Gegenliebe stieß; da wagten sie sich mit ihrer Meinung hervor, daß Sandi ein grausamer und tyrannischer Herr sei.

Hierauf bediente Wooling sie recht geläufig mit Flüchen, nannte sie Fischfresser und Liebhaber von Hunden; denn es ist gegen das streng beobachtete und eingewurzelte Glaubensbekenntnis der Küste, einem Neger zu erlauben, in Tönen der Mißachtung von einem Weißen zu sprechen, selbst wenn dieser Weiße ein Regierungsbeamter ist.

»Nun hört mir alle zu!« rief Wooling, »ich habe euch hier ein großartiges und entzückendes Ding zu verkaufen...«

Über die Baumwipfel wogte eine dicke gelbe Wolke, die sich in phantastischen Fetzen ballte und fortwirbelte.

Sanders ging an den Bug der »Zaire«, um die Stahltrosse zu

besichtigen. Seine leichtsinnige Mannschaft hatte die Gewohnheit, am ersten besten dürren und faulenden Baumstumpf festzumachen, der einem vor die Augen kam. Diesmal aber hatten sie eine gute Festmachestelle gefunden. Die Vertäutrosse war am Stamm eines starken jungen Kopalbaumes festgemacht, der in der Nähe des Uferrandes wuchs. Eine Prüfung der Hecktrosse erwies sich als ebenso zufriedenstellend.

»Nun mögen die Elemente toben!« rief Sanders, und wirklich antworteten die Elemente auf der Stelle.

Ein zickzackgeformter blauer Flammenstreifen sprang aus den gelblichen Wolken hervor, ein ohrenbetäubender Donnerkrach ging los, und plötzlich traf ein orkanartiger Sturm den kleinen Dampf in seinem geschützten Winkel und beugte die Wipfel der Bäume ohne Ausnahme bis zur Erde.

Sanders erreichte seine Kabine, schob die Tür zurück und zog sie wieder hinter sich zu.

In der Stille der Kabine beobachtete er den Tornado durch sein Fenster, denn die Kabine befand sich an Oberdeck, und er hatte von dort aus eine so ausgedehnte Fernsicht, wie das überhaupt von der kleinen Bucht aus möglich war.

Er sah die sonst ruhigen Wasser des breiten Flusses zu Wogen aufgepeitscht, sah einen Baum nach dem anderen wanken und brechen, als M'shimba M'shamba, der Herr der Hölle, mit furchtbarem Schritt durch den Urwald stampfte; er hörte das hohe, durchdringende Geheul des Sturmes, unterbrochen von dem zerreißenden Krachen des Donners, und war, nach Art der Philister, froh, daß er nicht dort war, wo sich andere Leute befanden.

Die Nacht brach mit beängstigender Schnelle herein.

Vor einer halben Stunde noch war er beim ersten Anzeichen des Tornados auf den ersten besten, Schutz versprechenden Halteplatz zugesteuert. Bei den letzten Strahlen eines blutroten Sonnenunterganges hatte er sein Fahrzeug an die Landungsstelle

gebracht.

Schon als er die wilde Wut des Unwetters beobachtete, ging das Licht in bleiernes Grau, dann tintenartiges Blau über - dann verhinderte die hereinbrechende Winternacht jeden Ausblick. Jetzt war es pechfinster.

Er tastete nach dem Schalter für das elektrische Licht, drehte ihn und die Kabine füllte sich mit mildem Schein. Er drückte auf den Knopf der Telefonverbindung zwischen Kabine und Soldatenraum und rief den Sergeanten Abiboo herbei.

»Laß die Leute auf die Vertäutrossen aufpassen!« befahl er. Ein tiefer Kehllaut antwortete ihm.

Sanders befand sich im oberen Bereich des Tesai, einem unbekannten Gebiete. Die Stämme ringsherum waren ihm offenkundig feindlich gesinnt, aber in einer Nacht wie dieser würden sie sich kaum herauswagen.

Draußen krachte der Donner, und die Blitze zuckten ohne Unterlaß. Sanders fand eine Nikotinröbe in seiner Kommode und zündete sie an; und bald war die Kabine blau von Rauch, denn er hatte den Ventilator schließen müssen. Essen war unter diesen Verhältnissen unmöglich geworden, denn das Feuer der Schiffskabine schien erloschen zu sein. Der Regen, der jetzt wild gegen die Fensterscheiben prasselte, hatte das Herdfeuer wohl längst ausgelöscht.

Sanders ging ans Fenster und spähte hinaus. Er drehte das Licht aus, um die Lage draußen besser übersehen zu können. Der Sturm brüllte noch immer. Blitze zuckten noch immer über die Baumwipfel, und neben dem Tosen des Windes und dem Rauschen des Wassers war das dumpfe Grollen des Donners hörbar. Aber die Wolken waren zerrissen, und zeitweise tanzten Mondstrahlen auf den mit weißem Schaum gekrönten Wellen. Plötzlich ging Sanders zur Tür und schob sie zurück. Er sprang an Deck. Die ersterbende Gewalt des Orkanes packte ihn und warf ihn gegen die Kabinenwand, aber er klammerte sich an ein

Geländer, das ihm in den Weg kam, und zog sich an die Schiffsseite heran.

Draußen in der Strommitte hatte er ein Kanu gesehen und ein bleiches Gesicht bemerkt.

»Noka! Abiboo!« brüllte Sanders. Aber der Sturm verschlang seine Stimme. Seine Hand griff an seine Hüfte. Ein Revolver krachte. Leute kamen an Deck entlang und tasteten sich Hand über Hand an der Reling hin. Stumm wies Sanders auf das Kanu.

Eine Leine wurde ausgeworfen, und aus der wirbelnden Gewalt des Stromes zog man alles, was von Mr. Wooling übriggeblieben war.

Er konnte gerade noch so viel Atem schnappen, um ein einziges Wort zu flüstern, - ein Wort, das gehöriges Leben auf dem Deck der »Zaire« hervorbrachte. Sanders hatte Dampf auf - er hätte es nicht gewagt, die Feuer herausziehen zu lassen in einem Sturm, der imstande war, die Vertäutrossen zu brechen und sein Fahrzeug der Wut der Elemente zu überantworten.

»... sie waren auf dem Fluß hinter mir her... einige habe ich erschossen... aber sie kamen... dann packte uns der Sturm... sie sind nicht weit ab...«

Eingehüllt in einen dicken Überzieher und zitternd trotz der Schwüle der Nacht saß er bei Sanders, als dieser in die wogenden Wasser des Flusses hinaussteuerte.

»Was ist denn eigentlich los?« fragte Sanders.

Der Sturm wehte seine Worte in Fetzen, aber die in sich zusammengekrochene Gestalt, die an seiner Seite hockte, hörte es doch und antwortete.

»Worum handelt sich's denn?« fragte Sanders, sich zu ihm hinabbeugend.

Wooling brüllte von neuem.

Sanders schüttelte den Kopf. Er fing zwei Worte auf: »Sessel«

und »Bosambo«.

Aber in diesem Augenblick brachten sie keinerlei Aufklärung für Sanders.

Der Kichu

Der Bote Sokolas, des Häuptlings des Zwergvolkes im Urwald, erhob sich. Er war ein häßlicher kleiner Kerl, vier Fuß lang und untersetzt und sehr dürftig bekleidet, nämlich nur mit einem kleinen Lendenschurz aus Gras. Sanders betrachtete ihn nachdenklich; der Distriktsgouverneur kannte das Buschvolk sehr wohl.

»Du wirst deinem Herrn sagen, daß ich, der ich dieses Land für meinen König regiere, ihm dessen Gnadenbeweis in Gestalt von Reis und Salz und Zeug gesandt habe und daß dein Herr bei seinem Tode geschworen hat, Frieden im Urwald zu halten. Ein weiteres Geschenk werde ich ihm nicht geben.«

»Herr«, unterbrach ihn der kleine Buschmann wütend, »er bittet Deine Lordschaft nur um ein Stück Zeug, um sich ein feines Gewand zu machen, und um zehntausend Glasperlen für seine Weiber, dann wird er dir für immer untenan sein.«

Sanders zeigte seine Zähne in einem Lächeln, in dem man kein Vergnügen entdecken konnte. »Er wird mir Untertan sein«, sagte er bedeutungsvoll.

Die Füße des Buschmannes schaufelten nervös im Sande.

»Herr, es wird mein Tod sein, wenn ich deine stolze Botschaft zu unserer Stadt zurückbringe, denn wir selbst sind ein stolzes Volk, und Sokola besitzt größeren Stolz als irgendein anderer.«

»Das Palaver ist aus!« sagte Sanders, und der kleine Mann stieg die hölzernen Stufen hinab, die zu dem sandigen Gartenpfad führten.

Er wandte sich, indem er seine Augen vor der allzuhellen Sonne nach Art der Buschvölker beschattete; denn diese Leute leben in dem feierlichen Halbdämmerlicht der Wälder und lieben die brennende Glut des Tagesgestirns nicht.

»Herr«, sagte er ängstlich, »Sokola ist ein schrecklicher Mann, und ich fürchte, daß er seine Speere zum Morden gebrauchen wird.«

Sanders seufzte gelangweilt und steckte beide Hände in die tiefen Taschen seines weißen Jacketts.

»Dann werde auch ich meine Speere zum Morden gebrauchen!« antwortete Sanders. »O, Ko! Bin ich ein Ochori, daß ich das Schnattern eines Waldmenschen fürchten soll?«

Noch immer zögerte der Mann. Er stand und wog einen leichten Speer auf der Fläche seiner Hand, wie einer, der mit seinen Gedanken beschäftigt ist, mit etwas spielt, das im Bereich seiner Hand liegt. Zuerst drehte er den Speer langsamer, dann wirbelte er ihn immer schneller zwischen Daumen und Finger.

»Ich bin der Diener Sokolas!« sagte er einfach.

Wie ein Blitz holte sein dünner brauner Arm weit aus, der Speer lag waagrecht und steif in der Luft.

Sanders feuerte dreimal mit seiner Selbstladepistole, und der Bote des stolzen Häuptlings Sokola taumelte seitwärts nieder wie ein Betrunkener.

Sergeant Abiboo sprang, einen Revolver in der Hand, durch das Fenster des Bungalows. Er fand seinen Herrn, wie dieser sein glimmendes Uniformjackett auszog - man kann nicht ungestraft durch seine Tasche hindurchschießen - und die zusammengesunkene Gestalt des gefallenen Waldmenschen mit nachdenklichem Stirnrunzeln betrachtete.

»Bringt ihn ins Krankenhaus! Ich glaube nicht, daß er tot ist.«

Sanders hob den Speer auf und prüfte die Spitze.

Auch nur die leiseste Verletzung damit hätte Genickstarre zur Folge gehabt, denn diese Leute sind sehr bewandert im Gebrauch von Tetanusgift.

Das Lager wurde alarmiert. Leute waren von den Haussabaracken herübergekommen und hatten eine rohe Bahre

gefertigt, um das, was übrig war von dem Buschmann, wegzuschaffen.

Da Sanders auf diese Weise mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, hatte er keine Zeit, um auf die Ankunft des Postdampfers und auf das Landen Mr. Holds zu achten.

Dieser dicke Amerikaner füllte den einzigen bequemen Sitz des Brandungsbootes vollkommen aus, aber er rief seine Familiengötter an, die Gefährlichkeit seines Sitzes zu bezeugen.

Er war in einen weißen Anzug gekleidet, der mit großen grauen Flecken von Seewasser unregelmäßig bespritzt war, denn die Kruleute, die die Paddel handhabten, hatten weder die Erfahrung noch den federnden Strich einer Harvard-Achter-Mannschaft und arbeiteten auch nicht gleichmäßig. Im Gegensatz zu ihnen war er groß, breit und dick, sein Gesicht war glatt rasiert, und er hatte eine Zigarre fast quer im Mundwinkel.

Dennoch, alles in allem war er ein umgänglicher Mann, oder seine Gesichtszüge mußten schauderhaft lügen.

Als er sich dem langen gelben Strande näherte, wo die Wasser unaufhörlich mit dem fruchtlosen Versuch beschäftigt sind, eine Mauer aus Seewasser zu errichten, hörten seine Vergleiche mit seinen heimatlichen Verhältnissen auf, und er beschränkte sich auf ängstliche »Huhs«. »Huh!« grunzte er, als das Boot wie ein Spielzeug auf einer Sturzwelle in die Luft geschleudert wurde. »Huh!« sagte er, als eine andere gewaltige Welle von der Höhe eines neunten Stockwerkes bis auf ein wässeriges Untergeschoß zusammenfiel.

»Huh - oh!« rief er aus, aber es ereignete sich kein Unglück, als das Boot von watenden Leuten vom Lande aus erfaßt und in Sicherheit gezogen wurde.

Der dicke Ben Hold rollte an Land, stand endlich auf festem Boden und sah grollend über die zwei Seemeilen Ozean, die ihn vom Dampfer trennten. »Müßten 'n Dock hier bauen!« knurrte

er.

Er überwachte mit einem argwöhnischen Auge das Ausladen seines Eigentums, indem er die Gepäckstücke mit einem Stück grüner Kreide bezeichnete, das er aus seiner Westentasche ausgegraben hatte. Schließlich fand er, daß eins der Gepäckstücke fehlte.

Das wichtigste von allen noch dazu! »Ist es dieses? Nein! Ist es das: Nein! Ist es jenes? Ah, ja! Das ist es.«

Er saß darauf.

»He!« sagte ein höflicher Krumann, »Sie zu dem Sandi wollen? Ihr finden ihm?«

»Sprich«, sagte Mr. Hold, »ich hab' dich nicht ganz begriffen.

Ich will zum Distriktsgouverneur! Zu dem Englishman! Verstehst du?«

Dann überschritt er das saubere und tadellose Gehöft des großen kühlen Bungalows, wo Distriktsgouverneur Sanders von seiner schattigen Veranda aus das Herannahen des Ankömmlings beobachtete, ohne gerade davon entzückt zu sein.

Denn Sanders hatte einen Abscheu vor weißen Fremden. Sie brachten immer einen Umsturz mit sich, hatten verrückte Ideen, wollten eine Eskorte durch Landstriche haben, in denen sich das natürliche Verlangen nach Krieg und eine unnatürliche Furcht vor etwaigen Maßregelungen des Governments scharf die Waage hielten.

»Freut mich, Sie zu sehen! Boy, schieb den Stuhl hier längs! Wollen Sie nicht Platz nehmen?«

Mr. Hold setzte sich vorsichtig.

»Wenn ein Mann zweihundertundachtunddreißig Pfund wiegt«, knurrte der dicke Benjamin vergnügt, »dann setzt er sich mit Vorsicht, wie einer meiner holländischen Freunde sagt.« Er stieß einen langen und tiefen Seufzer der Erlösung aus, als er sich in dem Stuhl zurechtgesetzt und herausgefunden hatte, daß

dieser sein Gewicht ohne das leiseste Krachen aushielt.

Sanders wartete, mit einem vergnügten Zwinkern im Auge.

»Möchten Sie was zu trinken haben?«

Mr. Hold hielt feierlich seine Hand hoch. »Führen Sie mich nicht in Versuchung!« sagte er beschwörend. »Ich muß Diät halten - ich sehe doch nicht aus wie einer, der verrückt auf Futter ist.

Oder doch?«

Er suchte mit Mühe etwas in der Innentasche seines Rockes.

Sanders fühlte den unwiderstehlichen Trieb, ihm dabei zu helfen.

Anscheinend hatte der Schneider Mr. Holds diesen in einer unverantwortlich unschönen Weise zum besten gehalten dadurch, daß er die Innentasche weit außerhalb des Bereiches seiner kurzen Arme angebracht hatte.

»Hier ist er!«

Der dicke Ben übergab Sanders einen Brief. Der Distrikts-gouverneur öffnete ihn, las ihn sehr aufmerksam und gab ihn seinem Eigentümer zurück. Dabei lächelte Sanders ein an ihm ganz ungewohntes Lächeln; denn Sanders war nicht leicht zum Lächeln zu bringen.

»Sie erwarten, den Kichu hier zu finden?« fragte Sanders.

Mr. Hold nickte.

»Ich habe ihn niemals gesehen«, gestand Sanders. »Gehört habe ich von ihm; ich habe darüber gelesen, und ich habe Leute darüber angehört, die durch meinen Bezirk gereist sind und die mir erzählt haben, sie hätten ihn gesehen.«

Der dicke Ben beugte sich vornüber und legte seine große Hand ernst auf des anderen Knie. »Ich sage, Mr. Sanders, Sie haben wahrscheinlich von mir gehört. - Ich bin der dicke Ben Hold. Jeder kennt mich, vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean. Ich besitze das größte Unternehmen in Zirkussen und in

Ausstellungen von wilden Bestien, das die Welt jemals gesehen hat. Mr. Sanders, ich habe Geld gemacht, und ich bin aus dem Zirkus- und Menagerieunternehmen für eine Million Jahre heraus, aber ich will den Monkey - den Affen Kichu - sehen.«

»Aber...«

»Halten Sie sich fest!« Des dicken Ben Hand hielt den anderen fest. »Mr. Sanders, ich habe Geld aus dem Kichu gemacht. Barnum machte seins aus Meerjungfrauen, aber mein Zugstück war der schwanzlose Kichu, der Affe, der dem Menschen so ähnlich ist, daß kein Ratsherr sich in die Nähe seines Käfigs wagen durfte, aus Furcht, die Leute könnten glauben, der Kichu sei entschlüpft. Ich bin auf den Kichu gereist von Seattle bis Portland, von Buffalo bis Arizonastadt. Ich habe eine Kompanie Militär gebraucht, um die Menge in Schach zu halten, die den Kichu sehen wollte. Ich habe eine Rotte Polizisten herbeigerufen, um mich vor einer wütenden Bevölkerung zu schützen, weil der Kichu nicht ganz mustergetreu ausgefallen war. Einige meiner früheren Kichus sind jetzt Familienoberhäupter und Hypothekengläubiger im mittleren Westen.

Ferner gibt's Kichus, die Eastside-Gastwirtschaften mit Gewinn für sich selbst und ihre Gecken von Söhnen betreiben, ferner...«

»Ja, ja, freilich!« Sanders lächelte von neuem. »Aber warum...?«

»Lassen Sie mich Ihnen das erzählen, Herr!« Der dicke Ben hielt seine beringte Hand hoch. »Ich bin jetzt raus aus dem Geschäft gut! Aber, Mr. Sanders, ich habe ein Gewissen.«

Er legte seine große Hand auf sein Herz und dämpfte seine Stimme.

»In neuerer Zeit habe ich mich wegen dieses alten Kichu gegrämt. Ich habe mir eine prächtige Villa in Boston gebaut. Ich habe mich mit allem erdenklichen Luxus umgeben; aber ich

höre immer eine leise Stimme, die die gegen jedes Geräusch dichten Wände meines Schlafzimmers durchdringt; die in das Schweigen meines türkischen Bades Zugang findet - und diese Stimme spricht: »Dicker Ben Hold - es gibt keine Kichus! Du bist ein Schwindler! Du bist ein Grünzeughändler! Du wälzt dich in Reichtümern, die du durch Betrug gewonnen hast.« - Mr. Sanders, ich muß den Kichu sehen; ich muß einen wirklichen Kichu haben, und wenn ich mein ganzes Vermögen opfern sollte, um einen zu kriegen.« Er ließ seine Stimme von neuem sinken: »Selbst wenn ich bei diesem Versuch mein Leben lassen sollte.«

Er starrte Sanders mit düsterem Ernst an. Der Distriktsgouverneur betrachtete ihn nachdenklich. Und von Mr. Hold wanderten seine Augen zu dem kiesbestreuten Pfad draußen, und der dicke Amerikaner, der Sanders' Augen in der Richtung folgte, sah einen dunklen Flecken.

»Irgend jemand Farbe vergossen?« flüsterte er.

Sanders schüttelte den Kopf. »Das ist Blut!« sagte er einfach.

Mr. Hold fuhr zusammen. »Ich habe gerade vorhin einen Eingeborenen erschossen«, sagte Sanders im Tone der Unterhaltung.

»Er war zu erpicht darauf, mich zu speeren, und ich war erpicht darauf, nicht gespeert zu werden. So erschöß ich ihn.«

»Tot?«

»Nicht ganz«, erwiderte der Distriktsgouverneur. »Die Sache ist die: Ich glaube, es war dicht daran. Jetzt ist er in Behandlung eines indoeuropäischen Doktors, und wenn es Sie interessiert, will ich Sie wissen lassen, wie es ihm geht.«

Der Zirkusmann holte tief Atem. »Das ist ja ein niedliches Land hier!« meinte er.

Sanders nickte. Er rief seine Diener und gab Anweisung, seinen Besuch gut unterzubringen.

Eine Woche später schiffte sich Hold nach dem Oberen Flusse ein, unter Äußerung lebhafter Mißbilligung, denn das Kanu, das ihm Sanders zur Verfügung gestellt hatte, erschien ihm, gelinde gesagt, seinen Körperverhältnissen nicht angemessen.

Um diese Zeit herum erfreuten sich die Ochori bei ihren Nachbarstämmen einer gewissen Unbeliebtheit, und eine kleine Epidemie von Aufstand und Fehde hatte das Interesse des Distrikts-gouverneurs an seinen aufsässigen Völkern in Anspruch genommen.

Als erste fochten die N'Gombileute gegen die Ochori; dann zog das Isisivolk gegen die Akasava wegen eines Weiberpalavers, und die Ochori befehdeten die Isisileute.

Zwischendurch bekämpften die Zwerg-Buschleute jeden, indem sie sich auf den Umstand verließen, daß sie im Urwald wohnten und vergiftete Pfeile gebrauchten. Sie waren ein scheues, aber anmaßendes Volk; sie versahen ihre Pfeile mit Tetanusgift, so daß alle, die dadurch verwundet wurden, nach vielen qualvollen Stunden an Starrkrampf verschieden.

Sie waren damit beschäftigt, die Ochori einzuschüchtern, als Distrikts-gouverneur Sanders, der nicht übermäßig beunruhigt war, mit fünf zig Haussa und einem Maximgeschütz anrückte; und obwohl die Leute des Zwergvolkes schnell waren, konnten sie doch nicht so schnell laufen, wie ein Maschinengewehr-Kugelregen dahinbraust, und sie erlitten einige Verluste.

Damals sprach Timbani, der kleine Häuptling der Kleineren Isisi, zu seinem versammelten Volke: »Laßt uns die Ochori bekämpfen, denn sie sind frech, ihr Häuptling ist ein Fremdling und verdient keine Achtung!«

Und die Krieger dieses Stammes erhoben ihre Hände und riefen: »Wa!«

Timbani führte tausend Speere ins Ochoriland und wünschte bald, er hätte eine andere Art gewählt, sich an jenem schwülen Morgen die Zeit zu vertreiben; denn während er das Kisidorf

verbrannte, fiel ihm Sanders mit geradezu boshafter Behendigkeit vom Wald aus in die Flanke.

Zwei Kompanien Haussa schossen mit beträchtlicher Genauigkeit auf zweihundert Yard Entfernung, und als die Speere auf einen Haufen geschichtet lagen und die Gefangenen ergeben, aber neugierig in einem Kreise bewaffneter Wachen herumhockten, sah Timbani ein, daß dies ein schwarzer Tag in seiner Geschichte war.

»Ich sah nur das eine, Herr, daß Bosambo mich zu einem betrübten Mann gemacht hat. Denn wenn es nicht wegen seines Wohlstandes gewesen wäre, hätte ich niemals meine Leute gegen ihn geführt, und ich säße nicht hier vor Deiner Lordschaft und fragte mich nicht, welches von meinen Weibern am meisten um mich trauern wird.«

»Was das anbetrifft, Timbani«, sagte Sanders, »so habe ich kein Mittel, das in Erfahrung zu bringen. Aber später, wenn du in der Stadt der Ketten arbeiten wirst, werden Leute kommen und es dir sagen.«

Timbani holte tief Atem. »Dann wirst du mich also nicht hängen, Herr?«

»Ich hänge dich nicht, weil du ein Narr bist. Ich hänge wohl Bösewichter, aber Narren schicke ich ins Zuchthaus.«

Der Häuptling grübelte. »Ich bin der Meinung, Mr. Sandi, daß ich mich lieber für eine Schurkerei gehängt als für eine Torheit leben sehen möchte.«

»Hängt ihn!« befahl Sanders, der sich in einer entgegenkommenden Stimmung befand.

Aber als der Strick über den Ast eines Baumes geworfen wurde, änderte Timbani seine Ansicht und zog es vor, ein schimpfliches Dasein hinzuschleppen. Und darin tat er sehr klug, denn wo Leben ist, da ist auch Freiheit, wenn die Umkehrung des Sprichwortes einmal gestattet ist.

Timbani, der Titularhäuptling der Kleineren Isisi, marschierte also in die Stadt der Ketten und fand dort angenehme Gesellschaft und überdies mehrere Vorgänger im Amt, denn die Isisi sind berüchtigt dafür, daß sie in der Wahl ihrer Häuptlinge sehr unvorsichtig sind.

Diese - das heißt sie und ihre Weiber - bildeten ein kleines Gemeinwesen für sich. Und am Abend konnte man sie um einen brennenden Klotz Gummiholz herumsitzen sehen, mit ihren roten Decken um die Schultern, und hören, wie sie sich Geschichten ihrer früheren Größe erzählten; und wenn sie eine Bewegung machten, dann gaben die losen Eisenfesseln an ihren Füßen Töne wie von einem Glockenspiel von sich.

Als eines Nachts die Haussaposten, die auf erhöhten, das Gefangenenerlager beherrschenden Gerüsten auf- und abpatrouillierten, ungewöhnlich nachlässig waren, bewerkstelligte Timbani seine Flucht und verfolgte, so gut er konnte, seinen Weg durch das Land bis zum Urwald. Die Reise nahm zwei Monate in Anspruch. Aber Eingeborene sind geduldige Arbeiter, und an einem Frühlingmorgen stand Timbani, mager, aber muskulös, vor Sokola, dem Häuptling des Zwergvolkes.

»Herr!« redete er ihn an, obwohl er alle Buschleute verachtete, »ich bin viele Tage gereist, um dich zu sehen, da ich weiß, daß du der größte aller Häuptlinge bist.«

Sokola saß auf einem roh gezimmerten Stuhl, dessen Schnitzereien Schlangen vorstellen sollten. Sokola war weniger als einen Meter zwanzig groß und selbst nach den Begriffen des Zwergvolkes - und diese sind sehr nachsichtig - wenig von der Natur begünstigt.

Sein riesiger Schädel, seine kleinen Augen, das Büschel grauer Barthaare unter dem Kinn, die hervorstehenden Backenknochen alles trug dazu bei, einen Gipfel von Häßlichkeit zu schaffen. Er war von einer unangenehm

auffallenden Beleidigung und hatte die Gewohnheit, sich an der Wade zu kratzen, wenn er sprach.

Er blinzelte den Eindringling an, denn ein Eindringling war er, wie das die beiden Wächter bewiesen, die rechts und links neben ihm standen.

»Warum kommst du?« krächzte Sokola. Er drückte das mit zwei kurzen Worten aus: »Warum - hier?«

»Herr des Urwalds!« erklärte Timbani schlagfertig. »Ich kam, weil ich dein Glück wünsche. Die Ochori sind sehr reich, denn Sandi liebt sie. Wenn du gegen die Ochori ziehst, wird es Sandi sehr leid tun.«

»Ich ging zu ihnen, und mir tat es sehr leid«, schnob der Waldmensch bedeutungsvoll.

»Ich habe einen Juju, einen Zauber«, sagte eifrig Timbani, der von dem Mangel an Begeisterung beunruhigt war. »Der wird euch helfen und wird euch Zeichen geben.«

Sokola maß ihn mit kaltem und berechnendem Blick. So starrten sie einander im Schweigen des Urwaldes an; der entwichene Gefangene mit der Brust voll Haß gegen seinen weißen Gebieter und die kauernde Gestalt auf dem Sessel.

Dann sprach Sokola: »Ich glaube an Teufel! Und ich will deinen Juju versuchen. Denn ich werde dich ein wenig schneiden und dich an meinen Opferbaum binden. Und wenn du bei Sonnenuntergang noch am Leben bist, sieh, dann will ich das für ein gutes Zeichen ansehen und noch einmal ins Ochoriland gehen. Aber wenn du tot bist, dann wird es ein schlechtes Zeichen sein, und dann werde ich nicht kämpfen.«

Als die Sonne hinter dem vergoldeten Grün der Baumwipfel unterging, sah die dumme Masse des Zwergvolkes, die mit gereckten Hälsen und nach oben gewandten Gesichtern dastand, das arme Wrack eines Menschen sich langsam winden.

»Das ist ein gutes Zeichen!« sagte Sokola und schickte Boten

durch den Urwald, um seine Krieger zu versammeln. Zweimal warf er eine Wolke von Kriegern ins Ochoriland. Zweimal warfen die Ochorihäuptlinge die Eindringlinge zurück, erschlugen viele und machten Gefangene.

Wegen dieser Gefangenen hatte Sanders, der seine sanften Ochori kannte, endgültige Weisungen erteilt.

Als die Nachrichten von einem dritten Einfall kamen, gab Bosambo folgenden Befehl: »Ihr marschiert mit Lebensmitteln für fünf Tage. Alle Gefangenen, die ihr macht, müßt ihr von dem Mais, den ihr habt, ernähren! Ihr müßt davon zwei Hände voll an jeden Gefangenen geben und eine Hand für euch selbst nehmen!«

»Aber, Herr«, protestierte der Häuptling, »das ist ja Wahnsinn! Wenn wir viele Gefangene machen, dann werden wir selber verhungern.«

Bosambo winkte ihm zu gehen. »M'bilini«, sagte er mit Würde, »ich war einmal ein Christ! Genau wie mein Bruder Sandi einmal ein Christ war. Und wir Christen sind sehr freundlich gegen unsere Gefangenen!«

»Aber, Bosambo, wenn wir unsere Gefangenen töten und nicht zurückbringen, wird das doch besser für uns sein«, beharrte der andere.

»Diese Dinge stehen bei den Göttern«, sagte der fromme Bosambo weiter.

M'bilini zog also gegen das Zwergenvolk aus und schlug es. Er brachte ein wohlgenährtes Heer zurück, aber keine Gefangenen.

So lagen die Dinge, als der dicke Ben Hold gemütlich den Fluß heraufgepaddelt kam. Sein Kanu hielt dicht unter Land, denn da fließt der Strom weniger stark.

Es war eine lange Reise gewesen, und der große Mann in dem unsauberen Tropenanzug fühlte sich erlöst, als er am Ochorifluß

an Land ging und seine Beine ausstrecken konnte.

Er brauchte nicht danach zu fragen, bei welchen von den Leuten, die auf ihn zukamen, sich Bosambo befinde. Denn der Häuptling trug sein rotes Plüschgewand, seinen Zylinderhut, seine Armringe aus Glas und alles übrige Zubehör seiner Würde.

Big Ben war in aller Gemütlichkeit den ganzen Fluß hinaufgefahren und hatte sich mittlerweile an den Verkehr mit den kleinen Häuptlingen gewöhnt.

Sein Dolmetscher begann mit einer unterhaltsamen Rede, aber Bosambo fiel ihm ins Wort.

»Nigger«, sagte er auf englisch. »Du nich snackst'in. Mir snacken'mfein englisch. Mir kennen Lukassen, Markussen, Johannessen, Judas - alle feine Kerle! - Du, Herr«, wandte er sich an den sichtlich überraschten Mr. Hold, »du kommen for mir? Sixpence - Vier Dollar, gud Nacht! Ick lieben dir, Mister!«

Er lieferte seinen ganzen Vorrat von Englisch atemlos ab.

»Fein!« sagte Mr. Hold, voller Ehrfurcht und sprachlos. Er fühlte sich wie zu Hause in dem feierlichen Zug, der pomphaft auf die Hütte Bosambos zu marschierte; er glich aufs Haar einer Zirkusparade.

Bei einem Gericht Fische skizzierte Hold das Ziel seiner Forschung und den Grund seiner Anwesenheit. Es war eine mühevollen Arbeit, da er den verachteten und scheu gemachten Dolmetscher dazu nötig hatte, bis das Wort »Kichu« fiel. Daraufhin heiterte sich Bosambos Gesicht auf.

»Sah!« unterbrach Bosambo. »Mir kennen dem Snack. Mir machen dem Englisch früher mal gut.«

»Fein!« sagte Mr. Hold dankbar. »Ich krieg' dich schon, Steve.«

»Du sehn dich um nach Kichu«, fuhr Bosambo fort, »du nich finden ihm. Ick kieken ihm. Mir sein Missionar, Christ. Mir

kennen Manschen, den Täufer. Peter ihm haben Kopf abgeschlagen.

Verflucht sleekten Kerl. Mir kennen Hölle un all dem feinen Kerls.«

»Sage ihm...« begann Big Ben.

»Mir snacken Englisch selbe wie weißen Mann«, sagte Bosambo entrüstet. »Du nich können machen den Kerl snacken läufig - Mir kennen dem Kichu.«

Der dicke Ben seufzte hilflos. Den ganzen Fluß entlang war die Sage vom Kichu Gemeingut. Jeder wußte von dem Kichu - und mancher kannte jemanden, der ihn gesehen hatte. Ben war nicht begeistert davon, daß Bosambo zu diesen gezählt werden wollte.

Denn der ehemalige Schaubudenbesitzer hatte um diese Zeit beinahe sein Gewissen eingeschläfert. Es genügte vielleicht schon, daß der Nachweis von der Existenz des Kichus erbracht wurde.

Dennoch hätte er es sehr gern gesehen, wenn er eins dieser angeblichen Fabelwesen mit sich nach Amerika nehmen könnte.

Er sah Bilder vor sich von einem zahmen Kichu, der an einen auf seinem Bostoner Rasenplatz stehenden Pfahl gekettet war; von einem Kichu, der in einem vergoldeten Käfig als eine Art Anhang zu seiner Privatmenagerie saß.

»Ich nehme an«, sagte Mr. Hold, »du hast noch keinen Kichu gesehen!«

Bosambo war im Begriff, zu behaupten, daß der Kichu ein bekanntes Zubehör der Landschaft sei, als ihm ein Gedanke kam.

»Wenn ick dir den Kichu bringe, du mich schenken viele Dollars?«

»Wenn du mir diesen Kichu bringst«, antwortete Mr. Hold langsam und mit ungeheurem Ernst, »dann bezahle ich dir

tausend Dollar.«

Bosambo stand auf. Er war offensichtlich erregt.

»Tausend Dollar?« wiederholte er.

»Tausend Dollar«, sagte Big Ben mit der vergnügten Miene eines Menschen, dem der Besitz von tausend Dollar fast wie ein Stückchen Unglück vorkommt.

Bosambo streckte seine Hand aus und lehnte sich an die aus Mattengeflecht bestehende Wand seines Hauses.

»Du machst' in hundert Dollar zehnmal?« fragte er heiser, »du machst' in schriftlich? Buch?«

»Ich mach' in Buch - schriftlich«, antwortete Ben und folgte einer plötzlichen Eingebung, zog ein Notizbuch aus der Tasche und schrieb sorgsam den Inhalt seines Angebots nieder. Er übergab dem Häuptling das Schriftstück, und Bosambo starrte es verständnislos an.

»Und«, fügte der dicke Ben hinzu, indem er sich vorbeugte und das Knie des vor ihm stehenden Häuptlings mit dem goldenen Knopf seines Spazierstocks berührte, »wenn du...«

Bosambo erhob seine Hand, sein Gesicht lag in feierlichen Falten. »Herr«, er verfiel in seiner Aufregung in die Landessprache, »und wenn dieser Kichu in einem Dorf voll Teufel lebt und Geister um seine Hütte wandern, ich bring" ihn dir.«

Am nächsten Morgen verschwand Bosambo; er nahm drei geschickte Jäger mit sich, und wer ihm begegnete, fragte: »He, Bosambo! Wo willst du hin?«

Er antwortete nicht. Aber wer sein Gesicht sah, war erschrocken, denn Bosambo war ein Christ gewesen und kannte den Wert des Geldes.

Acht Tage war er abwesend, und Big Ben fand das Leben während dieser Zeit sehr angenehm, denn er wurde mit all der Förmlichkeit behandelt, die das Vorrecht der großen Häuptlinge

ist.

Am Abend des achten Tages kehrte Bosambo zurück und brachte den »Kichu« mit.

Big Bens Herz schlug schneller, als er dieses Wunder sah. »Mein Gott!« rief er, und seine Gottlosigkeit war beinahe verzeihlich.

Denn der Kichu übertraf seine kühnsten Erwartungen. Er sah wie ein Mensch aus und doch wieder nicht. Sein Kopf war beinahe kahl; ein Stück Knüppel, das wie ein Gebiß zwischen seinen Zähnen hervorlugte und grün angestrichen war, vermehrte das wilde Aussehen der Bestie. Seine langen Arme, die ihm fast bis an die Knie reichten, hatten Ähnlichkeit mit Menschenarmen, und die großen krummen Füße, die einen unaufhörlichen Generalmarsch trommelten, sahen schlimmer aus als die eines Tieres.

»Herr«, erklärte Bosambo stolz, »ich habe den Kichu gefunden!«

Das Gesicht des Häuptlings trug Spuren eines scharfen Kampfes; es war zerbeult und zerkratzt. Auch seine Arme zeigten Merkmale von eilig angelegten Wundverbänden.

»Drei Jäger hatte ich mit mir genommen«, sagte Bosambo, »und nur einen habe ich zurückgebracht, denn ich fing den Kichu, als er auf einem Baum saß, und er war sehr wild.«

»Mein Gott!« rief Big Ben von neuem aus und atmete schwer.

Sie bauten einen Käfig für den Kichu: einen Käfig aus schweren hölzernen Stangen, und das seltene Tier wurde vor zudringlichen Blicken der Eingeborenen durch Vorhängen von Zeug geschützt.

Der Kichu stellte sich nicht freundlich zu seiner Gefangennahme. Er heulte und winselte und warf sich gegen die Käfigstangen, und Bosambo folgte seinen Wutausbrüchen mit Anteilnahme.

»Herr!« sagte er, »um das eine bitte ich dich: Nimm den Kichu bald von hier weg! Auch darfst du ihn nicht Sandi zeigen, sonst könnte er zornig werden, weil wir ein so seltenes Ding aus unserem Lande wegschicken.«

»Aber«, wandte Mr. Hold dem Dolmetscher gegenüber ein, »sage dem Häuptling, daß ja gerade Mr. Sanders haben will, daß ich den Kichu fange. Bosambo«, wandte er sich an diesen unmittelbar, »Sandi will Kichu sehn, verstehste?«

Es war am neunten Tage nach Ankunft des Amerikaners bei Bosambo. Beide saßen vor der Hütte des Häuptlings. Abendfrieden lag über der Stadt, und außer den gequälten Lauten des Gefangenen brach kein Geräusch die Sabbatstille des sinkenden Tages.

Bosambo saß stillvergnügt; an seinem Halse baumelte, von einem Bindfaden festgehalten, ein Bündel englischer Banknoten, und in seinem Gemüt herrschte himmlischer Frieden. Er hatte gerade den Mund geöffnet, um die Eigentümlichkeiten des Distriktsgouverneurs zu erläutern, da...

Wiff - Snick! Etwas zischte an Big Bens Nase vorbei - etwas, das seinen Kopf mit einem weichen Laut in das Gras der Hütte bohrte.

Er sah den zitternden Pfeil, hörte den schrillen Alarmruf und das geifernde Rollen einer fellbedeckten Trommel. Dann packte eine Hand wie Stahl seinen Arm und schleuderte ihn kopfüber in die Hütte, denn Sokolas Hauptmann war in Person gekommen, um gewisse schimpfliche Beleidigungen zu rächen, und die Ochoristadt war umringt von zwanzigtausend Waldmenschen.

Die Nacht brach herein, und die Lage war verzweifelt. Bosambo war nicht im unklaren darüber. Ein verwundeter Krieger des Pygmäenvolks fiel in seine Hände - ein wütender, kleiner Kerl, der heulte und spuckte und um sich biß wie ein wütendes, Weines Tier.

»Brennt ihn, bis er spricht!« befahl Bosambo. Aber als der

kleine Mann das Feuer sah, gestand er alles - und Bosambo wußte, daß er die Wahrheit sprach.

Der Lokoli auf dem hohen Wachturm der Stadt schrie in abgerissenen Wirbeln nach Hilfe, und einige der Dörfler ringsherum antworteten. Bosambo stand am Fuß einer einfachen Leiter und horchte. Von Ost und Süd und Nord kam die Antwort. Vom Westen nichts. Das Zwergvolk war vom Westen her ins Land hereingefegt, und wo die Eindringlinge durchgezogen waren, schwiegen die Sprechtrommeln.

Der dicke Ben Hold nahm, eine Selbstladepistole in der Hand, an der Verteidigung der Stadt teil. Die ganze Nacht hindurch brach Angriff nach Angriff vor den Verhauen zusammen, und in der Zwischenzeit spuckte die einzige Feuerwaffe der Verteidiger laut in die Finsternis.

Mit der Morgendämmerung kam ein unrasierter Sanders. Er fegte um die Flußkrümmung, während zwei Hotchkißkanonen verderbenbringend dazwischenknallten. Und das Ende des Buschkrieges kam, als die gesammelten Ochori den Angreifern in die Flanke fielen und sie dem Feuer der »Zaire« zutrieben.

In diesem Augenblick warf Bosambo die gesamte Streitmacht der Stadt gegen den Feind. Sanders landete seine Haussas, um die Niederlage zu vervollständigen; er verfolgte seinen Weg unmittelbar in die Stadt und atmete erlöst auf, als er Big Ben am Leben fand; denn Big Ben war ein Weißer und obendrein der Bürger eines fremden Staates.

Der Dicke streckte ihm seine Riesenhand zum Willkommen entgegen.

»Erfreut, Sie zu sehen!« begrüßte er Sanders.

Dieser lächelte. »Den Kichu gefunden?« Es klang höhnisch und er blickte ungläubig auf, als der andere nickte.

»Hier«, sagte Mr. Hold triumphierend und zog den Vorhang des Käfigs beiseite.

Der Käfig war leer.

»Hölle!« brüllte Big Ben Hold und warf, sich vergessend, seinen Tropenhelm zu Boden.

»Dort ist er!« Er zeigte in die Richtung des freien Feldes, das die Stadt vom Walde trennte. Eine kleine Gestalt lief schnell dem Walde zu; auf einmal machte sie halt, hob etwas vom Erdboden auf und wandte sich der Gruppe zu. Als sie ihre Hände in die Luft erhob, legte Haussasergeant Abiboo an und feuerte. Die Gestalt brach zusammen.

»Mein Kichu!« jammerte der Zirkusmann, als er auf die stumme Gestalt hinuntersah.

Sanders schwieg. Er betrachtete zuerst den toten Sokola, den man auf die abscheulichste Weise mitten aus seinem Volke heraus entführt hatte; dann sah er sich nach Bosambo um. Aber Bosambo war verschwunden.

Der Ochorihäuptling war gerade in diesem Augenblick damit beschäftigt, in fieberhafter Eile ein Loch im Fußboden seiner Hütte zu graben, um seinen Sündenlohn darin zu deponieren.

Das Opferkind

Mitten aus der Einöde kam ein langer, sanfter, klagender Laut von unendlicher Müdigkeit. Es klang wie der Schmerzensschrei eines Kindes.

Der Governmentsdampfer trieb in diesem Augenblick. Seine Maschine war auf Halt gestellt, während der Heizer ein Floß ausbesserte, das durch einen Zusammenstoß mit einem treibenden Baumstamm auseinandergerissen war.

Distriktsgouverneurs-Assistent Sanders - damals ein junger Mann - neigte horchend seinen Kopf. Wieder ließ sich der klagende Ruf hören; diesmal schloß er mit einem Seufzer. Er kam von einer Stelle nahe dem Ufer, die mit hohem, grobem Elefantengras bestanden war.

Sanders wandte sich an seine Ordonnanz. »Nimm ein Kanu, o Mann«, sagte er auf arabisch, »und nimm dein Gewehr mit!« Er deutete in die Richtung, woher das Klagen kam. »Dort wirst du einen verwundeten Affen finden. Erschieße ihn, damit er sich nicht länger zu quälen braucht, denn es steht geschrieben: Gesegnet ist der, der Schlaf gibt anstatt Schmerzen!«

Gehorsam dem Befehl seines Herrn sprang Abiboo in ein kleines Kanu, das längsseits der »Zaire« lag und paddelte zum Grase hin.

Er verschwand, und sie vernahmen das Rascheln des Elefantengrases, aber kein Schuß ließ sich hören.

Sie warteten, bis das Gras von neuem raschelte, und sahen, wie Abiboo mit einem nackten, tränenüberströmten kleinen Kinde männlichen Geschlechts im Arm wiedererschien.

Dieses Kind war ein Erstgeborener und auf der sandigen Landzunge ausgesetzt worden, damit ein Krokodil kommen und das Opfer vervollständigen solle.

Das war vor fast zwanzig Jahren geschehen, und die Erinnerung an die harte Strafe, die dem Vater dieses Erstgeborenen zugemessen wurde, war kaum noch wach.

»Wir wollen dieses Kind ›N'mika‹ nennen«, hatte Sanders damals gesagt.

N'mika wurde in der Hütte eines guten Mannes aufgezogen und erreichte seine Mannbarkeit.

Als die Affen plötzlich ihre Wohnplätze von dem kleinen Gehölz in der Nähe Bongangas am Isisi nach dem Walde hinter Akasava verlegten, sagten alle weisen Männer einstimmig, daß Unglück über die Isisi kommen werde.

N'mika lachte über diese Warnung, denn er war der Diener Sandis und wußte alles, was sich in dessen Bezirk ereignete. Er diente dem Government treu von Jugend auf. Treue war sein höchster Fetisch, und Sanders wußte das.

Der Distriktsgouverneur hätte diesen Mann zu einem mächtigen Häuptling machen können; und hätte N'mika nur den kleinen Finger gerührt, würde Sanders ihn über alle anderen seines Volkes gesetzt haben. Aber der Mann wußte, wo er Sanders am besten dienen konnte, und mit neunzehn Jahren hatte er drei Kriege hinter sich, zweimal Sanders das Leben gerettet und drei unternehmende Unterhäuptlinge an den Galgen gebracht.

Dann kam die Liebe über N'mika.

Er liebte ein Weib vom Stamme der Kleineren Isisi - ein hübsches, gerade gewachsenes Mädchen und, von gewissen Gesichtspunkten aus gesehen, sehr schön. Er heiratete sie, nahm sie in seine Hütte, machte sie zu seinem Lieblingsweibe und umgab sie mit allen Vorrechten und Würden dieses Standes.

Kira, wie sie genannt wurde, war in mancher Beziehung ein begehrenswertes Weib, und N'mika liebte sie, wie nur ein Mann von Verstand ein Weib lieben kann. Sie hatte Schmuck aus Messing und Glasperlen, die an Pracht den Besitz jedes anderen

Weibes im Dorfübertrafen.

Nun unterscheiden sich die Wege, das Weib zu behandeln, auf der ganzen Welt nur sehr wenig voneinander, gleichgültig, ob es sich um ein weißes oder schwarzes, ein reiches oder armes Weib, um eine Kannibalin oder eine Vegetarierin handelt.

N'mika behandelte sein Weib zu gut. Er spähte in den Wald ihrer Wünsche, wie das Sprichwort sagt, und so eifrig bestrebt war dieser gute Gatte, seinem Weibe zu dienen, daß es eine harte Aufgabe für sie war, Bedürfnisse zu erfinden.

»Heller Stern im Teich der Erde«, sprach er eines Morgens zu ihr, »was wünschst du dir heute? Sage es mir, damit ich dir deinen Wunsch erfüllen kann!«

Sie lächelte. »Herr«, sagte sie, »ich wünsche mir den Schwanz einer weißen Antilope.«

»Ich werde diesen Schweif finden«, sagte er selbstsicher und ging auf die Jagd danach, etwas entmutigt, weil er wußte, daß die weiße Antilope nur einmal des Jahres sichtbar wird, und dann nur durch einen Glücksumstand. Nun hatte Kira, obwohl sie von vielen ihrer früheren Werber für ein kaltes Weib gehalten und zweifellos von ihrem Ehemann als solches erkannt wurde, einen Liebhaber aus ihrem eigenen Stamm. Und als der Sucher des weißen Antilopenschweifs gegangen war, sandte sie eine Botschaft an ihren Liebhaber.

An diesem Abend lag Sanders »vertäut« fünf Meilen vom Dorf entfernt. Er beobachtete, wie die Sonne in einen Sumpf sank, der südwestlich von seinem Ankerplatz lag. Da kam N'mika in seinem Kanu den Fluß herunter, die Gedanken auf sein Ziel gerichtet, aber doch nicht so ausschließlich, daß er an seinem Herrn vorbeigefahren wäre, ohne ihm die gebührende Huldigung zu zollen.

»He, N'mika!« rief Sanders, indem er sich über die Reling lehnte und freundlich auf den ernstesten Mann im Kanu herunterblickte, »die Leute den Fluß auf- und abwärts reden von

dir als von dem wunderbaren Liebhaber.«

»Das stimmt, Herr«, sagte N'mika einfach, »denn obwohl ich zweitausend Messingstangen für dieses Weib gegeben habe, denke ich, daß es mehr Messingstangen wert ist, als jemals gezählt wurden.«

Sanders nickte, indem er ihn nachdenklich betrachtete, denn wenn ein Weib in das Geschick eines Mannes eingriff, erwartete er das Ungewöhnliche und neigte zu der Überzeugung, daß der davon betroffene Mann verrückt sei.

»Ich gehe nun, Herr, um ihr den Willen zu tun« - er spielte in einiger Verlegenheit mit einem seiner Paddel - »denn mein Weib wünscht sich den Schweif einer weißen Antilope, und keine Antilope ist näher als das N'Gombiland. Und überdies, weiße Antilopen lassen sich sehr selten sehen.« Sanders zog die Augenbrauen hoch.

»Ich muß also viele Monate lang nach diesem schönen weißen Ding suchen; aber das gefällt mir, denn ich finde mein Glück in der Schwierigkeit dieser Aufgabe, da ich damit meinem Weib diene.«

Sanders gab ihm einen Wink, und der Mann kletterte an Deck. »Du hast einen mächtigen Zauber«, sagte Sanders, als N'mika vor ihm stand, »denn ich will dir alle Mühsal und Entbehrung ersparen. Vor drei Tagen schoß ich eine weiße Antilope am Rand der Trauerteiche, und du sollst den Schweif haben.«

Damit legte er die kostbare Jagdbeute in die Hand des Mannes, und N'mika seufzte beglückt auf.

»Herr«, sagte er dankbar, »du bist wie ein Gott zu mir - und warst es immer; denn du hast mich aufgefunden und hast mich das>Opferkind<genannt, und ich hoffe, mein gütiger Herr, ich werde mein Leben in deinem Dienste dahingehen. Das wäre ein passendes Ende für mich.«

»Was ich dir gab, ist wenig, N'mika«, antwortete Sanders leise.

»Aber was ich dir jetzt gebe, ist etwas viel Größeres, denn es ist Weisheit. Verschenke nicht dein ganzes Herz an ein Weib, denn das drückt es, bis das Leben daraus entweicht.«

»Auch das wäre ein passendes Ende«, antwortete N'mika und ging seines Weges.

Es war ein trauriger Weg, denn er führte zur Erkenntnis.

Sanders fuhr langsam den Fluß hinauf. Zwei Tage vorher hatte er ein schnelles Kanu gesandt, um alle Häuptlinge seines Bezirks zu einem Palaver am Schlangenplatz, nahe dem Elefantengrunde, am Zusammenfluß dreier kleiner Flüsse, zu laden. (Es war notwendig, sehr verständlich den Rendezvousplatz in einem Lande zu bestimmen, wo Treffpunkte von Elefanten und Lieblingsplätze von Schlangen sehr häufig waren und wo es unzählige Flüsse gab.) Zu diesem Palaver am Schlangenplatz kamen die Häuptlinge, hohe und mächtige sowohl als auch alle die Unterhäuptlinge, groß und klein, in buntem Gepränge. Einige kamen in ihren Kriegskanus an, unter dem Gedröhne der Lokolis, der Sprechtrommeln, die den Rang und die Würde der Gestalt ankündigten, die träge im Heck des Kanus lehnte. Andere erschienen in geflickten Kanus, die dauernd leckten. Andere wieder hatten lange Wanderungen durch den Urwald hinter sich. So die Isisi, Ochori, Akasava, die KleinN'Gombileute und die Groß-Isisileute. Sogar das scheue Zwergvolk kam den Fluß heruntergeschlichen, machte einen weiten Bogen um die anderen Stämme, in den kleinen Händen Speere und Bogen, die vorsichtigerweise mit Tetanusgift versehen waren.

Egili von den Akasava, Tombolo von den Isisi, N'Rambara von den N'Gombi und zuletzt, nicht der geringste, Bosambo von den Ochori, kamen. Dieser sah prächtig aus in seinem Gewand aus grünem Sammet, das ihm von der Küste gesandt worden war. Und von seinem Halse hing an seiner Kette, die mit unechten Pariser Diamanten besetzt war, eine große vergoldete Uhr mit blauem Emailzifferblatt, die Bosambo von Zeit zu Zeit

mit sichtlicher Aufgeblasenheit zu Rate zog

Sie saßen auf ihren geschnitzten Stühlen um den Distrikts-gouverneur herum, und er sagte ihnen viele Dinge, die sie bereits wußten, und andere Dinge, von denen sie gehofft hatten, er wisse sie nicht.

»Und nun sage ich euch«, sprach Sanders, »ich habe euch zusammengerufen, weil Friede im Lande herrscht und keines Menschen Hand gegen die seines Bruders erhoben worden ist. Das hat nun fast zwölf Monate gedauert, und seht die Folgen! Ihr alle werdet reich und fett.«

»Kwai!« murmelten die Häuptlinge beifällig.

»Darum«, fuhr Sanders fort, »habe ich ein gutes Wort beim Government für euch eingelegt, und das Government ist sehr erfreut.

Auch mein und euer König hat euch ein Zeichen seiner Geneigtheit gesandt, das er auf eine sehr geheimnisvolle und sehr kluge Weise angefertigt hat, damit ihr ihn immer bei euch sehen könnt, wie er euch beobachtet.«

Sanders hatte ein halbes Dutzend Öldruckbilder Seiner Majestät vom Government mitgebracht und verteilte diese nun feierlichst.

Es war ein Kabinettbild des britischen Königs, wie dieser sich eine Zigarette anzündet, und war eine Gratisbeilage der Weihnachtsnummer eines englischen illustrierten Blattes.

»Nun seht ihr, Leute! Frieden ist etwas Wundervolles. Man kann in seiner Hütte liegen und braucht sich nicht zu fürchten, daß man darin überfallen wird. Oder man kann auf die Jagd gehen und braucht keine Angst zu haben, daß man heimkommt und kein fertiges Essen auf einen wartet, weil das Dorf niedergebrannt wurde.«

»Herr«, sagte ein kleiner N'Gombihäuptling, »sogar ich, ein blinder und unwissender Mann, sehe das ein. Nun schwöre ich

beim Tode, daß ich des Königs Frieden mit meinen beiden Händen halten will. Ich werde niemand beleidigen; denn obwohl mein Dorf klein ist, habe ich doch Einfluß, den ich meines Weibes leiblichem Bruder - Bruder von demselben Vater und derselben Mutter verdanke, denn er ist der Oberhäuptling der Fluß-N'Gombi.«

»Lord Sandi«, begann Bosambo, und aller Augen waren auf den so tapferen und prächtig gekleideten Häuptling gerichtet, der überdies, nach der Meinung aller, zu nahe mit dem Distriktsgouverneur verwandt war, um diesem bequem zu sein. »Lord Sandi«, sagte Bosambo, »daß ich dein getreuer Sklave bin, das, Herr, wissen alle. Einige haben Übles von mir gesprochen, aber, siehe, wo sind sie? In der Hölle sind sie, wie Deine Herrlichkeit weiß, denn du und ich, wir waren ja beide Christen, ehe ich den wahren Pfad fand und Gott und den Propheten anbetete. Nichtsdestoweniger, Herr, Muselmann und Christ sind gleich in dem einen, daß sie eine sehr schreckliche Hölle haben, in die ihre Feinde kommen...«

»Bosambo«, unterbrach Sanders, »du hast eine sehr angenehme Stimme; sie wirkt wie Regen nach langer Dürre, aber ich bin ein vielbeschäftigter Mann, und noch viele wollen reden.«

Bosambo neigte sein Haupt in tiefem Ernst. Die Versammlung sah ihn jetzt mit ehrfürchtiger Scheu an, denn er hatte eine Ermahnung von Sandi erhalten und lebte noch, ja, mehr, er behielt noch seine Würde.

»Lord«, sagte Bosambo, »ich sage jetzt nichts mehr, denn, wie du bemerktest, haben wir beide viel Privatpalaver, wo manches gesagt wird, was kein Mensch weiß. Darum ist es unziemlich, zwischen Deiner Ehren und anderen großen Rednern zu stehen.« Er setzte sich.

»Du sprichst wahr, Bosambo«, erwiderte Sanders ruhig. »Oft sprechen wir, du und ich, in geheimer Unterredung, denn wenn

ich rauh zu den Häuptlingen rede, dann geschieht es stets im Schütze ihrer Hütten, damit ich sie in den Augen ihres Volkes nicht herabsetze.«

»O Ko!« sagte der bestürzte Bosambo halblaut, denn er sah den guten Eindruck seiner dunklen Äußerung schnell verschwinden.

Nachdem sich die Versammlung zerstreut hatte, verfügte sich Sanders müde an Bord der »Zaire«. Ein Bad erfrischte ihn, und er begab sich mit Appetit zu einem durch ein Moskitonetz geschützten Platz am Oberdeck und zu seinem Essen. Ein Hühnchen von zwergenhaften Dimensionen war monatelang jede Nacht seine Hauptmahlzeit gewesen.

Er aß sein Mahl allein, ein Buch an eine Flasche vor sich gelehnt, eine dampfende Tasse Tee an einer Seite und eine kleine elektrische Taschenlampe an der anderen.

Er hatte Sorgen. Neun Monate lang hatte er eine Abteilung Ochori an der Isisigrenze für alle Zwischenfälle bereitgehalten.

Diese Truppe hatte er zurückgezogen. Sanders hatte die ungemütliche Empfindung, damit einen Fehler gemacht zu haben. Und es würde drei Wochen beanspruchen, die Grenze wieder zu besetzen.

Lange nachdem das Mahl vorüber war, saß er noch und grübelte.

Eine bekannte Stimme, die mit Abiboo am Großdeck sprach, riß ihn aus seinem Nachdenken.

Er wandte sich an die Haussa-Ordonnanz, die unbeweglich außerhalb des Moskitonetzes hockte. »Wenn das die Stimme des Häuptlings Bosambo ist, soll er kommen.«

Eine Minute später erschien Bosambo und stand vor der aus Maschen gewebten Tür des mit dem Moskitonetz eingefriedeten Raumes.

»Tritt ein, Bosambo!« befahl Sanders, und als dieser das getan

hatte, sagte er: »Bosambo, du bist ein kluger Mann, obwohl etwas prahlerisch. Dennoch habe ich Vertrauen in dein gesundes Urteil.

Nun hast du ja alle möglichen Leiste vor mir sprechen gehört, und du weißt auch, daß Friede im Lande ist. Nun sage mir, bei deinem Kopfe und bei deiner Liebe: Was für Dinge könnten die Freundschaft zwischen Mann und Mann zerstören?«

»Herr«, antwortete Bosambo, bereit, eine längere Rede zu halten, »ich kenne zwei Ursachen, die Krieg bringen können. Die eine ist die Gier nach Land und nach wichtigen Dingen wie Fischereirecht und Jagdgründen, und die andere bilden die Weiber. Und, Herr, solange Weiber leben und jede Stunde des Tages in dieser Welt geboren werden, schneller - wie es mich dünkt -, als sie sterben, wird es immer Stimmen geben, die nach den Speeren unter dem Dach schreien werden.« Sanders nickte.

»Und nun...?«

Bosambo warf ihm einen hastigen Blick zu. »Herr«, sagte er sanft, »alle Leute leben heute in Frieden, wie Deine Lordschaft sagte, und wir lieben einander zu sehr, um des Königs Frieden zu brechen. Dennoch steht eine Abteilung Ochori an der Akasavagrenze, um den Frieden aufrechtzuerhalten.«

»Na, und weiter?« antwortete Sanders noch leiser. Bosambo bewegte sich unruhig. »Ich bin dein Mann«, antwortete er. »Ich habe dein Salz gegessen und dir durch manche heldenhafte Tat und in schrecklichen Kämpfen gezeigt, wie sehr ich dich liebe, Lord Sandi.«

»Dennoch«, Sanders sprach mehr zu der schwankenden elektrischen Birne, die vom Sonnensegel niederhing, »dennoch habe ich den Häuptling der Klein-Isisi nicht bei meinem Palaver gesehen.«

Bosambo schwieg einen Augenblick. Dann holte er tief Atem.

»Herr«, sagte er zögernd und voll Bewunderung, »du hast Augen am ganzen Körper. Du kannst die Worte sehen, ehe sie

gesprochen werden, und bist sehr schnell im Gedankenlesen. Du bist ganz Auge!« fuhr er mit Übertreibung fort, »du hast Augen auf deinem Kopf und hinter deinen Ohren. Du hast Augen...«

»Genug!« unterbrach Sanders ruhig. »Genug, Bosambo!«

Eine lange Pause entstand.

»Und ich sage dir das, weil es zwischen dir und mir keine Geheimnisse gibt. Ich überredete den kleinen Häuptling, nicht zu kommen.«

»Ich weiß das«, nickte Sanders.

»Denn Herr, ich wünschte, daß das ein Tag voll ungetrübter Freude für Deine Lordschaft sein sollte und daß du uns mit einem Herzen, erfüllt von Befriedigung verlassen solltest und unter dem Gesang trefflicher Lieder. Wie auch Deine Lordschaft weiß, hat die Ochoriwache die Akasavagrenze verlassen.«

Der Wink konnte nicht mißverstanden werden.

»Warum hätte Bimebibi meine Stimmung ändern können?« fragte Sanders, indem er den letzten Zusatz Bosambos übergang.

»Herr«, erklärte Bosambo hochmütig, »ich bin, wie du weißt, ein Anhänger des wahren Glaubens und glaube weder an Dämonen noch an Zaubereien, außer an jene, die vom heiligen Propheten vorgeschrieben sind. Es ist wohlbekannt, daß Bimebibi ein Freund der Geister ist, daß er den bösen Blick hat, der verdorren und sterben macht. Darum, Herr, ist er ein Bösewicht, und alle Häuptlinge und Stämme deines Landes sind dafür, ihn aus der Welt zu schaffen - alle, mit Ausnahme der Klein-Isisileute, die ihn sehr liebhaben.«

Wieder nickte Sanders.

Die Klein-Isisileute waren die kriegerischen Isisi; sie bewohnten das Land zwischen den Ochori und den Akasava, waren zuzeiten sehr kriegerisch, zu anderen ziemlich friedlich. Trotzdem - er hatte keine Nachricht von N'mika, daß sich da etwas zusammenbraute. Das war sonderbar. Sanders schwieg

fast zehn Minuten nachdenklich.

»Krieg ist sehr schrecklich«, sagte er schließlich, »denn wenn ein Wahnsinniger auf fünf Leute stößt, die nicht wahnsinnig sind, dann werden es die anderen auch. Ich sage dir, Bosambo, wenn du mir in dieser Angelegenheit Gutes erweistest, werde ich es dir in einer Weise vergelten, die deine Träume übertrifft.«

»Wie kann ein Mann in dieser Sache Gutes tun?« fragte Bosambo.

»Er muß den Krieg verhindern.«

Bosambo streckte seinen Arm aus. »Das würde ich tun, Herr«, versetzte er ernst, »aber es liegt nicht in meiner Macht. Denn Bimebibi wird sich mit den Akasava messen, sobald er weiß, daß die Ochori von der Grenze zurückgezogen sind.«

»Er darf das nicht eher wissen, als bis ich meine Soldaten dorthin gebracht habe«, sagte Sanders, »und niemand kann es ihm sagen.«

Sanders blickte auf und suchte des Häuptlings Auge. »Und niemand kann es ihm sagen?« fragte er herausfordernd.

Bosambo schüttelte den Kopf. »N'mika sitzt in seinem Dorfe, Herr! Und N'mika liebt sein Weib im Übermaß, wie man sich überall erzählt.«

Sanders lächelte. »Wenn N'mika mich verrät, dann werde ich keinem Mann in der ganzen Welt mehr trauen.«

N'mika saß seinem Weibe gegenüber. Weder Zorn noch Lächeln ruhten auf seinem Gesicht, aber ihr Gesicht verriet Todesfurcht.

Auf einem Hocker in der Mitte lag der weiße Antilopenschweif, aber sie achtete seiner nicht, denn ihr Gehirn arbeitete fieberhaft.

Sie saßen in tiefem Schweigen. Das Feuer in der Mitte der Hütte sprühte und knisterte und warf gespenstige Schatten an die geflochtenen Wände.

Als N'mika sprach, war seine Stimme ruhig und gemessen. »Kira, mein Weib«, sagte er, »du hast mir das Herz aus dem Leibe gerissen und einen Stein statt dessen zurückgelassen, denn du liebst mich nicht.«

Sie netzte ihre trockenen Lippen und schwieg. »Nun hätte ich das Recht, dich zu töten«, fuhr er fort, »wegen der Schande, wegen des Kummers und wegen der Einsamkeit, die du über mich gebracht hast.«

Sie öffnete den Mund, um zu sprechen. Zweimal setzte sie an, aber ihre Zunge versagte den Dienst. Dann stammelte sie schließlich: »Töte mich!« und starrte ihn an.

N'mika, der wunderbare Liebhaber, schüttelte den Kopf. »Du bist ein Weib und hast nicht meine Kraft«, sprach er, halb für sich.

»Und du bist jung. Ich habe dir geglaubt. Ich bin entsetzt...«

Sie schwieg

Wenn der Mann, ihr Liebhaber, das getan hätte, was sie ihm in einem wahnsinnigen Augenblick geboten hatte zu tun, als sie von der Rückkehr ihres Ehemannes erfuhr, hätte sie ihr Leben retten können und mehr als das. Er erriet zum Teil ihre Gedanken.

»Dir soll nichts Böses von mir widerfahren«, sagte er, »denn ich liebe dich über jedes Verstehen. Und selbst wenn ich für meine Güte an den Rand des Grabes kommen sollte, werde ich dir nichts Böses tun.«

Sie sprang auf. Die Angst in ihren Augen war verschwunden.

Giftiger Haß blitzte darin. Er sah den Blick, und dieser Blick brannte ihm in tiefster Seele. Dann horchte er auf. Er hörte das schleichende Pad-Pad der Häuptlingswache. N'mika wandte sich um, um Bimebibis Oberhäuptling zu begrüßen.

Sein Weib war im Begriff, zur Wache hinüberzulaufen, aber N'mikas Hand stieß vor und hielt sie zurück.

»Packt ihn! Packt ihn!« rief sie heiser. »Er will mich töten! Er ist ein Verschwörer gegen unseren König! Er ist einer von Sandis Leuten!«

Chekolana, des Königs Vormann, beobachtete sie neugierig.

Jetzt war ihr das Gesicht ihres Gatten nicht mehr leidenschaftslos zugewandt.

»Kira«, sagte er, »obwohl du mich hassest - ich liebe dich. Und wenn ich dafür von der Hand des Königs sterben müßte, ich liebe dich.«

Sie lachte laut auf. Sie war ja jetzt sicher vor ihm - und N'mika hatte Angst. Ihr ausgestreckter Finger berührte fast sein Gesicht.

»Sagt dies dem König«, schrie sie, »N'mika ist Sandis Spion und weiß dessen Geheimnisse.«

Chekolana, der Vormann, machte einen Schritt vorwärts und starrte in N'mikas Gesicht. »Wenn das wahr ist«, sagte er, »dann sollst du Bimebibì alles sagen, was er zu wissen wünscht. Sage mir, N'mika, wieviel Ochorileute bewachen die Grenze?«

N'mika lachte. »Frag das Sandi!«

»Herr, Herr!« Das Auge des Weibes leuchtete. »Das will ich dir sagen, wenn du meinen Mann umbringst. An der Grenze sind...«

Sie rang nach Atem und seufzte wie eine, die müde ist. Dann glitt sie auf den Boden der Hütte nieder - tot, denn N'mika tötete schnell, und sein Jagdmesser war scharf.

»Bringt mich zum König«, sagte er dann, die Augen auf die am Boden liegende Gestalt richtend, »und sagt ihm, N'mika hat das Weib, das er liebte, erschlagen. N'mika, der wunderbare Liebhaber, N'mika, das Opferkind, der sein Weib liebte, aber seine heilige Pflicht noch mehr.«

Es war das letzte Wort, das N'mika sprach.

Sie kreuzigten ihn an einem Pfahl vor des Häuptlings Hütte.

Dort fand Sanders ihn drei Tage später. Bimebibi erklärte die näheren Umstände: »Herr, dieser Mann ermordete sein Weib. Deshalb tötete ich ihn.«

Er hätte seinen Atem sparen sollen, denn er hatte ihn bald sehr nötig.

»Sie«

Im Akartilande verehrte man viele Dämonen und fürchtete keinen, außer einem sonderbaren Gott, der Wu genannt wurde, was in unserer Sprache »Sie« bedeutet.

»Denken Sie daran!« sagte Sanders vom Strom, als er die Hand Grayson Smith', seines Assistenten, drückte.

»Ich werde es nicht vergessen«, antwortete der heitere junge Mann. »Und was ich noch sagen wollte: Wenn mir was zustoßen sollte, könnten Sie vielleicht feststellen, wie sich's zugetragen hat, und 'ne Zeile an meine Leute schreiben und dabei alle häßlichen Einzelheiten unterdrücken.« Sanders nickte.

»Ich werde eine fromme Lüge daraus machen«, antwortete Sanders, »und was auch geschieht, Ihr Tod soll so schnell und schmerzlos sein, wie mein Füllfederhalter ihn machen kann.«

»Sie sind 'n netter Kerl«, sagte Grayson Smith, wandte sich an seinen Kanuvormann und warf ihm eine Anzahl Flüche in der Suahelisprache an den Kopf, denn trotz seiner Jugend war Smith doch ein großer Sprachkenner. Sanders beobachtete das große Kanu, wie es in die gelben Wasser des Fasai hinausfuhr, verfolgte es, bis es hinter einer Sandbank verschwand, brachte die Nase seines Dampfers in eine Richtung mit dem Strom und steuerte heimwärts.

Um die volle Bedeutung der Unabhängigkeit des Akartivolkes und ihre Unangreifbarkeit zu würdigen, muß man sich daran erinnern, daß sich ihr Land vom »Urwald an den Wassern« bis zum »Urwald an den Bergen« erstreckte. Es war ein breiter Strich Weideland, umgeben von natürlichen Befestigungen. Urwald und Sumpf hielten das räuberische Volk des »Großen Königs« zurück, Berge und Urwald vereitelten Übergriffe der Ochori, Akasava und Isisi.

Die kühnsten N'Gombi hatten sich niemals über die

sägeförmigen Häupter der großen Berge gewagt, obwohl Beute und Weiber lockten.

Der König der Akarti war unbestrittener Herr jener ausgedehnten Gebiete; er hatte zehn Heerhaufen von je tausend Mann und ein Amazonenregiment, das er seine »zornigen Jungfrauen« nannte. Diese weiblichen Krieger tranken starke einheimische Getränke und führten Ringkämpfe auf wie die Männer.

Da er als König vom Urwald an den Wassern bis zum Urwald an den Bergen herrschte, war er mächtig und erbarmungslos, und niemand wagte, N'rakis Ja ein Nein entgegenzusetzen, denn er war zu grausam und ein zu fürchterlicher Mann, wenn jemand sei nen Unwillen erregte. ~ Einst kam Culuka von den Marschen mit tausend Speeren in N'rakis Gebiet. Nun liegen die Marschen viele Meilen von der Stadt des Königs entfernt, und der Beutezug, den Culuka plante, richtete kein Unheil an, denn das überfallene Land war arm und steinig.

Aber N'raki, der Töter, war an seiner empfindlichsten Stelle getroffen und führte seine Tausende durch die Sümpfe bis zur Hauptstadt Culukas, bekämpfte ihn bis unter die Wälle und darüber hinaus. Die Stadt verbrannte er. Die Männer und Kinder erschlug er auf der Stelle. Culuka wurde vor seiner brennenden Hütte gekreuzigt. Danach waren die Grenzen des Töters gefeit gegen jeden Angriff.

Das war eine besonders arge Lektion, und als das französische Gouvernement - denn Culuka wohnte in einem Gebiet, das, wenigstens auf der Karte, unter französischer Herrschaft stand - eine Gesandtschaft schickte, um nach der Ursache dieser Vorgänge zu forschen, schnitt N'raki dem Führer der Gesandtschaft den Kopf ab und sandte diesen mit Nachrichten zurück, die sich nicht drucken ließen und die den Gouverneur von Französisch-Westafrika und unter Umständen selbst den Quai d'Orsay hätten in Harnisch bringen müssen.

Aber N'raki lebte ungestört, denn diese Schmach fiel zeitlich mit den Feststellungen der Grenzkommision zusammen, die zwei Jahre lang getagt hatte, um gewisse Fragen wegen der Grenzlinie zu regeln. Durch die Feststellung der Kommission wurde das gesamte Akartiland über Nacht britisches Gebiet und N'raki ein Vasall des Königs von England - obwohl er keine blasse Ahnung von dieser Ehre hatte.

N'raki war der Ausbund eines Selbstherrschers, und von vielen Bataillonen geschulter Krieger, die alle sehr jung und schön waren mit ihren leuchtenden Gliedern und federgeschmückten Köpfen, liebte er am meisten sein erstes Regiment.

Dieses bestand aus den größten, stärksten, schnellsten und wildesten Kriegern. Er verbot ihnen zu heiraten, denn jedermann weiß, daß Weiber einen üblen Einfluß auf Krieger ausüben. Und kein verheirateter Mann ist tapfer, bis er Kinder zu verteidigen hat, aber bis zu diesem Zeitpunkt ist er auch fett geworden.

So kannte dieses Leibregiment weder die Sehnsucht noch die Freuden der Liebe, und diese Krieger waren sehr stolz darauf, daß ihr Gebieter sie von allen anderen Männern gesondert hielt und sie so auszeichnete. Sie taten sich immer bei den Spielen hervor, da sie die Stärksten und die Schnellsten waren und den Einfluß der Weiber nicht an sich gespürt hatten. Und der alte König, der ihre Tüchtigkeit sah, rief: »Wa!«

Bei diesem Regiment stand ein Mann mit Namen Taga'ka, ein stattlicher Bursche von zwanzig Jahren. Es gab aber auch in der Königsstadt ein Weib von fünfzehn Jahren, namens Lapai, das gerade gewachsen, hübsch und eine hervorragende Tänzerin war.

Lapai war ein hochmütiges Weib, da sie den Haupt-Zauberdoktor des Königs zum Onkel hatte, und besaß solch weitgehenden Einfluß, daß sie schon zwei Ehemänner beiseite gebracht hatte.

Eines Tages sah sie Taga'ka beim Wasserholen und verliebte sich in ihn. Und als sie ihn einmal im Gehölz allem traf, fiel sie vor ihm nieder und umklammerte seine Füße.

»Taga'ka, Gebieter«, sagte sie, »du bist der einzige Mann auf der Welt, den ich begehre.«

»Ich bin über allen Begehrt erhaben«, antwortete Taga'ka aufgeblasen, »denn ich gehöre zum Königsregiment, und Weiber sind wie Gras zu unseren Füßen.«

Und selbst ihre eindringlichsten Lockungen konnten ihn nicht dazu bewegen, ihr auch nur das Gesicht zu streicheln. Das Herz des Weibes war wahnsinnig vor Liebeskummer.

Kurz darauf wurde der König krank; von Tag zu Tag ging es ihm schlechter. Die Zauberdoktoren opferten siebenmal und ersahen aus gräßlichen Anzeichen, die nicht im einzelnen beschrieben zu werden brauchen, daß der König eine lange Reise bis an die Grenzen seines Reiches machen müsse, wo er einen Mann mit einem Auge treffen sollte, der im Schatten der königlichen Hütte leben würde.

Der König folgte der erhaltenen Weissagung und unternahm eine Reise von drei Monaten, bis er zu dem angegebenen Platze kam und dort einen Mann traf, wie ihn die Zauberdoktoren beschrieben hatten. Und dieser Mann weilte im Schatten der königlichen Hütte.

Nun ist es eine Tatsache, die zu leugnen sich niemand die Mühe nehmen wird, daß die Nichte des Haupt-Zauberdoktors diese Behandlung des Königs geplant hatte. Sie hatte den Plan mit großer Geschicklichkeit ausgeheckt und dafür gesorgt, daß der verstümmelte Mann an des Königs Hütte wartete.

Denn sie liebte Taga'ka mit der ganzen Macht ihres Herzens, und als die langen Monate vergangen waren und der König immer noch weit weg blieb, flüsterte Lapai dem jungen Manne so lange in die Ohren, bis er sie zum Weibe nahm, obwohl Todesstrafe auf diesen Fehltritt stand.

Die anderen Leute des Leibregiments, die Taga'ka für ein Muster in allen ernsten Angelegenheiten hielten, sahen das und sagten: »Seht! Taga'ka, der Günstling des Königs, hat sich ein Weib genommen. Nun, wenn wir alle das tun, wird es besser für Taga'ka und besser für uns sein. Der König, der alte Mann, wird ihm vergeben und uns nicht bestrafen.«

Möglicherweise hätte N'raki, der König, seine Tage an jenem Orte beschlossen, an den ihn sein Mediziner gesandt hatte; aber da stand in jenem Landstrich ein größerer Zauberer auf als irgendeiner - ein gewisser Fremder aus den Marschen, der Zauberkräfte besaß, die Schmerzen in des Königs Beinen durch kein schmerzlicheres Verfahren als durch Handauflegung heilte und den der König zu seinem Hauptzauberer machte. Und das war das Ende von Lapais Onkel, denn wenn schon zwei Könige nicht in ein und demselben Lande regieren können, so können zwei Zauberdoktoren erst recht nicht gleichzeitig nebeneinander tätig sein.

So wurde Lapais Onkel getötet und sein Blut zu Zaubierzwecken verwendet.

Eines Morgens stand der neue Zauberdoktor vor N'raki, dem König.

»Herr und König«, sagte er, »ich habe einen Traum gehabt, und dieser Traum sagt mir, Deine Herrlichkeit muß zurück nach der Hauptstadt. Aber du mußt unerkannt reisen, damit die bösen Geister, die den Weg bewachen, nicht Hand an dich legen.«

König N'raki kehrte ohne Gefolge nach seiner Hauptstadt zurück; nur seine persönliche Wache war bei ihm; er kam unangekündigt an, sehr zum Leidwesen seines Leibregiments.

Und als er alles erfahren hatte, hielt er ein schnelles Gericht. Er ließ die verbotenen Weiber, sechshundert an der Zahl, auf den Gipfel eines hohen Berges bringen und von einem Felsen hinabstürzen.

Dieser Berg trägt bis heute den Namen »Berg der betrübten

Weiber«. Eine einzige schonte er, Lapai, schonte sie vor dem zum Urteil versammelten Volke.

»Seht dieses Weib, Volk von Akarti!« rief er. »Sie hat Kummer und Tod über mein Leibregiment gebracht. Heute soll sie Taga'ka, ihren Mann, brennen sehen. Und fortan soll sie unter euch leben, um euch daran zu erinnern, daß ich ein sehr eifersüchtiger König bin und schrecklich im Zorn.«

Die Nachricht von diesem Massenmord sickerte langsam durch die Länder. Sie kam auch zum britischen Government, aber die britische Regierung ist sehr vorsichtig in Sachen, in denen es sich um innere Stammesangelegenheiten handelt.

Sanders, der zwischen Downing Street und den Distriktsgouverneuren vieler abgelegener und isolierter Punkte saß, vergegenwärtigte sich die Fruchtlosigkeit eines Straffeldzugs. Er sandte zwei Sonderbotschaften, eine an einen jungen Menschen namens Farquharson, der zur Zeit gerade an einem großen Sumpfe südlich von den Ambalinabergen Schnepfen jagte. Und dieser junge Mann fluchte wie ein Schotte, weil ihm der Sport unterbunden wurde; aber er gürtete seine Lenden und zog mit einer halben Kompanie von des Königs afrikanischen Jägern gegen die Stadt.

Auf dem Wege dorthin geriet er in einen Hinterhalt und fluchte noch mehr, denn er sah ein, daß ihn der Teufel holen würde, ehe er seinen jährlichen Urlaub genießen konnte.

Er rief nach seiner Ordonnanz.

»Hafiz«, sagte er zu dieser auf arabisch, »wenn du entkommen solltest, durchquere das Land bis zu den Ochori am Großen Fluß.

Dort wirst du Sandi finden. Bring ihm meine herzlichsten Grüße und sage ihm, daß Fagazoni ihm gute Nachricht schickt! Der Töter von vielen mordet sein eigenes Volk.«

Eine Stunde später lag Farquharson oder Fagazoni, wie ihn die Eingeborenen nannten, vor dem König; seine erloschenen

Augen starrten in den unbarmherzigen blauen Himmel, seine geöffneten Lippen zeigten die Spur eines Lächelns.

»Das ist ein schlimmes Palaver«, sagte der König, als er auf den Toten niedersah. »Nun werden sie kommen, und ich weiß nicht, was geschieht.«

In seiner Aufregung vergaß er ganz, den Umstand in Rechnung zu ziehen, daß er in seiner Hauptstadt ein volles Tausend Männer hatte, die krank vor Trauer um ihre Weiber waren.

König N'raki war kein Feigling. Er hatte eine gute Witterung für alle verdächtigen Charaktere. Sogar die Räte um ihn herum nahm er davon nicht aus, denn der neue Zauberdoktor fand Spuren von Treulosigkeit bei jedermann. Mit Hilfe seines Amazonenregiments hielt er die Hauptstadt in Schach und entledigte sich erbarmungslos geheimer Nörgler. Dazu gehörten Leute seiner nächsten Umgebung, und es kam eine Zeit, wo er keinen fand, dem er seine Gedanken mit einem gewissen Gefühl der Sicherheit hätte anvertrauen mögen.

Da erreichte ihn die Nachricht, daß eine arabische Karawane seine Westgrenze überschritten hätte und mit seinem Volk Handel treibe. Und der Bericht, den er darüber erhielt, war schmeichelhaft für den Verstand und den Geist des Führers jener Karawane.

N'raki sandte dem Eindringling Boten mit Geschenken und freundlichen Worten, und eines Tages wurde der schlanke Araber Ussuf vor ihn gebracht.

»O Ussuf, ich habe von dir und deiner Weisheit gehört«, sagte der König, »du bist oft in meinem Lande herumgereist, und niemand hat dir etwas zuleide getan.«

»Herr und Gebieter, das stimmt!« bestätigte Ussuf.

Der König betrachtete ihn nachdenklich. N'raki hatte zu jener Zeit seine Reife erreicht. Er war ein kluger und schlauer Mann und trug sich nicht mit Hirngespinnsten.

»Arabi«, sagte er, »das geht mir durch den Kopf: Du sollst bei mir bleiben und im Schatten meiner Hütte wohnen. Du sollst mein Häuptling sein, denn du bist sehr klug und kennst die Gewohnheiten fremder Völker. Du sollst Schätze haben, die deine kühnsten Träume übersteigen, denn in diesem Land gibt es viel Elfenbein, das das Volk meiner Ahnen vergraben hat.«

»Herr und König«, entgegnete Ussuf, »das ist eine große Ehre, und ich bin ein zu gewöhnlicher und zu unbedeutender Mann, um dir zu dienen. Allerdings ist es wahr, daß ich die Sitten fremder Völker kenne und daß ich erfahren im Regieren von Menschen bin.«

»Außerdem sage ich dir«, fuhr der König langsam fort, »daß ich weder Menschen noch Dämonen fürchte, dennoch fürchte ich Sie«, wegen ihrer fürchterlichen Grausamkeit. Wenn du mir nun dazu behilflich sein willst, mich vor ihrem Zorn zu schützen, so sollst du hier in Frieden und Glück wohnen.«

Auf diese Weise brachte es Ussuf, der Araber, zum ersten Minister des Königs von Akarti, und zwei Tage nach seiner Ankunft wurde der neue Zauberdoktor schnell und entschlossen von einem König abgesetzt, der keine Verwendung mehr für ihn hatte.

Alles, was aus diesen Landstrichen an Nachrichten zu Sanders gelangte, war die Kunde, daß jenes Land mit einer gewissen Weisheit regiert wurde. Die Furcht vor »Sie« war dem König immer gegenwärtig. Lange Abende saß er mit seinem arabischen Ratgeber zusammen und dachte an die geheimnisvolle Macht, die jenseits des Sägerückengebirges ihr Wesen trieb.

»Ich sage dir, Ussuf«, sprach er, »daß mir mein Herz zu Wasser wird, wenn ich an Sie denke, denn das ist ein furchtbarer Dämon, und ich bringe jeden Neumond Opfer, um seinen Zorn zu besänftigen«, sagte der König.

»Gebieten und König, ich kenne die Gewohnheiten von Sie«, und ich sage dir, daß sie Opfer nicht liebt.«

Der König rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her. »Das ist sonderbar«, sagte er, »denn die Götter befahlen mir im Traum, daß ich Lapai opfern müsse.«

Er warf einen schnellen Seitenblick zu Ussuf hinüber, denn dieser Araber war der einzige in der ganzen Stadt, der dieses einsame verworfene Weib, dem jeder Tag zur Hölle gemacht wurde, nicht verächtlich behandelte.

Auf des Königs Befehl mußte sie jeden Tag zweimal zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang durch die Stadt gehen, und nach einer Laune des Königs mußte jeder, der ihr begegnete, sie verfluchen. Und obwohl das Gedächtnis der Eingeborenen kurz ist und die Erinnerung an jene Tragödie im Schwinden war, fürchteten die Leute den König viel zu sehr, um sie ohne förmliche Verwünschung vorbeigehen zu lassen.

Ussuf allein war mit ihr gegangen, und den Leuten stand der Verstand still, als sie den freundlichen Araber an ihrer Seite sahen.

»Du kannst das Weib haben und sie zu dir in dein Haus nehmen«, sagte der König plötzlich.

Des Arabers ruhiges Auge wandte sich dem lauernden Gesicht des anderen zu. »Herr«, sagte er, »sie ist nicht meines Glaubens, da sie eine Ungläubige ist und eine Ketzerin und nach dem Gebot meiner Götter unwürdig.«

Er war sich der Gefahr bewußt, in die ihn seine undiplomatische Freundschaft gebracht hatte. Er wußte auch, die Herrschaft eines ersten Ministers war selten von langer Dauer.

Er war weniger unersetzlich geworden, als er es gewesen war, denn der König hatte etwas von seinem verlorenen Vertrauen in die Ergebenheit seines Volkes wiedergewonnen. Überdies hatte Ussuf bei den Akarti Verdacht erregt, und das war unheilvoll.

Der König entließ ihn, und Ussuf ging nach seiner Hütte zurück, in der er sein Gefolge von sechs Arabern antraf. »Ahmed«, sagte er zu einem von ihnen, »es steht geschrieben in

der Schrift, daß das Leben des Menschen sehr kurz ist. Nun ist es mein höchst persönlicher Wunsch, daß es nicht kürzer sein soll als die Tage, die Gott mir geschenkt hat. Deshalb sei morgen bereit, diese Stadt zu verlassen, denn ich spüre das Ende meiner Macht.«

Er stand am nächsten Morgen früh auf und ging zu dem Palaver, mit dem der Tag gewöhnlich begann. Es beunruhigte ihn nicht, als er entdeckte, daß sein Sitz, der ihm für gewöhnlich zur Rechten des Königs vorbehalten war, von einem unbedeutenderen Häuptling besetzt und sein eigener Sessel vier Sitze weiter zur Linken aufgestellt war.

»Ich habe mit meinen weisen Ratgebern gesprochen«, sagte der König, »und mit meinen Zauberdoktoren. Und diese weisen Männer haben gesehen, daß die Ernte schlecht ist und daß kein Segen auf dem Lande ruht. Und darum wollen wir ein großes Opfer bringen.«

Ussuf neigte sein Haupt.

»Nun meine ich«, fuhr der König langsam fort, »da ich mein Volk liebe und ich nicht, wie es sonst Sitte ist, irgendwelche jungen Mädchen für den Scheiterhaufen und das Schlachten nehmen will, wäre es gut für alle, wenn ich das Weib, die Lapai, dazu bestimme.«

Aller Augen richteten sich auf Ussuf. Dessen Gesicht war ruhig und unbewegt.

»Auch höre ich«, sprach der König weiter, »schreckliche Dinge, die meinen Magen mit Kummer füllen.«

»Herr«, gab Ussuf ruhig zurück, »auch ich höre viele Dinge.

Aber ich bin weder traurig noch froh darüber, denn solche Geschichten gehören zu den Weibern am Kochtopf und zu Männern, die infolge Erkrankung nicht ganz zurechnungsfähig sind.«

N'raki schnitt ein hämisches Gesicht. »Weiber oder

Verrückte«, sagte er barsch, »man sagt, daß dich dieses Weib bezaubert hat und daß du etwas gegen dieses Land im Schilde führst; daß du heimlich Boten an Sie gesandt hast und daß du große Heere gegen meine Krieger herbeiholen willst, die mein Land auffressen, wie das Sandi mit den Akasava und den Ländern des Großen Königs getan hat.«

Ussuf sagte nichts. Aus vielen Gründen wollte er das nicht abstreiten.

»Wenn der Mond aufgeht«, wandte sich der König ganz allgemein an die Versammlung, »werdet ihr die Lapai an den Pfahl vor meinem königlichen Hause binden, und alle jungen Mädchen sollen tanzen und Lieder singen, denn das Glück wird zu uns kommen, wie es in den Tagen unserer Väter gekommen ist, wenn ein böses Weib starb.«

Ussuf hielt seine Bewegungen an diesem Tage nicht geheim.

Zuerst ging er in seine Hütte am Ende der Stadt und redete zu den sechs Arabern, die mit ihm dieses Königreich betreten hatten.

Zu dem Vormann sprach er: »Ahmed, wir leben in einer Zeit, wo der Tod jedem von uns sehr nahe ist. Sei bereit, bei Mondaufgang zu sterben, wenn es sein muß! Aber da uns allen das Leben kostbar ist, sei bei Sonnenuntergang an der kleinen Pflanzung am Stadtrand, sobald die Nacht beginnt und das Volk zum Opferfest hereinkommt!«

Er verließ sie und ging durch die breite, von Palmen beschattete Straße der Akartistadt, bis er zu der einsamen Hütte kam, wo das ausgestoßene Weib wohnte. Es war eine Hütte von der Art, wie die Akartileute sie für die errichteten, die im Sterben lagen, damit kein Wohnplatz durch den Verwesungsgeruch belästigt würde.

Das Weib war im Begriff, ihren täglichen Bußgang anzutreten.

Sie war ein stattliches, hübsches Weib und beobachtete das

Näherkommen des Ministers ihres Königs, ohne in ihrem Gesicht die Qualen zu zeigen, die ihre Brust zerfleischten.

»Lapai«, sagte Ussuf, »in dieser Nacht veranstaltet der König ein Opferfest!«

Er gab keine weitere Erklärung, noch forderte das Mädchen eine solche.

»Wenn er sein Opfer früher gebracht hätte«, antwortete sie sehr gefaßt, »wäre er sehr gütig gewesen, denn ich bin ein sehr unglückliches Weib.«

»Das weiß ich«, sagte der Araber leise.

»Das weißt du nicht«, verbesserte sie ihn. »Ich hatte Kummer, weil ich einen Mann liebte und ihn ins Verderben riß. Ich hatte Kummer, weil ich mein Volk liebe und weil sie mich hassen. Und nun bin ich unglücklich, weil ich dich liebe, Ussuf, und weil diese Liebe mächtiger ist als sonst eine.«

Er sah sie an. Ein sonderbares Mitleid stand in seinen Augen, und seine dünnen braunen Hände berührten ihre Schultern.

»Alle Dinge liegen in Gottes Hand«, sagte er, »ich kann dich nicht lieben, Lapai, obwohl ich von Mitleid für dich erfüllt bin, denn du bist nicht von meiner Rasse, und auch noch aus anderen Gründen nicht. Aber weil du ein Weib bist, und gewisser Lehren halber, die ich in meiner Jugend erhalten habe, will ich dich aus der Stadt bringen und, wenn es erforderlich ist, auch für dich sterben.«

Er folgte ihr mit den Blicken, als sie langsam in der Richtung ging, wo das Volk von Akarti sie in krankhafter Neugier erwartete, denn des Königs Absicht war kein Geheimnis geblieben. - Dann zuckte er hilflos seine Schultern.

Als die Amazonenwache und der alte König gegen neun Uhr kamen, um sie zum Opfertod abzuholen, war sie verschwunden, ebenso Ussuf und seine sechs Araber. Wütend rasselte des Königs Lokoli einen Aufruf an das ganze Volk, ihm dieses Weib

und diesen Mann in die Hände zu liefern.

Sanders war um diese Zeit hinter einem langen Mann her, der O'Fasa hieß. O'Fasa hatte seit zwölf Monaten die Schlafkrankheit und hatte sich aus einem sanften Ehemann und gütigen Vater in ein brutales Vieh verwandelt. Er hatte sein Weib gespeert, die Haussawache niedergemacht, die Sanders zur Aufrechterhaltung des Friedens im Dorf zurückgelassen hatte, und war in den Wald geflohen. Ein Wahnsinniger ist ein König, der seine Untertanen im Banne der Furcht hält, und da in diesem Gebiet für zwei Könige kein Raum war, kam der Distrikts-gouverneur schleunigst den Fluß herauf, landete eine Kompanie schwarzer Infanterie und folgte den verheerenden Spuren des Wahnsinnigen.

Nach acht Tagen stieß er auf O'Fasa, den langen Mann. Der lehnte mit dem Rücken an einem Gummibaum, seine schön polierten Speere neben sich, und sang den Totensang der Isisi, einen langen, tiefen, klagenden, traurigen Sang, der folgendermaßen in Knüttelverse übersetzt werden könnte: Leben ist ein Ding so klein, Kann für viele nicht sichtbar sein.

Tod ist so weise eingerichtet', Man kriegt ihn, wie sehr auch verummt, zu Gesicht.

Ein Sohn des Lebens ist der Tod, Sein Lieblingsweib ist Schmerz und Not.

Sanders schritt, seine Selbstladepistole in der Hand, langsam über die Lichtung.

O'Fasa sah ihn an und lachte.

»O'Fasa«, sagte Sanders leise, »ich besuche dich, weil mein König gehört hat, du seiest krank.«

»O Ko!« lachte der andere, »ich muß ein großer Mann sein, daß Könige ihre Boten zu mir senden.«

Sanders ging, die Augen ständig auf die Speere gerichtet, vorsichtig vorwärts.

»Komm mit mir, O'Fasa!« sagte er.

Der Mann sprang auf. Er versuchte nicht, die Speere zu ergreifen. Auf einmal bückte er sich, machte kehrt und lief schnell nach dem Inneren des Waldes zu. Sanders erhob seine Pistole und zauderte - gerade eine Sekunde zu lange. Er brachte es nicht über sich, den Mann zu töten, obwohl dieser das Leben seiner Mitmenschen und den Frieden des Landes in Gefahr bringen würde, wenn er ihn am Leben ließ.

Der Distriktsgouverneur befand sich in einer mißlichen Lage.

Zehn Meilen entfernt lag der enge Paß, der in das Gebiet N'rakis führte. Wenn er eine bewaffnete Schar durch diese Öffnung führte, dann würde das Verwicklungen nach sich ziehen. Die einzige Hoffnung bestand darin, daß O'Fasa umkehren würde, denn die Spur, die sie verfolgten, ließ wenig Zweifel über die Richtung, in der er verschwunden war. Mit dem nicht irrenden Instinkt des gejagten Wildes hatte er die Richtung nach dem Passe eingeschlagen.

Sie kamen gegen Sonnenuntergang an die mit Palmen bestandene Schlucht, die feucht von rieselnden Wassern war, und lagerten.

Sie fanden die Spur des verfolgten Mannes, verloren sie und nahmen sie von neuem auf. Bei Tagesanbruch stieß Sanders mit zwei Leuten durch den engen Paß vor und gelangte in das verbotene Gebiet. Aber nirgends fand er ein Zeichen des Flüchtlings.

Sanders' Lokoli rasselte vier dringende Botschaften in die Luft.

Sie waren an einen gewissen Grayson Smith gerichtet, der möglicherweise dort in der Nähe sein konnte. Aber wenn dieser die Botschaft erhalten hatte, eine Antwort sandte er nicht.

Nun haben Wahnsinnige und Kinder eine tiefverwurzelte Abneigung gegen ihnen unbekannte Plätze, und Sanders baute darauf und legte seinen Hinterhalt in den engen Teil der

Schlucht. Früher oder später würde O'Fasa zurückkehren. Auf jeden Fall wollte Sanders ihm vier Tage opfern.

So standen die Dinge, als der ehemalige Minister Ussuf mit einem Weibe und fünf Arabern auf die Schlucht zulief, mit den schnellen und unermüdlichen Wächtern des Königs auf ihren Fersen.

Dreimal hatte der Araber haltgemacht, um seine Verfolger abzuschlagen, und in einem dieser Scharmützel hatte er seinen einzigen Verlust erlitten und einen Araber seines Gefolges tot auf dem Platze gelassen.

Die Schlucht war in Sicht, als ein Kriegshaufen aus dem Norden, durch die Sprechtrummel herbeigerufen, auf seine Linke herunterfegte und seinen Rückzug wirkungsvoll abriegelte. Ussuf nahm seine Stellung auf einem kleinen felsigen Hügel ein. Seine rechte Flanke wurde durch sumpfiges Land geschützt, während linke Flanke und Rücken ungedeckt waren.

»Lapai«, sagte er, als er seine Lage übersehen hatte, »es scheint mir, daß der Tod, nach dem du dich sehnst, sehr nahe bevorsteht.

Es tut mir zwar leid um dich, aber Gott weiß, daß mein Kummer wenig dazu tun kann, dich zu retten.«

Das Weib sah ihn mit festem Blick an.

»Herr«, sagte sie, »ich bin sehr froh, wenn wir, du und ich, zusammen in die Unterwelt fahren, denn in einer neuen fremden Welt könntest du mich vielleicht lieben, und ich wäre damit zufrieden.«

Ussuf lachte und ließ mit aufrichtigem Vergnügen zwei Reihen geradgewachsener weißer Zähne sehen.

»Das wird sich finden!« sagte er.

Der Angriff geschah fast gleichzeitig. Aber die Büchsen der sechs wiesen den Sturmangriff zurück. Nach Verlauf der nächsten zwei Stunden stand die kleine Abteilung unversehrt.

Dann folgte ein zweiter Angriff. Einer von der arabischen Wache sank mit einem Pfeil in der Kehle nieder. Aber Ussufs Schießen wirkte, und wieder zog das nördliche Regiment ab.

Vor dem Hügel und in der Richtung auf Akartistadt befand sich die Leibwache des Königs. Von dort her erwartete Ussuf den letzten vernichtenden Angriff.

»Lapai«, sagte er, indem er sich nach ihr umwandte, »ich...«

Das Weib war verschwunden. In der Hitze der Verteidigung hatte er nicht bemerkt, wie sie von ihm wegglikt. Plötzlich tauchte sie auf halbem Wege hügelabwärts auf und wandte sich nach ihm um.

»Komm zurück!« rief er.

Sie hielt ihre beiden Hände in Form eines Sprachrohrs vor den Mund, damit ihre Stimme weiter trüge. In der stillen Abendluft kam jedes Wort deutlich heraus.

»Lord«, rief sie, »so ist's am besten, denn wenn sie mich haben, wird man dich laufen lassen. Und eines Tages wird der Tod auch zu dir kommen, und dann werde ich auf dich warten.«

Sie wandte sich um und lief schnell hügelabwärts auf die dicken Linien der unten befindlichen Krieger zu.

Da plötzlich erschien, wie aus dem Boden gezaubert, eine lange, schlanke Gestalt mitten im Weg. Lapai zögerte einen Augenblick.

Der Mann warf sich auf sie und nahm sie ohne Anstrengung in seine Arme.

Ussuf erhob seine Büchse und zielte auf sie, aber er wagte nicht zu schießen.

Noch ein anderer interessierter Zuschauer hatte sich eingefunden. König N'raki, ein rachsüchtiger Mann und trotz seiner Jahre sehr behende, war so eifrig wie die jüngsten seiner Krieger gefolgt, stand jetzt inmitten seiner Ratgeber und beobachtete den Vorgang am Hügel. »Was ist das für ein

Mann?« fragte er, »denn ich sehe, es ist keiner von unserem Volke.«

Ehe die Boten, die er absenden wollte, ihre Weisung erhalten konnten, kam der große Mann, der leicht mit seiner Bürde dahinschritt, auf ihn zugelaufen und legte ein totes Weib vor des Königs Füße.

»Mann!« sagte er frech, »ich bring dir dieses Weib, das ich getötet habe, weil mir ein böser Geist das befohlen hat.«

»Wer bist du?« fragte N'raki, »ich sehe, du bist ein Fremder.«

»Ich bin ein König«, antwortete O'Fasa, der Lange, »größer als alle Könige, denn hinter mir kommt das Heer der Weißen.«

Der Humor, der in dieser verworrenen Wahrheit lag, dämmerte ihm plötzlich, denn er brach in einen Anfall unbezähmbaren Gelächters aus.

»Du hast die Heere der Weißen hinter dir?« wiederholte N'raki langsam und sah nervös von einer Seite zur anderen.

»Siehe!« antwortete O'Fasa, und streckte seine Hand aus. Des Königs Augen folgten der Richtung der Hand. Weit weg, über die nackte Ebene sah er schwarze Punkte von Männern in regelmäßigen Zwischenräumen vorrücken. Die sinkende Sonne ließ die Bajonette von Sanders' kleiner Macht erglänzen. Der Distriktsgouverneur hatte das Feuern gehört und das übrige erraten.

»Es ist Sie!«, sagte der König N'raki und blickte wütend auf O'Fasa, den Langen.

Schnell drehte er sich nach seiner Leibwache um. »Tötet den Mann!« befahl er.

Sanders zog seine halbe Kompanie Haussas nach dem Hügel heran, und Ussuf begegnete ihm auf halbem Wege.

»Ich hörte Ihre Büchsen«, sagte er. »Haben Sie einen langen Kerl gesehen? Von wildem und kühnem Aussehn?«

Sanders sprach englisch, und Ussuf antwortete in derselben

Sprache.

»Einen langen Kerl?« fragte er, und Sanders wunderte sich ein wenig, daß ein Mann, der so schwer aus der Ruhe zu bringen war wie Grayson Smith vom Kolonialen Nachrichten-Dienst - denn um diesen handelte es sich bei Ussuf - so beim Sprechen zittern konnte.

»Ich glaube, er ist hier«, sagte der Engländer in dem arabischen Gewand und ging den Weg hügelabwärts voran. N'rakis Kriegsheer war schnell abgezogen. Die Furcht vor »Sie« war in ihrer Wirkung größer als alle seine Legionen.

Die Engländer bahnten sich den Weg zu der Stelle, wo zwei Gestalten den stillen Schlaf des Todes schliefen.

»Wer ist das Weib?« fragte Sanders.

»Eine Eingeborene, die mich liebte«, sagte Grayson einfach. Er bückte sich und schloß die Augen des Mädchens, das ihn so geliebt hatte.

Die Gesandten

Die Akasava kennen ein Sprichwort: »Der Isisi sieht mit seinen Augen, der N'Gombi mit seinen Ohren, aber der Ochori sieht nichts als sein Fleisch.«

Das ist schlecht übersetzt, aber in seiner ursprünglichen Fassung ist es unendlich fein ausgedrückt. In den alten Zeiten, ehe Bosambo Häuptling, König oder sonstwas bei den Ochori wurde, ertrugen diese gelassen und ohne Empfindlichkeit jede beleidigende Beschreibung ihrer Schlafmützigkeit.

Aber das war Calacala, lange her, und heute sind die Ochori ein stolzes Volk, und es ist nicht ratsam, beleidigende Sprichwörter gegen sie anzuwenden, ansonsten sie diese zurückwerfen, mit etwas Dauerhaftem und Schwerem an deren Ende.

Die Akasava wurden nicht früher gewahr, daß die Ochori nicht länger als Zielscheibe ihrer Witze dienen wollten, als bis jeder Stamm im Umkreise von dreihundert englischen Meilen einige deutliche Beweise von dem Wandel erhalten hatte, der über den Geist und den Charakter dieses einst so furchtsamen Volkes gekommen war.

Da lebte ein Unterhäuptling von den Isisi, der einen »großen« Bezirk regierte; denn obwohl »Isisi«

»klein« bedeutet, darf dieser Name doch nicht wörtlich genommen werden. Dieser Häuptling hatte die Befugnis, im Auftrag seines Häuptlings Palaver über alle großen nationalen Fragen zusammenzurufen, zum Beispiel über Mißernten, Verlegung der Fischereigründe und über die Untreue hochgestellter Weiber.

Eines Tages rief er das Volk zusammen - seine Räte, die Vorleute und alle Häuptlingssöhne - und unterbreitete ihnen einen bemerkenswerten Vorschlag.

»In den Tagen meines Vaters«, begann Embiri, »waren die Ochori ein schwaches und feiges Volk. Letzte Woche überfielen sie die Akasava und stahlen ihnen Ziegen und brachten große Demütigungen über sie. Und siehe! die Akasava, die große Krieger sind, taten weiter nichts, als daß sie Sandi die Geschichte ihres Kummers berichteten. Nun meine ich, daß das alles daher kommt, weil Bosambo, der Häuptling, einen Fetisch von großer Macht besitzt, und ich habe zu unserem Oberhäuptling geschickt, um ihn zu bitten, diesen Bosambo zu beschwören, daß er uns sage, warum das alles so ist.«

Die versammelten Räte nickten weise mit ihren Köpfen. Es bestand durchaus kein Zweifel darüber, daß Bosambo den Vorzug des vertraulichen Umganges mit einem solchen Dämon genoß; und wenn das nicht zutraf, war er doch zum mindesten in einem geringeren Grade dadurch vom Schicksal gesegnet, daß er mit einem jener Geister, an denen der Ochoriwald Überfluß hatte, auf dem Grüßfuß stand.

»Und folgendes sagt mein Herr, der König der Akasava und aller Länder und der Flüsse und der unbekannten Gebiete jenseits des Urwaldes, so weit, wie das Auge reicht«, fuhr der Häuptling fort.

»Er sendet mir seine Botschaft durch seinen Ratgeber und sagt: Es ist richtig, Bosambo hat einen Dämon, und um meines Volkes willen will ich zu ihm senden und ihn bitten, dessen Einfluß in unsere Hände zu legen, damit wir klug und kühn werden.«

Zu diesem Entschluß waren die sechs Stämme gleichzeitig gelangt, und obwohl die Gedanken ihrer Herrscher nicht offen dargelegt wurden, war der Glaube an Bosambos göttliche Eingebungen allgemein, und der Gedanke, daß man Bosambo auf solche Weise nähertreten müsse, war eine heftige und schamlose Anmaßung des Häuptlings Embiri.

Eines Morgens im verflossenen Frühling kamen die

Gesandten der Mächte in zwölf Kanus, begleitet von ihren Ältesten, Kriegern, Trommlern und Trägern, nach Ochoristadt heraufgepaddelt. Bosambo, der nicht das geringste Vertrauen in die Menschheit setzte, war von ihrer Annäherung unterrichtet und setzte die Stadt in Verteidigungszustand. Er selbst empfing die Abordnung im Vorgelände. Ihr Sprecher war Embiri.

»Mr. Bosambo«, begann der Häuptling, »wir kommen in Frieden und im Auftrage der Häuptlinge und Könige und aller Völker dieses Landes.«

»Laß es so sein«, sagte Bosambo, »mein Herz ist voll Freude, euch zu sehen. Aber ich bitte, daß ihr eure Krieger, eure Speerleute und eure Trommler auf der anderen Seite des Flusses landet, denn ich bin ein ängstlicher Mann und fürchte, ich kann euch innerhalb dieser Stadt nicht die Ehre antun und die Liebe, die mir Sanders sogar dem gewöhnlichen Volke gegenüber zur Pflicht gemacht hat.«

»Aber Herr«, wandte der Häuptling ein, der, um ihm gerecht zu werden, keinerlei kriegerische oder beleidigende Absichten gegen seinen Gastgeber hegte, »auf der anderen Seite des Flusses sind nur Sand und Wasser und üble Geister.«

»Das mag wohl sein«, sagte Bosambo, »aber auf dieser Seite befinde ich mich und mein Volk. Und wir wünschen, noch viele Jahre glücklich zu leben. Ich sage dir, daß es besser ist, wenn ihr alle an Sand und Wasser und bösen Geistern sterbt, als daß ich von denen, die mich nicht lieben, erschlagen werden sollte.«

»Mein Herr ist ein großer König«, sagte Embiri aufgeblasen, »und liebt dich sehr.«

»Dein Herr«, antwortete Bosambo, »ist ein großer Lügner.«

»Er liebt dich«, wandte Embiri ein.

»Und dennoch ist er ein großer Lügner«, entgegnete Bosambo, »denn als ich ihn das letzte Mal traf, sagte er nicht nur, daß er kommen und mich auffressen würde, sondern er nannte mich mit üblen Namen, so zum

Beispiel>Fischfresser<und>Küken<und>fetter Köter<.«

Bosambo sprach ohne Furcht vor den Folgen, denn er hatte hundert von seinen auserwählten Leuten hinter sich und außerdem den Vorteil des abschüssigen Flußufers. Er hätte die Abgesandten nach ihrer Heimat zurückgesandt, aber dem hartnäckigen und aufgeregten Embiri gelang es, ihn an seinen Verheißungen zu interessieren, und - was wichtiger als alles andere war - von einem der Kanus wurden reiche Geschenke gelandet, Ziegen und Reis und ein Spiegel Inbegriffen, der, so erklärte Embiri, der wirkliche Kern von seines Gebiets Seele sei.

Schließlich ließ Bosambo seine hundert Leute zurück, um das Flußufer besetzt zu halten, und Embiri überredete sein zögerndes Gefolge, ihr Heim auf dem sandigen gegenüberliegenden Ufer des Flusses aufzuschlagen.

Aber erst dann gab Bosambo nach, und er veranstaltete eins seiner berühmten Feste, zu denen alle seine Häuptlinge des Landes in Gestalt von Fleisch und Getränken beitrugen - alle Häuptlinge, das heißt, ausgenommen Bosambo, der es sich zum Grundsatz machte, keinem, unter welcher Bedingung es auch sei, etwas zu schenken.

Das Palaver, das darauf stattfand, war wirklich sehr interessant, und zwar auch für den Häuptling der Ochori. Von neun Uhr morgens bis um vier Uhr am folgenden Morgen sprachen die Abgesandten einer nach dem anderen.

Viele dieser Reden beschäftigten sich mit den unübertrefflichen Eigenschaften Bosambos, mit seinem hervorragenden Mut, seiner edlen Freigebigkeit - Bosambos Blicke schweiften schnell zu den Räten, die widerstrebend das Fest hergerichtet hatten - und mit der Zukunft, die alle die Stämme erwartete, die diese seine Tugenden nachahmten.

»Gebietet, ich spreche die Wahrheit«, sagte Embiri, »und so geht das Gerücht um, daß alles Volk von der See, wo der Fluß

endet, bis zur Leopardenhöhle, wo er seinen Anfang nimmt, weiß, daß du gut bekannt mit Geistern bist, die dir Mut und Schlaueit verleihen, die dich die Zauberei lehren, so daß du sogar aus Ratten Menschen machen kannst.«

Bosambo nickte ernst mit dem Kopfe. »Alles das stimmt«, sagte er, »ich habe mehrere Teufel, obwohl ich sie nicht immer gebrauche.

Denn, wie ihr wißt, bin ich Anhänger eines besonderen Glaubens und war ein Leben lang Christ; damals glaubte ich an alle möglichen Geheimnisse, von denen ihr nichts wißt - an Marki, an Luki und an Hänschen, den Täufer - die aber nicht für euch sind.«

Er sah sich zwischen den erschrockenen Leuten um und schüttelte den Kopf.

»Ferner wißt ihr nichts von den Wundern, die sie vollbracht haben, wie zum Beispiel vom Brandwunden-Heilen und vom Totschlagen und vom Ohrenabschneiden. Nun, ich kenne diese Dinge«, fuhr er nachdrücklich fort, »daher liebt mich Sandi, denn er ist auch ein Gottesmann und kommt oft zu mir, um mit mir über diese weisen Männer zu sprechen.«

»Herr, was sind Teufel?« fragte ein ungeduldiger Gesandter.

»Oh, von Teufeln habe ich viele«, wiederholte Bosambo. Er schloß seine Augen halb und schwieg zwei Minuten lang. Er machte den Eindruck, als ob er seinen Vorrat daran zähle - und gerade diesen Eindruck wollte er bei seinen Besuchern hervorrufen.

»Oh, Ko!« sagte Embiri mit gedämpfter Stimme, »wenn das wahr ist, was du behauptest, dann wünscht unser Herr, daß du ihm einen oder zwei Teufel schickst, damit wir in der besonderen Art dieser wundervollen Geister unterrichtet werden.«

Bosambo hustete und blickte seinen Ratgebern in die nüchternen Gesichter.

»Ich habe viele Geister, die mir dienen«, begann er. »Einen kenne ich, der ist sehr klein und hat zwei Nasen - eine vorne und eine hinten - so daß er einen Feind, der ihn verfolgt, wittern kann.

Ferner ist einer so groß, daß die höchsten Bäume wie Gras zu seinen Füßen erscheinen. Und ein anderer ist grün und läuft, den Kopf zuunterst.«

Eine Stunde lang verbreitete Bosambo sich über Dämonologie, obwohl er dieses Wort selbst wohl kaum gekannt haben dürfte. Er zapfte die nebelhaften Tiefen seiner Einbildung an. Er entledigte sich jeder Erinnerung, die mit der Wissenschaft etwas zu tun hatte.

Er sprach von Geistern, die ihm traute Freunde seien und zu ihm in ungefähr derselben Weise kämen wie ein gut gezogener Hund auf seines Herrn Pfiff.

Die Abgeordneten zogen sich für diese Nacht in einer Art von Panik in ihre Hütten zurück, als Bosambo ihnen verkündete, daß er eine besondere Sorte von Teufeln pflichtgemäß beauftragt hätte, für die persönlichen Bedürfnisse jedes einzelnen besorgt zu sein und sie gegen die Übel zu beschützen, denen das Fleisch erblich unterworfen ist.

Nun waren allerdings die Hauptstadt der Ochori und der ganze Ochoristamm unter der wohlthätigen und kräftigen Herrschaft Bosambos aus ihrem Zustand der Lethargie erwacht. Und es ist bekannt in der Geschichte der Völker, daß, wie ausgezeichnet auch die eingeführten Änderungen sein mögen, es stets eine kleine, aber dicht geschlossene Masse gibt, die den Reformator als eine überflüssige Last ansieht. Bosambo hatte in seinem eignen Volke eine kleine, aber mächtige Partei, die jede Änderung mit Abscheu betrachtete und die in dem neuen Geist, den der Häuptling den Ochori einflößte, den Anfang vom Ende sahen.

Es gab alte Häuptlinge und Älteste, die sich jener faulen und

fetten Tage noch entsannen, die dem Aufstieg Bosambos vorangegangen waren; Häuptlinge, die sich erinnerten, wie leicht es damals gewesen war, sich Sklavenarbeit zu sichern. Und wenn sie daran dachten, sprachen sie von Bosambo mit Unfreundlichkeit. Der Häuptling hätte diese Geisterangelegenheit stracks auf eigene Faust erledigen können und hätte zweifellos die Abordnung hinreichend befriedigt von solchen Koranstellen heimgeschickt, wie er sich deren aus den Briefbogen entsann, mit denen Sanders ihn für amtliche Zwecke versehen hatte.

Aber das war nicht Bosambos Art, noch war es die Art der Leute, mit denen er es zu tun hatte, um wichtige Palaver zu erledigen.

Für gewöhnlich dauerte ein solches Palaver wie das, zu dem sie jetzt versammelt waren, drei Tage und drei Nächte, aber diesmal schien es, als ob die Zusammenkunft längere Zeit beanspruchen sollte, denn Bosambo hatte zum Überfluß eigene Sorgen.

Bei Anbruch des auf die Ankunft der Abordnung folgenden Tages kam ein staubbedeckter Bote, nackt, wie er das Licht der Welt erblickt hatte, im Laufschrift und mit keuchendem Atem den Buschweg entlang, der zu den Elivileuten führte, und stand ohne viel Förmlichkeiten vor der Tür der Königshütte.

»Lord Bosambo«, sagte der Mann, »Ifikari, der Häuptling von Elivi, bringt seine Krieger und Ältesten in einer Stärke von tausend Mann hierher zu einem Palaver.«

»Was ist in seinem Herzen?« fragte Bosambo. »Herr«, antwortete der Mann, »dies ist in seinem Herzen: Es sollen keine Wege ins Ochoriland führen, denn die Leute von Elivi begehren auf gegen die ihnen zugemutete Arbeit. Sie wollen in Frieden und Bequemlichkeit leben.«

Bosambo hatte - unter voller Billigung Sanders' - aus eigener Machtvollkommenheit ein Gesetz geschaffen, ein Gesetz, dem

zufolge jeder Bezirk einen geraden und gut benutzbaren Weg durch den Urwald von einer Stadt zur anderen anlegen sollte und eine größere Straße, die unmittelbar von einem Bezirk nach dem seines Nachbarn führen sollte.

Unglücklicherweise nahm nicht jeder kleine Stamm diese Idee mit der Begeisterung auf, die Bosambo selber fühlte, noch mit dem Beifall, der diesem ausgezeichneten Plane vom Government des Königs gezollt wurde.

Denn Wege anlegen ist ein schlechtes Geschäft. Das wirft den Menschen schon am frühen Morgen raus und hält ihn in der heißesten Tageszeit an der Arbeit, während einem der Schweiß vom nackten Rücken läuft. Und es gab Strafen und Abgaben, die einzuziehen Häuptling Bosambo eine gottlose Freude empfand, wenn irgendwie gegen seine Anordnungen gefehlt wurde.

Von allen widerspenstigen Stämmen machten die Elivi am wenigsten Hehl aus ihrer Abneigung.

Bosambo hätte rauh mit dem Feinde verfahren können, der außerhalb seines Tores stand. Aber es war eine weit bedenklichere Angelegenheit, wenn er mit einem Bezirk zu tun hatte, der passiven Widerstand leistete, und seine Wegeangelegenheit drohte sich unglücklicherweise nach dieser Richtung hin zu entwickeln.

Er hatte Kundschafter nach Elivi gesandt, und der soeben angelangte Mann war der erste von ihnen, der zurückkam.

»Es scheint mir«, sagte Bosambo halb für sich, »daß ich alle meine Teufel für mich selber brauchen werde, denn Ifikari ist ein Mann, mit dem schlecht Kirschen essen ist, und seine Söhne und Ratgeber sind nicht viel anders.«

Er sandte seinen Vormann zu seinen Gästen mit der Botschaft, daß er den ganzen Tag über mit sich selbst wegen dieser Geisterangelegenheit zu Rate gehen würde. Und als um den Abend herum die Vorhut der Eliviheerhaufen östlich von

der Stadt gesichtet wurde, saß Bosambo in seinen Staatsgewändern im prächtigen Palaverhaus, angetan mit so viel Christbaumschmuck, als ihm in den Weg gekommen war, und erwartete Ifikaris und seiner Leute Ankunft.

Limberi, Bosambos Vormann, begab sich hinaus, um der unzufriedenen Schar entgegenzugehen.

»Herr«, sagte er, »es ist unseres Herrn Wunsch, daß ihr eure Speere außerhalb der Stadt laßt.«

»Limberi«, antwortete Ifikari, ein rauher Mann von vierzig Jahren, alles an ihm drahtige Muskeln und Sehnen, »wir sind doch von ein und demselben Stamm und mithin eure Brüder. Warum sollten wir unsere Speere draußen lassen? Wir, die wir Ochori sind?«

»Auf andere Weise kommt ihr nicht hier herein«, erklärte Limberi entschieden. »Denn drüben, über dem Fluß, befinden sich viele Feinde unseres Herrn, und er liebt dich so sehr, daß er deine Bewaffneten, deine Lanzenwerfer und Schwerträger seines eigenen Schutzes halber draußen wissen möchte. Auf diese Weise wird er zuversichtlich und glücklich sein.«

Weiter ließ sich an diesem Tage nichts tun, als zu gehorchen. Ifikari und seine Räte folgten dem Vormann Bosambos zum Palaver, und seine Frechheit war auffallend.

»Ich spreche für alle Elivi«, sagte er ohne irgendwelche vorhergegangene umständliche Einleitungen. »Wir sind ein unterdrücktes Volk, Lord Bosambo, und unsere jungen Leute wenden sich laut und vernehmlich gegen deine Grausamkeit.«

»Sie sollen noch lauter schreien«, antwortete Bosambo, und Häuptling Ifikari runzelte die Stirn.

»Herr«, antwortete er trotzig, »wenn es wahr ist, daß Sandi dich liebt, so liebt er doch auch uns. Und kein Mann ist so groß in seinem Lande, daß er es wagen dürfte, sein Volk bis zum offenen Aufstand zu treiben.«

Bosambo wußte, daß sich das so verhielt, wußte es, auch ohne das Beifallsgemurmel von Ifikaris Ältesten. Er ließ seine Augen über die kleine Versammlung schweifen. Sie waren alle hier, die Unzufriedenen. Tinif'si, der dicke Obmann, M'kera und Calasari, die kleineren Häuptlinge; und in ihren Ansichten drückte sich ein solcher Trotz aus, daß es Bosambo zuweilen erbitterte. Einen oder zwei von ihnen, die sich seiner Autorität widersetzen, hätte er wohl zu bestrafen vermocht, aber hier hatte er es mit einer organisierten Erhebung zu tun. Bestrafung bedeutete hier Kampf, und Kampf hätte seine Stellung bei Sanders geschwächt. Jetzt im Augenblick mußte er die Sache hinziehen.

Glücklicherweise war die Abordnung, die wegen Geisterangelegenheiten gekommen war, nicht anwesend. Es galt als gegen allen höfischen Brauch verstoßend, daß Leute, die einem anderen Stamm angehörten, bei Erörterung häuslicher Angelegenheiten an den Ratssitzungen ihrer Nachbarn teilnahmen. Sonst wäre wahrscheinlich ein Zweifel über die Wirksamkeit von Bosambos Teufeln in diesem besonderen Augenblick im Busen Embiris entstanden.

»Und das möchte ich dir noch gesagt haben, Lord«, sagte Ifikari und Bosambo wußte, jetzt kam das dickste Ende der ganzen Sache -, »wir Elivi sind deine Hunde. Um an deinen großen Festen teilzunehmen, schickst du niemals zu uns, noch um dir in irgendeiner anderen Weise Ehre zu erweisen. Aber wenn's ans Kämpfen geht, dann rufst du nach unseren Speeren und nach unseren jungen Leuten und schickst uns raus, damit wir zuerst von unseren schrecklichen Feinden aufgefressen werden. Ach«, fuhr er fort, »wenn du deine Häuptlinge und Räte aussuchst, um auf angenehme Reisen nach solchen Orten zu gehen, wo sie geehrt und gefeiert werden, dann schickst du nur immer Leute aus Ochoristadt.«

Es mag an dieser Stelle gesagt sein, daß, aus welcher Quelle Bosambo auch immer seine Eingebungen bezog, er sicher

königliche Gewohnheiten angenommen hatte, die seinem einfachen Volke fremd waren. So ordnete er Gesandtschaften und Botschafter zu feierlichen Besuchen ab, mit Gaben und Geschenken, die diese Gesandten selbst liefern mußten. Und sie kehrten mit Geschenken heim, reicher, als sie Bosambo selbst bekommen hätte. Das war, um die Wahrheit zu sagen, eine neue und angenehme Art, Erpressungen auszuüben; angenehm, weil sie Bosambo wenig Mühe machte und seinen Untergebenen einen angenehmen Kitzel ihrer eigenen Wichtigkeit verursachte. Und kein einziger war aufgestanden, um sich zu beschweren, außer diesen unglücklichen Städten der Akasava, der Isisi und N'Gombi, die seine Vertreter zu unterhalten hatten.

»Es ist richtig«, gab Bosambo zu, »ich habe euch niemals zu einer solchen Mission verwandt. Und mein Herz wird wund bei dem Gedanken, ihr könntet Übles von mir denken, weil ich euch alle diese Mühe ersparen wollte. Denn mein Herz ist wie Wasser in meiner Brust, da es schon einen Monat her ist, seit ich Kili, meinen Obmann, mit Geschenken zum König des Zwergvolkes gesandt habe und diese ihn so zerstückelt haben, daß er gestorben ist; und nun fürchte ich mich, weitere Boten auszusenden.« Ein nicht mißzuverstehendes Grinsen huschte über Ifikaris Gesicht.

»Herr«, sagte er rauh, »Kili war ein Narr! Und du hast ihn gehaßt. Denn er sprach schlecht von dir und machte dein Volk aufsässig. Darum hast du ihn zu dem Zwergvolk gesandt, von dem er nicht zurückkehrte.« Bedeutungsvoll fügte er hinzu: »Und das sage ich dir: Wenn du mich zu dem Zwergvolk senden wolltest, ich ginge nicht hin.«

Bosambo dachte einen Augenblick nach.

»Ich sehe jetzt«, antwortete Bosambo beinahe heiter, »daß Ifikari, den ich mehr liebe als meinen eigenen Bruder« - und das traf zu - »mit mir hadert, weil ich ihn nicht auf eine solche Reise geschickt habe. Nun werde ich euch zeigen, wie sehr ich euch zugetan bin, denn ich werde euch alle - jeden von euch - als

Gast meines Hauses ausschicken. Ihr sollt mein Wort zu solchen mächtigen Völkern tragen, wie es die Akasava, die Isisi und die N'Gombi sind. Und auch zu dem Volke auf der anderen Seite des Flusses, das groß ist und reiche Geschenke gibt.«

Er sah, wie ihre Gesichter sich aufhellten, und nützte den psychologischen Vorteil.

»Das Palaver ist aus«, sagte Bosambo mit majestätischer Geste.

Er ordnete ein Fest außerhalb der Stadt für seine unwillkommenen Gäste an und lud die Teufel- oder Geisterabordnung zu sich.

»Meine Freunde«, begann er, »ich habe über diese Dämonen und Geisterangelegenheit eingehend nachgedacht. Und da ich mit euch und euren Herren in Freundschaft leben möchte, habe ich letzte Nacht in Gesellschaft sechs großer Teufel zugebracht, die meine besten Freunde sind und die mir in allem beistehen. Nun sage ich das - und es ist nur mir und euch, denen ich traue, bekannt-, daß ich heute euren Herren sechs gewaltige Geister schicken werde, die mich mit ihren Eingebungen beglücken.«

Tiefes Schweigen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, das den Nervösen überkommt, der plötzlich mit der Ablieferung eines wütenden Bullen beauftragt wird, überkam die Männer der Gesandtschaft.

»Herr, das ist uns eine große Ehre«, sagte Embiri, »und unsere Herren werden viel mehr Geschenke senden, als deine Lordschaft je gesehen hat. Aber auf welche Weise können wir diese Dämonen mit uns nehmen? Denn wir sind furchtsam und wissen auch nicht, mit ihnen umzugehen.«

Bosambo neigte gnädig seinen Kopf. »Auch das hat mich beschäftigt«, antwortete er. »Und deshalb habe ich befohlen: Ich werde sechs meiner Räte und Häuptlinge nehmen, die mir die Sonne und die Blumen sind - und durch Zauber werde ich in das

Innere jedes Herzens dieser Häuptlinge und Obmänner einen großen Teufel verpflanzen. Ihr aber sollt diese Leute mit euch nehmen, und ihr sollt auf alles hören, was sie sagen, nur nicht auf das.«

Er hielt einen Augenblick inne. »Diese Teufel lieben mich, und sie werden dringend danach verlangen, nach meiner Stadt und in mein Land zurückkehren zu dürfen, wo sie sich so lange aufgehalten haben. Nun sage ich euch, daß ihr sie ja gut behandelt! Dennoch müßt ihr sie festhalten und eine Wache über sie setzen und sie an einem verborgenen Platze halten, so daß Sanders sie weder findet noch von ihnen hört. Dann werden sie Glück und Gedeihen über euch bringen und den Mut von Löwen.«

Sanders kam den Fluß herauf, um ein Weiberpalaver zu erledigen, als er plötzlich zwischen eine Flottille von solcher Ausrüstung und kriegertischer Erscheinung geriet, daß er sich keinen Augenblick besann.

Auf ein Wort von ihm wurden die Segeltuchbezüge von den Hotchkiß-Revolverkanonen genommen und diese auswärts geschwungen. Aber diese Vorbereitungen waren überflüssig; das sah er ein, als Embiris Kanu längsseits scherte.

»Sage mir, Embiri«, fragte Sanders, »was für ein Wunder erlebe ich da? Die Akasava und Isisi, N'Gombi und die Leute vom Unteren Wald segeln in brüderlicher Liebe und Eintracht vereint?«

»Herr«, gab Embiri zurück, »das ist Bosambos Werk!«

Sanders witterte Unrat. »Nun, ich weiß ja, daß Bosambo ein gescheiter Kerl ist«, sagte er, »aber daß er es fertigbekäme, alle Leute friedlich zu vereinen, wußte ich natürlich nicht. Eher hätte ich das Gegenteil angenommen.«

»Das hat er wegen der Geister getan«, antwortete Embiri wichtig. »Aber, Herr, es gibt gewisse Dinge, über die ich nicht reden darf, und dieses Palaver gehört auch dazu. Deshalb, Sandi,

frage mich nicht weiter, denn ich habe einen Eid geschworen!«

Sanders sah nach der Seite und überflog die Flottille. Seine scharfen Augen musterten das Fahrzeug längsseits vom Bug zum Stern. Er bemerkte mit Interesse die Anwesenheit eines gewissen Ifikari, der ihm bekannt war. Und Ifikari in seinem Scharlachrock schien ein glücklicher und zufriedener Mann zu sein.

»He, Ifikari!« scherzte Sanders, »was wird aus meinen Wegen?«

Der Häuptling sah auf. »Herr, die sollen gebaut werden, und wenn meine jungen Leute dabei sterben! Ich bin eben im Begriff, für meinen Freund und Vater Bosambo zu dir über diese Wegeangelegenheit sprechen. Sage mir, mein Freund, wie lange gedenkst du, bei den Isisi zu bleiben?«

»Herr«, antwortete Ifikari, »ich bleibe einen Monat dort. Danach gehe ich nach Ochori zurück; mit reichen Geschenken, die ich diesmal - mein Herr Bosambo hat mich's ihm in seine Hand schwören lassen - für mich selbst behalten werde.«

»So, so! Einen Monat!« wiederholte Sanders.

Er wandte sich, um die Maschine auf »Vorwärts« zu stellen, und sah nicht, wie Embiri seine Hand vor sein Gesicht hielt, um ein Lächeln zu verbergen.

Hinterlader im Besitz der Akasava

»Gott sei Dank!« bemerkte der Haussahauptmann aufrichtig.

»Kein Krieg im Lande!«

»Faß Holz an!« rief Sanders, und die beiden Männer streckten gleichzeitig ihre Arme aus und legten feierlichst ihre Hände auf den Henkel der Kaffeekanne, die aus Hartgummi bestand.

Wenn sie tatsächlich »Holz angefaßt« hätten, wer weiß, was dann geschehen wäre - in erster Linie dem Häuptling Ofesi von Mc'Canti! Und wer weiß, was dann die beiden Goldschmuggler aus dem französischen Gebiet betroffen hätte! Bikilinis Weib wäre dann wahrscheinlich mit ihrem Schatz durch die Lappen gegangen, und Bikilini, geduldig und ergeben, hätte dann vielleicht ein anderes Weib genommen. Und die Todbringer Ofesis wären niemals auf ihre unliebenswürdige Sendung ausgegangen; oder sie wären ertrunken, sobald sie sich dazu anschickten; oder sie hätten den Mut dazu verloren.

Auf jeden Fall ist die Tatsache unbestritten, daß weder Sanders noch Hauptmann Hamilton bei dieser Gelegenheit »Holz anfaßten«.

Und was Bannister Fish anbetrifft...? Dieser merkwürdige Mann handelte mit zweifelhaften Artikeln, denn er besaß jene zarten Gefühle nicht, die für gewöhnlich von dem Begriff eines Weißen unzertrennlich sind. Manche sagen, daß er Sklaven von Angola nach Orten brachte, wo man für einen Schwarzen oder eine Schwarze einen angemessenen Preis bezahlte, und daß er es mit dem Einverständnis der portugiesischen Regierung tue und dabei ein ganz ansehnliches Vermögen erwerbe.

Ganz gewiß kaufte er mehr geschmuggeltes Elfenbein auf, als sonst irgend jemand in Afrika. Die größte Niederträchtigkeit aber, die alles krönte, war bis dahin, daß er so eine Art südsudanesischen Mahdi bewaffnete: mit Waffen, die gegen

seine eigenen Landsleute Verwendung finden sollten. In den Staaten Mittelenglands gibt es gewisse Handwaffen-Fabrikanten, die Aufträge jeder Art ausführen, die moderne oder veraltete Waffen zu Preisen herstellen, die mit dem Grad der Sorgfalt wechseln, mit dem diese Waffen hergestellt sind. Diese Fabrikanten haben kein Gewissen, müssen aber hart kämpfen, um Dividenden zahlen zu können; denn es gibt Firmen in Lüttich, die im gleichen Geschäftszweig arbeiten und die ihre Erzeugnisse mit zehn bis fünfundzwanzig Prozent weniger Unkosten herstellen.

Mr. Bannister Fish, ein dürrer, drahtiger Mann von vierunddreißig, so gelb wie eine Guinee und mit dem Temperament eines Satans, war nicht beliebt an der Küste, am allerwenigsten bei den Beamten. Glücklicherweise besitzt Afrika eine sehr lange Küstenlinie, und da ganz Afrika der Jagdgrund des Mr. Fish war und nicht bloß ein bestimmter Teil, so wußten die Leute an der Küste - was wir hier unter Küste verstehen - sehr wenig von ihm.

Es gehörte zu Mr. Fishs Prahlereien, daß es nicht ein zwanzig Seemeilen langes Stück Küstenlinie von Dakar bis Kapstadt und von Lorenzo Marques bis Suez gäbe, das nicht zur Verschönerung seines herrschaftlichen Besitzes auf Highgate-Hill beigetragen habe.

Auffallen könnte es, daß er den Teil der Küste hiervon ausnahm, der die Kapkolonie einschließt. Und das tat er aus folgendem Grunde: Die Kapkolonie ist ungeheuer fortgeschritten, hat besoldete Bürgermeister und Stadträte und einen schaudererregenden Hafendamm, an dem Sträflinge in gelben Jacken um ihrer Sünden willen schufteten. Und Mr. Fishs Sünden waren Legion. Er bearbeitete Sanders' Bezirk in demselben Geiste, wie ein Rennpferdzüchter das Züchten von Pekingpudeln unternimmt - nicht des Gewinnes halber, sondern als eine vergnügliche Nebenbeschäftigung.

Er brachte unhaltbare Verhältnisse in die Grenzbezirke des

Akasavalandes, indem er von den angrenzenden fremden Gebieten aus vorstieß; und er fand eine gottlose Freude daran, Sanders, dem er einmal begegnet war, tüchtig zu ärgern.

Seine Abneigung gegen Sanders wurde bei ihrem nächsten Zusammentreffen noch vermehrt. Denn Sanders, der einen Gewaltmarsch quer durch Akasava machte, nahm die ganze Karawane des Mr. Bannister Fish gefangen, verbrannte dessen Waren auf der Stelle und unterwarf den Plutokraten vom Highgate-Hill der Demütigung, mit Handschellen gefesselt hinunter zum Government marschieren zu müssen. Mr. Fish wurde durch ein Bezirksgericht abgeurteilt und zur Zahlung von 500 £ Sterling oder im Nichteinbringungsfalle zu zwölf Monaten Zuchthaus und Zwangsarbeit verurteilt.

Die Strafe wurde gezahlt, und Mr. Fish reiste nach Hause und verbreitete unglaubliche Gerüchte über Distriktsgouverneur Sanders, mit deren Wiedergabe ich diese sauberen Seiten nicht beschmutzen will.

Highgate-Hill hat eine alltägliche Umgebung, und der Verkehr dort wird durch nüchterne Motoromnibusse vermittelt, und es ist nicht der Ort, von dem man annehmen möchte, daß dort Massenmord geplant wird. Dennoch gab Mr. Fish von seinem Herrschaftssitz aus gewisse telephonische und Kabelbefehle, und auf diese Befehle hin gingen Leute im geheimen in den Bezirk von Sanders, um sich nach dem für ihre Zwecke passenden Mann umzusehen.

Sie fanden Ofesi, und Highgate unterwies diesen Akasavamann in entsprechendem Sinne.

Im Februar eines gewissen Jahres fuhr Mr. Fish protzig in seinem elektrisch betriebenen Landauer von Highgate zur WaterlooStation. Sieben Wochen später traf er an der Akasavagrenze ein, nicht weniger ärgerlich auf Sanders, als er es je gewesen war, aber voll Hoffnung, da er als Millionär sich alle möglichen Steckenpferde leisten konnte. Und sein

gegenwärtiges war, einen Distriktsgouverneur zu ärgern, der in diesem Augenblicke Hartgummi anfaßte und sich einbildete, es sei Holz.

Ofesi, dem Sohn Malakas, des Sohnes von G'nani, war Glück vorherbestimmt. So war es wenigstens prophezeit worden von Komonobologo, dem berühmten Zauberdoktor der Akasava.

Denn es ereignete sich, daß in der Nacht, als Ofesi schreiend zur Welt kam, gewisse Himmelszeichen auftauchten, so zum Beispiel eine Mondfinsternis, ein wahrer Regen von Sternschnuppen, und alles das deutete Komonobologo als günstig für das glucksende, seufzende und schrill aufwimmernde bißchen weißbrauner Menschheit.

So sollte Ofesi bestimmt sein, alles Volk zu regieren, soweit die Sonne schien (ungefähr dreihundert englische Meilen in jeder Richtung nach Schätzung der Eingeborenen), und er sollte keines schimpflichen Todes von der Hand eines anderen Menschen sterben.

Ofesi, wörtlich »der Glücksgeborene«, sollte danach mächtig im Rat wie im Kriege sein; er würde die Erde von dem Schritt seiner Legionen zittern machen; er würde wagen und gewinnen, niemals wagen und verlieren; er war der Günstling der Götter und Geister und würde viele Söhne haben.

Das hohlläufige Weib, das ausgestreckt auf dem Boden der Hütte lag, sprach mit schwacher Stimme von ihrem Glück; der Säugling, der mit gierigem Mund das Tier in sich zu sättigen suchte, war still, da er zu sehr mit seinen natürlichen Bedürfnissen und Trieben beschäftigt war.

Solche Weissagungen sind häufig; die einen erfüllen sich nicht, andere aber bleiben, aus keinem ersichtlichen Grunde, an denen hängen, denen sie gemacht worden sind.

Ofesi gehörte zu denen, an denen diese Weissagungen lebenslang hafteten. Als Sanders seinen Posten an diesem Fluß antrat, war Ofesi ein langer, schwächlicher und ungelenker

Bengel, vor dem seine Kameraden Angst hatten. Sanders fürchtete niemand. Er horchte ruhig auf die Mär von üblen Vorbedeutungen, Vorzeichen und ähnlichem. Und als das zu Ende war, hielt er eine kleine Predigt über die Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge, über die außerordentlich hohe Sterblichkeitsziffer dieses übel geleiteten Volkes, das sich außerhalb der festgesetzten Grenzen des Bezirks bewegte. Ofesi hatte Nachbarn, die stärker waren als Sanders, und von diesen wurde er aufgenommen wie einer, an dem die kommenden Jahre das große Wunder wirken sollten.

So wuchs Ofesi heran und gedieh und trieb viel Unfug auf seine Weise; Unfug, der weder unschuldig noch jugenhaft war, und die freundliche Hand, die sich über die kleinen Jungen der ganzen Welt drohend zu erheben pflegt, fiel niemals hart auf seine gut in Fett gebetteten Nerven, da ja Ofesi vom Glück ausgesucht und daher unverletzlich war.

Schließlich wurde er vom damaligen Oberhäuptling der Akasava für die Häuptlingsschaft des Dorfes Milanti bestimmt, und die Stadt Akasava atmete erlöst auf, wenn sie sein Kanu um die Biegung des Flusses außer Sicht gleiten sah.

Kein Bericht über die kleineren Ausschreitungen des Häuptlings gelangte zu Sanders, weil diese Legende von des Häuptlings Vorherbestimmung bei allen Stämmen, mit Ausnahme eines einzigen, verbreitet war.

Man erzählt sich, daß Ofesi mehr Huldigungen empfing und einen königlicheren Hofstaat hielt als sein Gebieter, der König; ferner, daß N'Gombi, Isisi und die Stämme um ihn herum doppelt so kostbare Geschenke an ihn sandten und daß er einen Harem von sechzig Weibern unterhielt, zu dem alle seine Verehrer beigesteuert hatten.

Man erzählte sich weiter, daß er Mr. Fish den Vertrieb seiner berausenden Getränke ermöglichte. Aber dafür hatte Sanders keinen Beweis.

Ofesi beutete seine Freunde ganz unparteiisch aus, trieb allen möglichen Unfug und führte ein Schreckensregiment den Fluß entlang von Klein-Isisi bis zur Ochorigrenze. Und die Fischerleute, die seine Kriegskanus lautlos durch die Nacht schleichen sahen, sagten: »Laßt keinen Mann den Gebieter Ofesi sehen, damit er sich nicht unser an kommenden Tagen erinnert und uns blendet!«

Ob wirklich aus Schlaueit oder aus jener Art Eingebung, die ein Teil des Genies ist: Ofesi wuchs ins kräftige Mannesalter hinein, ohne nur ein einziges Mal die Ochorigrenze verletzt zu haben.

Bis eines Tages...

Sanders kam in einer nassen Aprilnacht, als die Wolken so niedrig über dem Flusse hingen, daß man sie hätte mit einer Angelrute berühren können.

Es war eine Nacht von wogenden Nebeln, alles überflutenden Wolkenbrüchen, laut krachenden Donnern und so unaufhörlichem Zucken der Blitze, daß die Dunkelheit nur kleine Pausen andeutete.

Dennoch fuhr Sanders nach dem Akasavaland, so schnell wie sein Heckrad sich zu drehen vermochte, gegen den geschwollenen Strom, durchnäßt bis auf die Haut, das nasse Gesicht dem stechenden Regen ausgesetzt, indem er mit dem weißen Kegel seines Scheinwerfers die Dunkelheit durchdrang.

Er stieß auf das Dorf Milanti an einem grau und stürmisch heraufdämmernden Morgen, und die Hütten, die die Wasserfluten des Himmels verschont hatten, standen als vereinzelte Wachtposten zwischen rauchenden Ruinen. Er ging müde und außerordentlich verärgert an Land und fand viele Tote und einen oder zwei, die sich für tot hielten. Diese erzählten ihm eine traurige Geschichte von Raub und Mord, von einem unschuldigen Dorfe, das von den Ochori angegriffen und in seiner Wehrlosigkeit erstürmt worden sei.

»Das ist eine Lüge«, sagte Sanders schnell, »denn euere Verhaue sind nach Westen errichtet, und euere Toten zeigen die sorgfältige Kriegsmalerei derer, die sich langer Hand auf den Krieg vorbereiten. Die Ochori aber, soweit ich sie gesehen habe, sind nicht bemalt, und das beweist mir, daß sie in aller Eile gegen ein Volk aufgestanden sind, das sie angegriffen hat.«

Der Verwundete wandte Sanders sein erschöpftes Gesicht zu.

»Es ist mein Glaube«, sagte er in der gebräuchlichen Ausdrucksweise seines Volkes, »daß du Augen wie eine große Katze hast.«

Sanders sah nach seinen Verletzungen und ließ ihn und seine bedauernswerten Genossen in einer trockenen Hütte zurück. Dann suchte er Bosambo auf und fand ihn geduldig zehn Meilen flußaufwärts. Der Ochorihäuptling saß vor einem steilen felsigen Hügel, der mit Unterholz bewachsen war. Auf der Spitze des Felsens befand sich der Häuptling von Milanti, und in seiner Begleitung waren diejenigen seiner Krieger, die sich in diesem Augenblicke noch nicht in einer besseren Welt befanden.

»Herr«, sagte Bosambo, »die Sache trug sich folgendermaßen zu: Dieser Hund griff meine Flußdörfer an, tötete meine Leute und schleppte meine Weiber in die Sklaverei. Darum kam ich hier herunter und wider ihn, denn es steht geschrieben in der Sure des Djinn, daß kein Mensch leben soll, um über ihm selbst widerfahrenes Böses zu lachen.«

»Ein Palaver wird alles aufklären!« sagte Sanders kurz und ersuchte den mutlos gewordenen Häuptling Ofesi, herunterzukommen und seine Speere auf einen Haufen zu legen. Da es nicht in der Natur des Schwarzen liegt, die Wahrheit zu sagen, wenn sein Fell in Gefahr ist, so versteht es sich ohne weiteres, daß beide Parteien fürchterlich logen. Sanders ging der Sache auf den Grund und wußte, welche Seite am wenigsten log.

»Ofesi«, sagte er am Ende eines mühsamen Verhörs, »was

hast du vorzubringen, damit ich dich nicht hängen soll?«

Ofesi, ein kleiner, untersetzter Mann mit einem schwachen Bartanflug, suchte fieberhaft nach einem Einfall.

»Herr«, sagte er nach einer Weile, »das weißt du doch, daß ich mein Lebtage ein guter Mensch gewesen bin, und in meinen Sternen steht geschrieben, daß ich ein Mann von einer hohen Bestimmung bin und daß ich nicht durch Grausamkeit sterben soll.«

»Der Mensch ist ewig, solange er lebt«, zitierte Sanders, »dennoch stirbt er früher oder später.«

Ofesi wandte sich nach Bosambo um und starrte diesen an, und Bosambo machte sich hier einer Unbedachtsamkeit schuldig - der größten Unbedachtsamkeit seines Lebens vielleicht. Erfüllt von Frohlocken und von dem Gefühl der Stärke des Gerechten, das den, der sich vor Gericht als unschuldig erwiesen hat, überkommt, sagte er in Gegenwart seines Herrn auf englisch, während er seinen Kopf mißbilligend schüttelte: »O du verdammter unartiger Teufel!«

Im Inneren hatte Sanders den Mann bereits zum Tode verdammt, hatte im Geiste bereits den Baum ausgesucht, an dem der plündernde Häuptling baumeln sollte, als Bosambo sprach.

Sanders besaß nach einer Richtung hin eine ungemein hohe Wertschätzung von der Unantastbarkeit des Lebens. Er hatte manchen mit anscheinender Gleichgültigkeit aufgehängt. Aber es mußte eine gewisse Schicklichkeit, eine gewisse feierliche Form von Anstand und Würde dabei gewahrt bleiben, wenn sich sein empfindlicher Gerechtigkeitssinn nicht vergewaltigt fühlen sollte.

Bosambos unverlangt hervorgestoßene, wunderliche, ja gänzlich lächerliche Worte retteten Ofesis, des Häuptlings, Leben.

Einen Augenblick lang zuckten Sanders' Lippen unbewußt, dann wandte er sich mit einer Grimasse gegen den fassungslosen

Ochorihäuptling.

»Mach, daß du nach deinem Land zurückkommst, du Affenkerl!« fuhr er ihn an. Und, zu den anderen gewendet: »Dieser Mann hat sich gegen das Land versündigt. Dennoch soll er am Leben bleiben, denn er hat es aus Dummheit getan. Ich kenne einen noch Dümmeren.«

Sanders schickte Ofesi in sein Dorf zurück, wo er das wieder aufbauen sollte, was er in seiner Torheit zerstört hatte.

»Denke dran, Ofesi«, mahnte Sanders, »ich habe dir dein Leben geschenkt, obwohl du den Tod verdienst. Und ich tue das nur, weil mir plötzlich der Gedanke gekommen ist, daß ihr, du sowie Bosambo, eigentlich weiter nichts als große Kinder seid. Zeitig im Frühling werde ich zurückkommen, und wenn du's verdient hast, wirst du mit deiner Freiheit belohnt werden, wenn du aber schlecht gehandelt hast, dann gehst du in die Stadt der Ketten oder an einen noch schlimmeren Platz.«

Als Sanders nach seinem Standort zurückgekehrt war, erzählte er einem mitfühlenden Hauptmann der Haussas die Geschichte.

»Es war natürlich wahnsinnig schwächlich von mir«, gestand er, »aber als dieser Esel Bosambo anfing, sein höllisches Englisch runterzurasseln, hätte ich keinen Spatzen hängen können.«

»Sie hätten den Ofesi hierherbringen sollen«, antwortete der Hauptmann nachdenklich, »er genießt einen außergewöhnlich üblen Ruf.«

Sanders saß auf dem Tischrand, beide Hände in die Taschen seiner Breeches vergraben.

»Daran habe ich auch gedacht, und das hat mich auch beeinflußt.

Sehen Sie, ich fürchtete gerade, ich könnte mich durch das Gerücht von der Vorherbestimmung dieses Kerls nach der

falschen Seite hin beeinflussen lassen. Und das gerade hat mich etwas - boshaft gemacht.«

Der Haussahauptmann schnappte sein Zigarettenetui zu; er sah sehr nachdenklich aus. »Ich werde eine weitere Kompanie vom Government hierher beordern«, meinte er.

»Dann bestellen Sie nur gleich eine Maschinengewehr-Abteilung mit«, sagte Sanders, »ich spür's in meinen Knochen, es gibt was.«

Eine Woche später sah der Oberlauf des Flusses viele fremde Gesichter. Vereinzelte Fischer tauchten irgendwoher auf, um ihrem friedlichen Gewerbe in fremden Gewässern nachzugehen. Sie bauten ihre Hütten an einsamen Stellen des Waldes, und man hätte einen weiten Strich des Ufers auf- und abgehen können, ohne gewahr zu werden, daß sie da im dicken Gebüsch weiter zurück bescheiden Hütten verbargen.

Sie gingen auch nachts an ihre Arbeit mit Fischepeer und Feuer im Kanu, befuhren den Fluß kreuz und quer oder bewegten sich lautlos im Schatten der Uferbank oder näherten sich Dörfern und Städten mit auffallender Umsicht.

Sonderbare Fischer in der Tat, die hier mit Tauben fischten! In jedem Kanu schlummerten diese Vögel in einem Bauer aus geflochtenem Bambus, mit kleinen roten Papierstreifchen um die Beine, auf denen selbst ein ungelehrter Kundschafter ein rohes, aber bedeutungsvolles Zeichen mit einem unverlöschbaren Tintenstift hätte machen können.

Sanders setzte sich darin keinen Zufälligkeiten aus. Er ließ Ahmed Ali, den obersten seiner geheimen Kundschafter, zu sich kommen.

»Geh nach dem Akasavaland! Dort wirst du Ofesi, den Häuptling des Dorfes Milanti, finden. Beobachte ihn! Er ist ein Bösewicht.

An dem Tage, an dem er wider mich und meine Leute aufsteht, mußt du dir klarwerden, ob ich mit meinen Soldaten

noch zurechtkomme. Ist Zeit genug, schick nach mir! Aber wenn Ofesi zu schnell vorgeht, erschieße ihn, und kein Tadel wird auf dich fallen.

Geh mit Gott!«

»Herr«, antwortete Ahmed, »Ofesi ist bereits in der Hölle.«

Wenn alle Berichte zutrafen, und jeder wurde beachtet, gab Ofesi, der Häuptling, der zu Besonderem vorherbestimmt war, keinen Anlaß zur Klage. Er baute sein Dorf wieder auf, indem er diesmal den Baugrund dafür höher wählte, und machte danach unerwartet einen langen Jagdausflug, der ihn bis zur Grenze des Akasavalandes brachte. Er plante einen Besuch bei Bosambo, um diesen seiner Zuneigung und Freundschaft zu versichern.

Er schickte sogar flinke Eilboten zu Sanders, um seine Erlaubnis für diesen förmlichen Besuch zu erbitten, obwohl eine Erlaubnis dafür gänzlich überflüssig war. Sanders gewährte diese Erlaubnis, nachdem er zuvor seine eigenen Boten an Bosambo geschickt hatte.

Ofesi begab sich also eines schönen Junimorgens auf diesen Zug.

Seine zweiundzwanzig Kanus waren rot bemalt, und sogar die Paddel waren neu gebrannt und mit phantastischen und schmeichelhaften Mustern geschmückt. So kam er zu den Ochori und wurde von Bosambo, einem unentwegten Zweifler, aber äußerlich angenehmen Menschen, empfangen.

»Ich sehe dich«, sagte Ofesi, »ich sehe dich, Lord Bosambo, und auch dein tapferes und schönes Volk. Aber ich komme in friedlicher Absicht, und es betrübt mich, daß du mich mit so vielen Bewaffneten empfängst.«

Denn das Flußufer starrte tatsächlich von einem stählernen Willkommen, und drei Regimenter Ochorikrieger, prächtig gekleidet, waren in einem offenen Viereck aufmarschiert; die letzte Seite des Vierecks bildete der Fluß.

»Lord Ofesi«, sagte Bosambo sanft, »das ist die Art, wie der Weiße jemand Ehre erweist, und, wie du weißt, habe ich viel weißes Blut in meinen Adern, da ich mit dem englischen Premierminister verwandt bin.«

Bosambos Blick überflog dabei die zweiundzwanzig Kanus mit ihrer Besatzung von zwanzig Paddlern, und er bemerkte befriedigt, daß jeder dieser Paddler seine Schlachtspeere bei sich hatte, als ob sich das von selbst verstehe.

Daß Ofesi irgend etwas Unheilvolles gegen die Ochorifeste im Schilde führte, kann als unwahrscheinlich gelten. Er war nicht aus dem Guß, aus dem man Helden macht, und verabscheute unnötige Gefahr, denn man muß dem Schicksal selbst auch etwas unter die Arme greifen.

Er hatte seine Speere mehr zum Prahlen als zum ernstesten Gebrauch mitgebracht. Wohl oder übel mußte er sie nun auf einen Haufen zusammenlegen - ein unangenehmes Verfahren, das ihn an ein anderes Waffenniederlegen unter dem kalt beobachtenden Auge Sanders' erinnerte.

Man kann also sehr wohl behaupten, daß das »Rapprochement« zwischen den Ochori und dem Akasavahäuptling ungünstig begann. Bosambo übernahm die Führung zu dem Unterkunftshause für seine Gäste, das, wie es die Sitte erheischt, neu gedeckt war.

Ofesi zu Ehren gab es ein großes Fest und einen Tanz junger Mädchen; jedes Dorf mußte dazu seine beste Tänzerin abgeben.

Am nächsten Tage fand ein Palaver statt, unter Opferung von Huhn und Haustier. Blutsbrüderschaft wurde im Handumdrehen geschlossen. Bosambo und Ofesi umarmten einander vor versammeltem Volke und aßen Salz aus derselben Schüssel.

»Nun werde ich dich alle meine Angelegenheiten wissen lassen, Bruder«, sagte Ofesi in dieser Nacht, »morgen kehre ich mit meinem Volke zurück, begleitet von deinen guten Wünschen, und ich werde Tag und Nacht von dir sprechen, weil

du ein edles Herz hast.«

»Auch ich werde keine Ruhe haben«, antwortete Bosambo, »bis ich durch das ganze Land gezogen bin und überall von meinem bewundernswerten Bruder Ofesi gesprochen habe.«

Mit einem Wort entließ Ofesi seine Ratgeber; Bosambo nahm die Einladung an und sandte seine Ältesten ebenfalls weg

»Nun werde ich dir was anvertrauen«, sagte Ofesi

Und was er sagte, diese Flut von Eigenlob, von Versprechungen, von versteckten Drohungen, veranlagte Bosambo noch lange Zeit nachher zum Nachdenken

»Dennoch«, schloß Ofesi seine Rede, »obwohl alle Dinge dazu beigetragen haben, mich zu dem zu machen, was ich bin, habe ich doch noch vieles zu lernen, und von keinem kann ich so viel lernen wie von dir, mein Bruder!«

»Das ist sehr richtig«, antwortete Bosambo - und er meinte es so.

»Nun«, sagte Ofesi am Schluß seines Redeschwalls, »liegt der König der Akasava im Sterben, und alle Männer sind sich einig, daß ich an seiner Statt König sein soll, deshalb möchte ich alle Geheimnisse des Königsberufs bis aufs Tüpfelchen kennenlernen.

Weil ich aber nicht bei dir bleiben kann, bitte ich dich, Lord Bosambo, meinem Obmann Tolinobo Aufenthalt bei dir zu gewähren, damit er ein Jahr lang im Schatten deiner Weisheit sitzen und mir die vielen schönen Dinge wiedersagen kann, die du sprichst.«

Bosambo betrachtete gedankenvoll Tolinobo, den Obmann, einen listigen Fischer, der zu dieser Würde befördert war, und der, nach Bosambos Urteil, nicht ganz zurechnungsfähig war.

»Er soll bei mir bleiben«, sagte Bosambo schließlich, »und soll wie mein eigener Sohn behandelt werden; er soll in einer Hütte neben meiner eigenen schlafen, und ich werde ihn

behandeln wie meinen eigenen Bruder.«

Ein vorübergehender Schimmer der Genugtuung blitzte in Ofesis Auge auf, als er sich erhob, um seinen Blutsbruder zu umarmen, aber damals wußte er noch nicht, wie Bosambo seinen eigenen Bruder behandelte.

Der Akasavahäuptling und seine zweiundzwanzig Kanus paddelten bei Tagesanbruch heimwärts, und Bosambo sah sie abfahren.

Als sie weg waren, wandte er sich an seinen Obmann. »Sage mir, Solonkinini«, fragte er, »was haben wir mit diesem Tolinobo gemacht, der bei uns bleibt?«

»Herr, wir haben ihm heute morgen eine Hütte im Schatten deiner Lordschaft gebaut.«

Bosambo nickte.

»Zunächst«, befahl er, »nehme ihn mit euch zu dem geheimen Ort am Krokodilsteich und fesselt ihn an die Erde. Ich komme sofort hin, wir wollen einige Fragen an ihn richten.«

»Herr, er wird nicht antworten«, antwortete der Obmann, »ich selbst habe schon mit ihm gesprochen.«

»Mir wird er schon antworten«, sagte Bosambo anzüglich.

»Macht ein Feuer und macht eure Speere nur ordentlich heiß, denn ich glaube, dieser Tolinobo weiß gewisse Dinge, die er froh sein wird, uns mitteilen zu können.«

Bosambos Vorhersage wurde durch die Tatsachen gerechtfertigt.

Ofesi war noch nicht halb zu Hause, glücklich über seinen vermeintlichen Erfolg, als ein jammernder Tolinobo, den man schändlicherweise auf den Boden gepflockt hatte, mit einem beklagenswerten Mangel an Zurückhaltung über die intimsten Dinge sprach; veranlaßt wurde er hierzu durch eine glühendrote Speerspitze, die Bosambo ihm viel zu nahe an sein Gesicht hielt, als daß sich Tolinobo dabei hätte wohl fühlen können.

Zu derselben Zeit kamen Jim Greel, ein amerikanischer Abenteurer, und Francis E. Coulson, ein Weltbürger, an. Sie gerieten etwas gegen ihren Willen in Sanders' Gebiet, denn sie wollten über den Französischen Fluß, der den Norden des N'Gombilandes umsäumte, nach Deutsch-Westafrika. Zu gewöhnlichen Zeiten gab es da eine kleine Wasserader, die den Großen Fluß mit dem Französischen Fluß verband. Nach einem witzig veranlagten Regierungsvermesser war dieses Gewässer schiffbar für Luftballons und Papierschiffchen, ausgenommen einmal in zehn Jahren, wenn ein milder Frühling in den tausend Meilen entfernten Bergen zeitlich zusammenfiel mit schweren Regenfällen an der Isisi-Wasserscheide. In diesem Ausnahmefall erlangte das winzige Rinnsal von Binsen erstickten Wassers das würdige Aussehen eines Flusses. Es war persönliches Pech, daß Jim und Coulson eine so außergewöhnliche Jahreszeit erwischten.

Die beiden Abenteurer folgten dem Lauf dieses Gewässers, das für gewöhnlich nicht auf der Karte verzeichnet war, indem sie sich an das linke Ufer hielten und nur des Nachts fuhren; sie befanden sich daher buchstäblich »auf hoher See«.

Zwei lange Nächte arbeiteten sie sich mit ihrem gebrechlichen kleinen Dampfer, dem »Grashopper«, durch vollkommen unerforschtes Land und wußten nicht einmal, daß es unerforschtes Land war. Sie vermieden es, die Aufmerksamkeit der Dörfer, an denen sie vorbeikamen, auf sich zu lenken, indem sie allen Dampf abließen und alle Lichter abblendeten, bis sie außer Sicht und Hörweite waren.

Endlich erreichte ihr Unternehmen ein Stadium, in dem jede weitere Geheimhaltung mit persönlicher Gefahr für sie selbst verbunden gewesen wäre. Deshalb sahen sie sich in der finsternen Nacht nach Beistand um.

»Sieht aus wie'n Dorf da drüben, Jim!« sagte Coulson, und der am Steuer nickte.

»Das Wasser ist hier seicht«, bemerkte er verdrießlich, »und der Vorderraum steht in einer Linie mit der Wasseroberfläche.«

»Leckt sie?«

»Das gerade nicht«, sagte Jim vorsichtig; »aber der Vorderteil dieses Zubers hat keinen Boden mehr.«

Coulson fluchte leise auf die afrikanische Nacht. Dieser dunkle Samtschleier war sehr plötzlich über sie gekommen, und es handelte sich hier um die Frage: Bleiben oder Weiterfahren? Jim entschied sich fürs Weiterfahren.

Sie waren auf einen unter Wasser befindlichen Baumstamm aufgelaufen, und dieser hatte den Boden des winzigen Abteils weggerissen, das großsprecherisch die Bezeichnung »Raum Nr. i« führte. Das Schott von Nr. 1 und Nr. 2 war aus dünnstem Stahlblech und leckte wahrnehmbar. Coulson wußte das nicht, aber Jim.

Nun wandte er den Schnabel des vorsintflutlichen Dampfers nach dem dunklen Lande zu, und die beiden Paddelräder machten einen letzten ersterbenden Versuch, sich zu drehen.

Irgendwo am Ufer rief sie eine Stimme in der Akasavasprache an. Sie sahen die Dorfffeuer, und schwarze Schatten zogen an ihnen vorüber; sie hörten Weiber lachen. Jim wandte seinen Kopf und gab einem seiner nackten Mannschaft einen Befehl. Der Mann sprang mit einer dünnen Hanfleine über Bord. Dann stieß der aufgerissene Kiel des kleinen Fahrzeugs auf Sand. Jim zündete sich seine Pfeife an der Laterne an, die in der Deckkabine hinter ihm brannte, wischte sich die schweißtriefende Stirn mit seinem Handrücken ab und sprach hastig in der Akasavasprache zu der kleinen Anzahl Leute, die sich am Ufer versammelt hatte. Er sprach automatenhaft, warnte all und jeden um der Sicherheit seiner unsterblichen Seele willen, seine Vertäuleine nicht entschlüpfen zu lassen, drohte ihnen, daß, wenn er auch nur soviel wie einen Deckbolzen verlöre, er den Häuptling bei lebendigem Leibe schinden würde,

und schloß damit, daß er seine beifallsfreudige Zuhörerschaft M'shimba M'shamba, dem Obersten aller Teufel, und Bimbi, O'kili und solchen Lokalgötzen empfahl, deren Namen ihm gerade auf die Zunge kamen.

»Das hat mir den Rest gegeben«, sagte er und watete durch das seichte Wasser an Land wie einer, den die großen Tragödien des Daseins zu sehr überwältigt haben, um sich noch viel darum zu kümmern, ob er naß oder trocken sei.

Er schritt die Uferböschung hinauf und wurde von einer herumstreifenden Schar Dörfler zur Häuptlingshütte gebracht. Dort stellte er Nachforschungen an und kam mit unangenehmen Nachrichten zum Fahrzeug zurück.

Coulson hatte den Bug auf den Sand gezogen, und bei einem Reisigfeuer, das die Dörfler am Flußufer angezündet hatten, war der Schaden deutlich zu sehen.

Der schwache Schiffsrumpf war gerissen wie Packpapier, und ein starker Zweig Hartholz ragte noch aus dem Loch hervor.

»Wir befinden uns in Sanders" Bezirk, wenn's dir nichts ausmacht«, sagte Jim düster, »und wir sind etwa achtzig Meilen vom Wege abgekommen.«

Coulson, der an der Seite des Bootes kniete, hatte eine kurze, schwarzgerauchte Bruyerepfeife zwischen seinen regelmäßigen weißen Zähnen und blickte mit einem Grinsen auf.

»Sandi fangen uns, er machen uns höllisch heiß«, äffte er. »Erinnern Sie sich des Halunken, der die Angolaweiber für Bannister Fish an den alten Häuptling verhandelte?«

Jim schwieg, nahm eine Rolle Kautabak aus seiner Tasche, biß ein gehöriges Stück davon ab und primte mit philosophischer Ruhe.

»In diesem Postdampfer gibt's keine Sklavenjägerausrüstung«, sagte er schließlich. »Ich glaube sogar, der alte Fish selber - mag der Teufel ihn für ein

Knochengericht zermahlen - würde sich nicht in diesem Lande hier rumtreiben.«

Zwischen den liebenswürdigen Abenteurern und Mr. Bannister Fish bestand keine besondere Zuneigung. Und was diesen Gentleman selbst anlangte, so saß er in geheimnisvoller Unterredung mit Ofesi keine fünfzig englische Meilen von dem Platz, an dem der »Grashopper« lag und wäre außerordentlich froh gewesen, wenn er gewußt hätte, daß dessen Eigentümer dort waren, wo sie waren.

»Fish hält sich von diesen Gebieten immer fern«, sagte Jim, »aber davon haben wir nichts, da wir eben nicht Fish sind. Ich meine, wenn Sandi seine Nase hier herum reinsteckt, um auf Lizenzen für Händler Jagd zu machen... Jedenfalls möchte ich nicht, daß irgend jemand unsere Ladung durchschnüffelt.«

Coulson nickte, während er einen schweren Hammer auf die beschädigte Platte niedersausen ließ.

»Ich denke, der wird's schon wissen«, fuhr Jim fort. »Man kann diesen alten Lokolis nicht das Maul zustopfen. Horchen Sie bloß, wie diese freudige Nachricht sozusagen an die erwartungsvolle Welt weitergefunkt wird!«

Coulson hielt in seiner Arbeit inne. Klar und schrill kam das Gerassel der Lokoli, der Sprechtrummel, wie sie ihre Botschaft verzapfte: »Tomte, Tom, Tomte tom, Tommitty, tommitty, tommittytom!«

»Da, hören Sie's?« sagte der geschwätzige Jim artig. »Zwei weiße Männer von verdächtigem Äußeren sind im Dorf angekommen. Amtliche Blätter, bitte vervielfältigen!«

Coulson grinste von neuem. Er handhabte seinen Hammer gehörig, und der im Wege stehende Zweig war bereits verschwunden.

»'ne halbe Tonne Zement morgen früh, und 'ne königliche Jacht is nix dagegen«, sagte er.

Jim schnaubte.

»Es wird viele halbe Tonnen Zement erfordern, um nur eine halbwegs dichte Röhre daraus zu machen«, antwortete er. Er stützte seine Hand auf den Rand des Fahrzeuges und schwang sich an Bord. Hinter dem Deckhaus befanden sich zwei winzige Kabinchen in einer Ausdehnung von einer Mannslänge und zwei Mannsbreiten. In einer dieser Kabinen tauchte er unter und kam bald darauf mit einem kleinen, abgenutzten, geflickten und beschmutzten Handkoffer wieder. Er sprang über den Bug herab auf den Ufersand, nachdem er das Gepäckstück dem Maschinisten des kleinen Fahrzeuges hinuntergereicht hatte. Es war so schwer, daß der Mann es hätte beinahe fallen lassen.

»Was hast du vor?« Coulson wischte den Schweiß mit einem Taschentuch von seiner Stirn und starrte den anderen erstaunt an.

»Die Beute!« sagte Jim bedeutungsvoll, »wir müssen sie heut nacht verstecken, wenn nicht was Schlimmeres geschehen soll.«

»O Gott, dieser Mann!« stöhnte Coulson, die Augen flehend zum Himmel erhoben. »Da stapft er durch die Wildnis, die Klauen voll Gold und das Herz voll unschuldiger List, während die Augen des ganzen barbarischen Pöbels auf ihn gerichtet sind!«

Jim stopfte seine Pfeife gemächlich aus einem großen ledernen Tabaksbeutel, der ihm an der Hüfte hing, ehe er antwortete.

»Coulson«, sagte er zwischen den einzelnen Zügen, »in der Sprache jenes lächerlichen Vaudevilleartisten, den wir sahen, ehe wir London verließen, magst du Gehirn in deinem Schädel haben, aber du hast Karnickelblut in deinen Füßen. Es ist keine Veranlassung zur Furcht vorhanden, bloß vermute ich, daß einer deiner Landsleute hier herumschnüffeln wird, lange ehe der Bug dieses stattlichen Fahrzeuges das Wasser wie ein lebendes Wesen teilt.

Und da der Kerl einem Mann die Taschen umzukehren vermag, ohne daß man nur einmal ›Hol dich der Teufel!‹ sagen darf, bin ich dafür, daß wir alle Goldgräbereisuren vom Franzosenfluß entfernen.«

Coulson hatte in seiner Arbeit innegehalten, hockte auf seinen Absätzen und sah seinen Gefährten fest an. Er war ein siebenundzwanzigjähriger junger Mann von gutem Äußeren und ein paar Jahre jünger als der andere, dessen ledergegerbtes Gesicht lang und dünn, aber keineswegs unangenehm war.

»Was kann das ausmachen?« fragte Coulson nach einer Weile.

»Er kann doch nur fragen, wo wir den Goldstaub her haben, und wir brauchen's ihm ja nicht zu sagen; und wenn wir's ihm sagen, es bleibt uns ja noch genug hier, um bequem bis an unser Lebensende damit auszukommen.«

Jim lächelte. »Nun, angenommen, er behält einstweilen das Gold«, fragte er ruhig, »angenommen, er schickt seine Spione aus, um zu entdecken, wo der Goldfundplatz am Flusse ist - und angenommen, er findet heraus, daß er auf französischem Gebiet liegt und daß ein französischer Ausfuhrschutzzoll drauf liegt...! Oh, da gibt's hundert Möglichkeiten, und keine ist angenehm auszudenken.«

Coulson erhob sich ein wenig steif. »Ich denke, Jim, wir riskieren's, ob das Boot sinkt. Gib den Koffer wieder her!«

Jim zögerte. Dann warf er mit einem Schwung den Koffer an Bord und folgte selbst. Einige Minuten später lag er gekrümmt im Raum Nr. i, der viel zu klein für ihn war, schwabberte das eingedrungene Flußwasser aus und sang in hohem Falsett das Liebeslied eines sagenhaften Beduinen.

Erst nach Mitternacht suchten die beiden Männer ermüdet, mit schmerzenden Gliedern, aber hoffnungsvoll ihr Lager auf.

»Falls Sanders auftauchen sollte«, rief Jim, als er sein Moskitonetz herunterzog - das Rufen erwies sich als notwendig,

weil er seinen Gefährten durch eine Scheidewand aus Pappdeckeln, die die beiden Kabinen trennte, anreden mußte -, »falls Sanders auftauchen sollte, dann mußt du lügen, Coulson!«

»Ich hasse das Lügen«, knurrte Coulson vernehmlich, »aber ich glaube, es wird uns nichts anderes übrigbleiben.«

»Da kannst du wetten«, gähnte der andere und verrichtete sein Nachtgebet mit Blitzesschnelle.

Der neue Tag brachte den beiden Reisenden Bestürzung. Das Loch im Rumpf des Bootes war nicht allein verantwortlich für das Vollaufen des Rumpfes. In seinem Kiel befand sich eine große Scharte. Die Platte dort war durch irgendwelche unbekannte zahnartige Hindernisse weggerissen. Coulson sah Jim an, und Jim erwiderte den verzweifelten Blick.

»Gebt mir 'n Kanu! Und damit nach dem Deutschen Fluß und von da nach Hause! Das ist der Weg, den ich einschlagen wollte, und den schlage ich auch ein«, sagte Jim nach einer Weile.

Coulson schüttelte den Kopf. »Flucht!« sagte er kurz. »Du kannst unsere Anwesenheit in Sanders' Bezirk erklären, aber das Ausreißen kannst du nicht erklären. Das gib nur auf!«

An diesem ganzen Morgen arbeiteten die beiden Männer in der heißen Sonne, um den Schaden auszubessern. Glücklicherweise genügte der Zement, um das Leck am Boden zuzustopfen, und es blieb noch genug übrig, um eine Mischung aus Zweigen und aus in der Sonne getrocknetem Sande damit herzustellen, um das andere Loch zu stopfen. Aber die Tatsache konnte man sich nicht verhehlen, daß der Schutz, den das gewährte, durchaus unzureichend war. Ein bloßer Zweig, der in einer Sandbank steckte, genügte, um das dünne »Flechtwerk« zu durchbohren. Soviel sahen die Männer, als die Ausbesserungen am Ende dieses Tages fertig waren: Das Loch am Bug konnte nur wirksam dadurch beseitigt werden, daß man eine Platte entfernte und eine andere an ihrer Statt anbrachte. »Und das«, meinte Jim, »ist wohl kaum möglich.«

Der Deutsche Fluß lag achtzig Meilen stromaufwärts, und auf dem angeschwellenen Wasser war noch dazu eine Strömung von neun Knoten die Stunde zu überwinden. Nahm man eine Durchschnittsgeschwindigkeit von neun Knoten die Stunde für den »Grashopper« an, so ergab das mindestens eine Fahrt von zwanzig Stunden Dauer.

»Der Fluß ist voll von Treibholz«, sagte Jim wütend, während sein Auge den reißenden Lauf der schwarzen Wasser überflog

»Und wir haben keine bessere Gelegenheit, zu versaufen. Es heißt hier, entweder eine neue Eisenplatte, oder es wird nichts!«

So standen die Dinge: ein zerschlagener »Grashopper«, hoch und trocken auf dem abschüssigen Ufer des Akasavadorfes, und zwei furchtlose, aber unglückliche Goldschmuggler, die alle möglichen Wege und Mittel zu ihrer Rettung erörterten, als Verwicklungen eintraten, die viel dazu beitrugen, das Leben des Herrn Distriktsgouverneurs Sanders unerträglich zu machen.

Da lebte ein Akasavaweib, die Ufambi, das bedeutet »das schlimme Weib«, hieß. Sie hatte einen Liebhaber - tatsächlich besaß sie deren viele -, er war ihr Hauptliebhaber, ein Jäger namens Logi.

Er war ein großer, schweigsamer Mann, und seine Zähne waren zu zwei Spitzen geschärft. Er war breitschultrig, sein Haar war mit Lehm bekleistert, und er trug einen Mantel aus Affenschwänzen.

Aus diesem Grunde nannte man ihn Logi N'kemi, das heißt »Logi, der Affe«.

Er besaß eine Hütte weit drinnen im Urwald, drei Tagesreisen entfernt. Und in diesem Wald gab es mehrere böse Geister. Darum hatte er wenig Besucher.

Ufambi liebte diesen Mann außerordentlich, und ebenso glühend haßte sie ihren Ehemann, der ein Geschöpf Ofesis war. Auch scheute er sich nicht, ihr gegenüber den Stock zu gebrauchen.

Eines Tages ärgerte Ufambi ihn, und er schlug sie. Sie flog auf ihn zu wie eine Wildkatze und biß ihn. Er schüttelte sie ab und schlug sie nur um so mehr, bis sie aus der Hütte in die Kühle und Einsamkeit der Wälder lief, denn sie hatte keine Bange vor Teufeln.

Hier fand sie ihr Liebhaber, wie sie geduldig am Rande des Urwaldpfades saß, ihre wohlgeformten Arme um ihre Knie geschlungen - ihr Kinn war auf die Brust gesunken - ein wachsames, beleidigtes, ränkespinnendes Weib. Sie saßen beisammen und sprachen, und das Weib sagte ihm alles, was nötig war, und Logi, der Affe, hörte schweigend zu.

»Außerdem«, fuhr sie fort, »hat er unter dem Fußboden der Hütte Schätze vergraben, die er von Weißen erhalten hat und die du dir nehmen kannst.«

Sie sagte das in beschwörendem Tone, denn er hatte keine große Lust bezeugt, sie in ihrem Vorhaben zu unterstützen.

»Trotzdem, wie kann ich deinen Mann töten?« antwortete Logi vorsichtig. »Und wenn ich ihn totmache und Sandi kommt hierher, wie fange ich es an, dessen grausamer Rache zu entgehen? Ich glaube, es wäre besser, wenn du ihm Gift ins Essen tust, denn dann dächte niemand von mir Übles.«

Sie fühlte sich von seinem offenbaren Egoismus nicht peinlich berührt. Es war verständlich, daß ein Mann seine Haut in Sicherheit zu bringen suchte, aber sie hatte nicht die Absicht, den Plan ihres Liebhabers auszuführen. Sie ging zu ihrem Ehemann zurück und fand ihn so weit liebenswürdig, daß sie einer weiteren Züchtigung entging. Überdies erwies er sich jetzt als mitteilsam.

»Weib«, sagte er, »morgen gehe ich auf eine lange Reise wegen gewisser Dinge, die ich gesehen habe. Und du gehst mit mir. An einem geheimen Platze habe ich, wie du weißt, mein neues Kanu verborgen. Wenn es dunkel ist, nimmst du viele Fische und meine beiden kleinen Hunde und setzt dich in das

Kanu und wartest auf mich!«

»Ich werde alles tun, Herr!« antwortete sie unterwürfig.

Lange blickte er sie an. »Auch«, fuhr er nach einer Weile fort, »darfst du niemand verraten, daß ich verreise. Denn ich möchte nicht, daß es Sandi erfährt, obwohl er, auch wenn alles wahr sein sollte, was Ofesi erzählt, nichts erfahren wird.«

»Ich will alles tun, was du von mir verlangst, mein Herr und Gebieter«, sagte das Weib.

Er stand vom Fußboden der Hütte auf, wo er gehockt hatte, und ging hinaus.

»Komm!« befahl er gnädig, und sie folgte ihm hinunter zum Flußufer. Sie gesellten sich der Menge der Dörfler bei, die zwei Weiße beobachteten, wie sie unter schwierigen Verhältnissen arbeiteten.

Dann sah sie, wie ihr Mann sich allmählich von der Gruppe losschälte und sich vorsichtig den Weißen näherte. Nun war Bikilari ein N'Gombimann. Und als Jim sich den Mann näher betrachtete, fühlte er einen kleinen Kitzel der Genugtuung, als er die seitlichen Gesichtsmarken sah, die dessen Stammeszugehörigkeit verrieten.

»He, Mann!« rief Jim in der Landessprache, »was bist du, daß du mir so in der Sonne stehst?«

»Herr, ich bin ein armer Mann«, sagte Bikilari, »und ich bin der Sklave aller Weißen. Nun verstehe ich mich auf Dinge, die unwissende Männer nicht verstehen können, denn ich kann Eisen durch Hitze zum Biegen bringen. Ich kann es sogar biegen, wenn es nicht heiß ist, wie es meine Väter und mein Stamm getan haben von Anbeginn der Welt an.«

Coulson beobachtete den Mann scharf, denn er war kein Freund der N'Gombi. »Versuch's mit ihm, Jim!« sagte er.

Sie gaben Bikilari einen Hammer und Streifen von Stahl, und den ganzen Tag über arbeitete er daran, den morschen Bug des

»Grashopper« wieder zu kräftigen.

Am Abend kehrte Bikilari müde und hungrig nach seiner Hütte zurück, um zu essen. Aber sein Weib hatte ihn zu aufmerksam beobachtet, als daß das gut für sein Behagen gewesen wäre, und der Kochtopf war kalt und leer. Bikilari schlug sie mit einem Stock, und zwei Stunden lang schluchzte sie und blies abwechselnd auf die Scheite des Feuers, während ihres Gebieters Fische brodelten und brutzelten.

Jim hatte einen guten, aber leichten Schlaf. Er wachte schon beim Schatten einer Gefahr auf. Er witterte sie. Und hier war etwas Greifbareres als das... ein hundeartiges Kratzen an seiner Tür.

Beim schwachen Licht des Mondes sah er eine Gestalt in dem engen Gange herumkriechen; an gewissen Formen erkannte er, daß es ein Weib war und zog lieblose Schlüsse. Dennoch, da sie auf Geheimhaltung bestand, war er geneigt, ihr zu willfahren. Er schob die Gazeztür zurück und schaltete eine elektrische Lampe ein das war ein sehr kostbarer Besitz, der nur mit der größten Sparsamkeit und Schonung gebraucht werden durfte. Sie schrak bei diesem Beweis von Zauberkraft zurück und stammelte eine Bitte.

»Was willst du?« fragte er mit leiser Stimme.

»Herr«, antwortete sie mit verstellter Stimme, »wenn du dein Leben liebst, bleibe nicht hier!«

Jim brachte sein eigenes Gesicht näher an das des Weibes. »Was du sagen mußt, sag schnell!«

»Herr«, begann sie von neuem, »mein Ehemann ist Bikilari, der Schmied. Er ist das Werkzeug Ofesis, und heute nacht schickt Ofesi seine Mörder aus, damit sie ihr Werk an allen Weißen und an allen Häuptlingen tun, die wider ihn sind. Und auch an euch, weil ihr Weiße seid und weil ihr einen Schatz an Bord habt.«

»Warte!« sagte Jim und klopfte an Coulsons Türe. Das war

nicht nötig. Coulson war beim ersten Ton draußen, denn die beiden flüsterten. Und nun stand er im Türrahmen; das Mondlicht spiegelte sich in einer kalten blauen Linie auf dem Revolver, den er in seiner Hand hielt.

»Es mag eine Falle sein, aber sie muß es nicht unbedingt sein«, sagte er, nachdem sie die Geschichte erzählt hatte, »wir riskieren das Loch im Bug.«

Jim lief voraus und weckte den schlafenden Maschinisten und kam zurück, sobald er das erste Knistern des brennenden Holzes im Feuerloch hörte.

Das Weib wartete immer noch.

»Wie heißt du?« fragte er.

Sie stand mit dem Rücken zu der winzigen Reling, ein leichtes Ziel für den Mann, der ihr gefolgt war und nun im Schatten des Schiffskörpers näher kroch. Schon konnte er sie erreichen und berühren. Er zog sein langes Jagdmesser aus der Tasche und prüfte dessen Spitze.

»Herr«, antwortete das Weib, »ich heiße...«

Damit glitt sie auf das Deck nieder.

Coulson feuerte zweimal auf den fliehenden Bikilari und verfehlte ihn. Logi, ihr Liebhaber, sprang auf ihn vom Flußufer aus, aber fiel unter einem schnellen Messerstich. Bikilari erreichte unbehelligt das Gebüsch und stürzte sich in die Finsternis - und in die Arme Ahmed Aus, eines schnellen, schweigsamen Menschen, der den mit einem Messer bewaffneten Arm mit einer Hand festhielt und das Genick des Mörders mit der anderen Hand brach, denn Ahmed Ali war ein berühmter Ringer im Kanolande.

Die Stadt wurde wach; nackte Füße patschten durch die Straße.

Jim und Coulson hielten die Neugierigen im Zaum.

Zwei Stunden lagen sie so, während die kalten Kessel Kraft

erzeugten. Dann schlugen die Radpaddler verzweifelt nach rückwärts, und der »Grashopper« schleppte sich in tiefes Wasser.

Eine Gestalt vom Ufer rief sie auf Suaheli an: »Lord, gehen Sie südwärts und treffen Sie Sanders! Nordwärts lauert der Tod. Denn die Isisi haben sich erhoben, und die Akasavadörfer sind in ihren Kanus. Auch alle Weißen in diesem Land sind tot - ausgenommen Sandi.«

»Wer sind Sie?« brüllte Jim durch das Megaphon, und die Antwort kam schwach herübergeweht, da das Boot nach der Strommitte zu getrieben war.

»Ich bin Ahmed Ali, der Diener Sandis, den Gott erhalten möge.«

»Komm mit uns!« brüllte Jim.

Die Gestalt am Ufer, die deutlich in ihrem weißen Gewand zu erkennen war, formte die Hände zu einer Trompete: »Ich muß noch einen gewissen Ofesi töten, wie mir geheißen wurde. Sag das Sandi!«

Dann trieb das Boot außer Hörweite.

»Stromauf- oder abwärts?« fragte Jim vom Ruder her. »Unten treffen wir Sanders, und oben stoßen wir auf den Heiden in seinem Zorn.«

»Stromaufwärts!« sagte Coulson und ging achteraus, um einen Nicker zu halten.

In dieser Nacht wurden Iliki, der Häuptling der Isisi, und I'mini, sein Bruder, erdolcht, als sie beim Mahle saßen. Auch Bosomo von den Klein-Isisileuten und B'rama von den N'Gombis, alles Häuptlinge; Pater O'Leary von der Jesuitenmission auf Mosankuli, sein Laienbruder und der Reverend George Calley von der Wesleyanischen Mission in Bogori und der Reverend Septimus Keen und seine Gattin von der Baptistenmission in Michi. Bosambo starb nicht, denn er

war unterrichtet. Auch ein gewisser Obmann Ofesis war unterrichtet - und starb trotzdem.

Ofesi hatte seinen Plan großzügig und geschickt angelegt. Krieg in schrecklichster Gestalt war über das Land gekommen.

Dennoch zögerte Bosambo nicht, obwohl er sich seiner geringen Stärke, sowohl was die Zahl als auch den wichtigeren Punkt der Bewaffnung anbetraf, bewußt war.

Denn etwas Fürchterliches hatte sich ereignet, und Brieftauben flogen von wohl einem Dutzend Punkten aus nach Süden und trugen die Nachricht zu Sanders: Zum ersten Male in der Geschichte war das aufständische Volk der Akasava mit Hinterladern bewaffnet, mit Hinterladern, die über die Grenze geschmuggelt und in die Hände der Krieger Ofesis gespielt worden waren.

Bei den Ochori rasselte die Kriegstrommel. Bei Tagesanbruch führte Bosambo vierzig Kriegskanus flußabwärts, eroberte die erste Stadt, die Widerstand leistete, und verbrannte sie. Dann ging es gegen Ofesis Feste, und Bosambo war auf dem halben Wege dahin, als er auf den winzigen »Grashopper« stieß, der stromauf fuhr.

Zuerst hielt er den »Grashopper« irrtümlich für die »Zaire« und machte wenig Anstrengung, die friedlichen Absichten seiner vierzig Kanus zu zeigen, bis eine vorüberpfeifende Büchsenkugel ihm zeigte, wie gefährlich es ist, Dinge als bekannt vorauszusetzen.

Er paddelte dem Fahrzeug in offensichtlich friedlicher Absicht allein entgegen, und Jim empfing ihn.

»Hinterlader?« Coulson glaubte nicht daran. »Häuptling, du bist wahnsinnig!«

»Herr«, antwortete Bosambo ernst, »laß Sandi dir sagen, ob ich verrückt bin, denn Sandi ist mein Bru - ist mein Herr und Freund«, verbesserte er sich.

Jim hatte von Bosambo gehört - der Häuptling hatte einen Ruf an der Küste - und glaubte ihm. Er wandte sich an seinen Gefährten.

»Wenn alles, was Bosambo sagt, wahr ist, wird dieses Land eine Hölle sein«, sagte er ruhig. »Wir können nichts im Stiche lassen und auskneifen. Kannst du mit einer Büchse umgehen?« fragte er.

Bosambo warf sich in Positur. »Sah«, erwiderte er in gewöhnlichem Englisch, »ich mach'in schießen viel in Cape Coast Castel ich schieße zweimal Zentrum raus.«

Coulson überlegte. »Wir wollen das Gold verbergen. Es wäre lächerlich, wenn wir es bei uns behalten wollten. Bosambo, wir haben einen großen Schatz bei uns, und diesen wollen wir in deiner Stadt zurücklassen.«

»Herr«, antwortete Bosambo gelassen, »er soll sein wie mein eigener Schatz.«

»Das möchte ich nun gerade nicht haben«, sagte Coulson.

Die Flottille wartete, während Bosambo mit den beiden Schmugglern nach Ochoristadt zurückkehrte. Dort wurde der Schatz in Bosambos Hütte in einem schlau angelegten Versteck unter dem Fußboden verborgen, und der »Grashopper« lief lustig mit dem Strom den Abenteuern entgegen, die ihn erwarteten, welcher Art sie auch sein mochten.

Der Mond lag in Streifen von Salbei- und Smaragdgrün - solchem Grün, wie es nur der Mond, den man durch die Flußnebel sieht, aufweisen kann. Salbeigrün für den Schatten, glänzendes Smaragdgrün auf dem jungen Grün des Frühlings in allen Schattierungen von hell zu dunkel und dunkel zu hell, je nachdem die lässige Brise das Unterholz bewegte. In dem Schimmer des Mondlichtes befand sich ein einziger glänzender, glühender roter Klecks - das Ende der Zigarre des Distriktsgouverneurs Sanders.

Er saß in dem tintendunklen Schatten, den das Sonnensegel

auf das Vorderdeck der »Zaire« warf. Seine Füße staken in langen biegsamen Moskitostiefeln, die ihm bis an die Knie reichten, und lagen auf der Reling des Fahrzeuges; er war ein Bild von Zufriedenheit und heiterer Muße.

Ein müßiger Mensch kann trotzdem unruhig sein. Man hätte das Knacken des Rohrstuhles vernehmen können, sobald er die leiseste Bewegung machte. Dennoch war es eine befremdliche Tatsache, daß kein solcher Laut die angenehme Stille der Nacht unterbrach.

Sanders saß schweigend, bewegungslos. Nur die rote Spitze der Zigarre glühte in feuriger Helle und stumpfte zu roter Asche ab, wenn er lautlos an ihr sog.

Ein weicher Filzhut, der über seine Augen heruntergezogen war, hätte die Richtung seiner Blicke verborgen, selbst wenn das Sonnensegel entfernt gewesen wäre. Seine leicht verschlungenen Hände lagen auf einem Knie, und nur die ruhig glimmende Zigarre deutete an, daß Sandi nicht schlief.

Dennoch war »Sanders vom Strom« entsetzlich wach. Seine Augen beobachteten das zerzauste Gebüsch am Flußbrand, schweiften von Punkt zu Punkt, suchten jeden nur irgend möglichen Ausweg.

Irgend jemand war in diesen Büschen verborgen; darüber hegte Sanders keinen Zweifel. Aber warum warteten sie - denn hier handelte es sich um »sie« - und warum griffen sie ihn nicht früher an, wenn sie ihm feindlich gesinnt waren? Sanders hatte seine Warnungen empfangen. Einige der Tauben kamen an, ehe er seinen Sitz an der Küste verließ. Plump bekritzelte rote Zettelchen hatten die Hörner durch die Haussabaracken gellen lassen. Aber die schlimmste Botschaft hatte ihn verfehlt.

Bosambos arabischer Hilferuf war in die Klauen eines aufmerksamen Habichts gefallen - der arme beschwingte Bote und alles mit ihm.

Sanders erhob sich schnell und schweigend. Hinter ihm lag

die offene Tür seiner Kabine; er trat ein, ging in der Dunkelheit an das Telephon, das sich über dem Kopfende jener Koje befand, und drückte auf seinen Knopf.

Abiboo, der mit seinem Kopf am Hörer döste, antwortete sofort.

»Alle Mann aufwecken!« befahl Sanders im Flüsterton. »Sechs Büchsen decken den Busch zwischen den beiden dünnen Bäumen!«

»Bei meinem Kopf!« flüsterte Abiboo und setzte sich den Tarbusch fester auf den genannten Teil seiner sterblichen Hülle.

Sanders stand neben der Tür seiner Kabine und wartete, eine Lee-Enfield-Pirschbüchse im Arm. Da hörte er aus sehr weiter Ferne einen schwachen Schrei, ein melancholisches, schrilles WuWuing. Dieser Schrei ließ die Dörfler erzittern, denn ihn pflegten Gespenster auszustoßen. Aber auch Männer im Geheimdienst Sanders' und des Governments stießen ihn aus. Und Sanders nickte mit dem Kopf. Das mußte ein Mann sein, der ihm in aller Eile eine Botschaft bringen wollte.

Eine lange Pause, dann wieder das Wu-Wuing. Traurig, klagend und diesmal näher. Der Mann, der den Schrei ausstieß, näherte sich im Laufschrift, und die am Flußufer warteten...

»Feuer!« befahl Sanders scharf.

Sechs Büchsen krachten wie ein Donnerschlag. Dann gab es ein kurzes Flickflack, als die Kugeln durch die Zweige peitschten, und zwei Angstschreie.

Aus dem Busch stolperte eine dunkle Gestalt, blickte sich betroffen und unsicher um, sah die »Zaire« und erhob ihre Hand.

Bang! Eine Kugel klatschte tückisch an Sanders' Kopf vorbei.

»Hinterlader!« sagte Sanders und schnappte nach Atem. Und als der Mann am Ufer den Hebel seines Repetiergewehres zurückriß, erschöß ihn Sanders.

Bang! Bang! kam es, diesmal aus dem Gebüsch, und die Haussas antworteten. Vierzig Mann feuerten, ohne auf Kommando zu warten, auf den grünen Fleck, aus dem die Schüsse aufgeblitzt waren.

Vierzig Mann und mehr sprangen ins Wasser und wateten, Sanders an ihrer Spitze, an Land.

Der Hinterhalt hatte versagt. Sanders fand drei tote Isisi und einen Leichtverwundeten, der bereit war, sich zu ergeben.

»Männlichergewehre«, murmelte Sanders und piffte, als er die Büchsen prüfte.

»Herr«, sagte der Überlebende der vier, »wir haben getan, was uns befohlen wurde. Denn es besteht ein Befehl, daß kein Mann mit Nachrichten zu dir gelangen soll und daß wir dich in einer bestimmten Nacht erschießen sollen.«

»Auf wessen Befehl?« fragte Sanders.

»Auf unseres Herrn Ofesi Befehl«, gab der Mann zurück.

»Außerdem geschieht es auch auf Befehl eines weißen Herrn, der mit seinen Leuten an der Grenze wohnt.«

Sie sprachen noch miteinander, als der Bote, der den Wu-Wuing-Schrei ausgestoßen hatte, im Laufschrift ankam. Er war zu erschöpft, um sich durch die Gewehrschüsse warnen zu lassen.

Er war ein müder Mann, bestaubt, fast nackt und trug einen Speer und einen gespaltenen Stock. Sanders las den Brief, der in diesem Stock eingeklemmt war. Er war in blumenreichem Arabisch geschrieben und kam von Ahmed Ali.

Sanders las den Brief sehr aufmerksam, dann sprach er: »Was weißt du hiervon?«

»Herr«, antwortete der müde Mann, flach auf den nackten Boden ausgestreckt und mühsam nach Atem ringend: »Hier im Lande ist ein Krieg, wie wir ihn noch niemals gesehen haben. Denn Ofesi besitzt Hinterlader und hat alle Häuptlinge durch

List erschlagen.

Da ist auch ein weißer Mann, den er heimlich im Urwald besucht.«

Sanders ging zur »Zaire« zurück, hundeelend. Alle diese Jahre über hatte er seine Länder frei von einer Strafexpedition gehalten, indem er sie langsam der Zivilisation näherbrachte, die das Ideal jedes Verwaltungsbeamten bildete. Was jetzt vor sich ging, erforderte eine Strafexpedition, die Einführung einer neuen Regierungsform und die Ankunft bewaffneter weißer Truppen gegen diese seine Kinder.

Wer hatte ihnen diese Hinterlader geliefert? Er konnte sich das nicht vorstellen. Niemals hatte er auch nur von der Möglichkeit ihrer Einfuhr geträumt. Seine Untertanen waren zu arm, hatten zu wenig dafür als Gegenleistung zu bieten.

»Herr«, rief der sich ausruhende Bote, als Sanders zurückkehrte, »da sind zwei weiße Männer in einem Pucka-Puck, die sich bei Akasavastadt aufhalten.«

Sanders schüttelte sein Haupt. Diese Leute waren Goldschmuggler, die rein zufällig durch einen angeschwollenen Strom gekommen waren. (Seine Spione waren sehr tüchtig, wie man sieht.) Aber um wen immer es sich handelte, das Unheil war angerichtet.

»Dampf!« befahl er kurz dem wartenden Abiboo.

»Und dieser Mann hier?« fragte der Haussa, indem er auf den letzten der Mordgesellen deutete.

Sanders ging zu dem Mann hin.

»Sage mir, wie viele von euch haben hier gewartet, um mich zu töten?«

»Fünf, Herr«, antwortete der Mann.

»Fünf? Aber ich fand doch nur vier?«

In diesem Augenblick feuerte der fünfte vom Ufer aus.

Der »Grashopper«, der die vierzig Ochorikanus im

Schlepptau hatte, kam um eine Biegung des Großen Flusses und fiel in einen Hinterhalt.

Die Ochoris waren ein tapferes Volk, aber ungewohnt der demoralisierenden Wirkung von Hinterladern, wie schlecht und wie hastig auch damit gefeuert wurde.

Bosambo schrie vom Heck des kleinen Dampfers aus Befehle an seine von Panik überwältigte Flotte, aber ohne Erfolg. Seine Leute machten kehrt und flohen, indem sie auf dem Wege, den sie gekommen waren, um ihr Leben zurückpaddelten.

Jim versuchte im buchstäblichen Sinne eine Wendung und stieß auf einen unter Wasser befindlichen Baumstumpf. Der unglückliche »Grashopper« ging, Bug zuerst, langsam unter. In einem letzten verzweifelten Versuch setzte man ihn unter einem Hagel von Kugeln auf Land. Vier Leute - Bosambos Führer der Krieger war der vierte Mann - sprangen an Land und flüchteten, jeden Widerstand niederschießend, in den Busch.

Aber sie befanden sich hier mitten in Feindesland - innerhalb Schußweite von Akasavastadt. Lange ehe sie den Wald durchquert hatten, rief die Sprechtrummel Verstärkungen gegen sie herbei, und sie wurden durch rein ziffernmäßige Überzahl an einem Platze namens Iffsimori, besiegt und kamen in derselben Nacht noch vor den großen König Ofesi, den vom Schicksal Erwählten.

Vier verwundete und geschlagene Männer, so kamen sie an; mit Grasstricken gefesselt und aufgehoben für des Königs Vergnügen.

»Oh, Bruder«, grüßte Ofesi Bosambo im Beisein alles Volkes, »betrachte mich und sage mir, was aus Tobolono, meinem lieben Obmann, geworden ist?«

Bosambo, dessen Gesicht von trocken gewordenem Blut wie gestreift war, starrte ihn frech an. »Er ist in der Hölle«, sagte er, »da er dafür vorherbestimmt war.«

»Auch du wirst in die Hölle kommen, da die Leute sagen, du

seiest Sandis Bruder.«

Bosambo war im Augenblick perplex. »Es ist richtig«, sagte er, »daß ich Sandis Bruder bin, denn mir scheint jetzt nicht der Augenblick zu sein, um einen Mann wie Sandi zu verleugnen. Dennoch bin ich Sandis Bruder nur, weil alle Menschen Brüder sind, wie ich als Knabe nach einem gewissen Zauber gelernt habe.«

Ofesi saß vor der Tür seiner Hütte, und man konnte bemerken, daß ihm kein Mann näher als zwanzig Schritte saß oder stand.

Jim, der sich das herumstehende Volk ansah, bemerkte, daß jeder zweite Mann eine Büchse trug und über seine nackte Schulter einen Patronengurt aus Segeltuch. Er beobachtete ferner, wie der König seinen Kopf von Zeit zu Zeit umwandte und, wie es schien, in das dunkle Innere der Hütte hineinsprach.

Ofesi richtete seinen Blick auf die gefangenen Weißen. »Oh, Weiße«, sagte er, »ihr seht mich jetzt als großen Herrn. Größer, als irgendein weißer Mann jemals gewesen ist, denn alle kleinen Häuptlinge dieses Landes sind tot, und alles Volk sagt jetzt: Wah, König!« zu Ofesi.«

»Mag schon sein«, sagte Coulson auf englisch.

»Heute nacht«, fuhr der König fort, »sterbt ihr den Opfertod.

Denn ihr seid die letzten weißen Männer in diesem Lande - da Sandi tot ist.«

»Ofesi, du lügst!«

Bosambo rief's. Sein Gesicht verzog sich in Wut, seine Stimme wurde schrill.

»Kein Mensch kann Sandi töten«, schrie er, »denn Sandi allein steht über dem Tod. Und er wird zu dir kommen und Schrecken über euch bringen und Schlimmeres als Tod.«

Ofesi machte eine Geste der Verachtung. Er winkte mit der Hand nach rechts, und wie auf ein Signal ging die Menge

zurück.

Bosambo hielt sich straff, er erwartete, die leblose Gestalt seines Herrn zu sehen. Aber was er sah, war etwas weniger Quälendes: einen nüchternen Haufen von hölzernen Kisten, sechs Fuß hoch und acht Fuß breit.

»Munition«, sagte Jim halblaut, »der Satan hat sich ziemlich gut eingedeckt.«

»Seht her!« rief Ofesi. »Da drin liegt Sanders' Tod. Hört ihr, Volk?«

Er hielt seine Hand, Schweigen gebietend, hoch

Bosambo vernahm es - das schwache Gerassel der Lokolis. Von irgendeinem fernen Orte her brachte es Nachricht: »Sanders tot!« rollte es dumpf. »Entfernt - Mondschein Pucka-Puck - Strom Mitte - Mann am Ufer - Boot an Land. Sandi tot auf dem Grunde viele Wunden.«

Er reimte sich die Bruchstücke zusammen. Sandi war vom Ufer aus erschossen worden, und das Boot hatte seinen Leichnam gelandet. Der Ochori hörte die Nachricht und weinte.

»Nun sollt ihr den Tod riechen!« sagte Ofesi.

Er wandte sich plötzlich nach der Tür der Hütte und wechselte ein Dutzend hastiger Worte mit dem drinnen befindlichen Manne.

Er sprach scharf, in befehlendem Tone.

»Ah, Mister Bannister Fish, du Ehrengast bei dieser denkwürdigen Gelegenheit, der Ofesi, mit dem du es jetzt zu tun hast, ist nicht der unterwürfige Ofesi, mit dem du deinen einseitigen Handel in der Tiefe des Akasavawaldes abschließt. Kamellastzug und Boot haben Munition und Hinterlader Stück für Stück zur Vernichtung deines Feindes herbeigetragen. Ofesi verdankt seine Macht dir, aber wer Tyrannen schuf, war noch immer der Erbauer seines eigenen Gefängnisses.«

Mr. Fish empfand sehr lebhaft die ihm drohende Gefahr, zog

zwei langläufige Selbstladepistolen aus seiner Tasche und erwog im Geiste, welchen Weg er zur Grenze wählen sollte. Er verfluchte seine eigene Dummheit, daß er nicht seine arabische Leibwache bis zu den letzten Etappen seiner Reise mitgenommen hatte.

»Ofesi«, murmelte er, »kein Morden, bis ich gegangen bin!«

»Fisi«, erwiderte der andere lauter, »du wirst alles sehen, was ich dich sehen lassen will.«

Ofesi gab ein Zeichen.

Sie zogen die Weißen so nackt aus, wie sie zur Welt gekommen waren, und pfälhten sie an den Boden, wie man Adler ausspreitet.

Mit dem Kopf an des weißen Mannes Füße legte man Bosambo und den Führer seiner Krieger.

Als alles fertig war, trat Ofesi vor sie hin und sprach: »Wenn die Sonne aufgeht, werdet ihr alle tot sein, aber bis dahin bleibt uns noch die halbe Nacht.«

»Nigger«, sagte Bosambo auf englisch, »dein Mutter sein mal gewesen altes Waschweib!«

Es war der beleidigendste Ausdruck, den sein Wortschatz aufwies, und er hatte sich ihn bis zuletzt aufbewahrt.

Sanders sah den Schein des großen Feuers lange, ehe er die Akasava erreichte. Sein eigener Lokoli schmetterte die Nachricht seines vorzeitigen Hinscheidens in die Luft - Sanders, mit dem roten Mal, das die Kugel über seine Wange gezogen hatte, und einem unfreundlichen Gefühl gegen Ofesi in seinem Herzen. Den ganzen Weg den Fluß hinauf sandte sein eigener Lokoli die freudlose Nachricht durch die Nacht. Dörfler hörten's und schauerten aber schickten es weiter. Ein halbnackter Mann, der sich durch die Büsche bei Akasavastadt wand, hörte es und schluchzte sich krank, denn Ahmed Ali sah in sich selbst einen Mörder. Er, der geschworen hatte, beim Propheten geschworen

hatte, Ofesis Leben ein Ende zu setzen, hatte damit zu lange gezögert.

In kalter Wut kroch er näher an die Menge heran, die um des Königs Hütte versammelt war - eine halsreckende, auf Zehenspitzen stehende Menge bössartiger Wesen, die Männer und Kinder zugleich waren. Der Augenblick des Marterns nahte heran. Zu Ofesis Füßen krochen zwei halb blödsinnige Akasavajünglinge, die einander in vergnügter Aufregung zukicherten und die wie Rasierklingen scharfen Schneiden ihrer Messer an ihren inneren Handflächen wetzten.

»Hört nun!« rief Ofesi frohlockend. »Ich bin es, der Geweissagte, der Herrscher über alle Menschen von den dunklen Wassern bis zu den weißen Bergen. So seht ihr mich, ihr alle meines Volkes, als euren Herrn und als Herrn der Weißen! Die Häute dieser Männer sollen Trommeln werden, um damit alle anderen Stämme zum Dienste für die Akasava herbeizurufen. Beginnt, Ginin und M'quasa!«

Die Jünglinge erhoben sich und betrachteten die schweigenden Opfer kritisch - Mr. Fish trat aus dem Innern der Hütte in das Licht des Feuers, eine Pistole in jeder Hand.

»Häuptling«, begann er, »hiermit endet die Geschichte. Laß die Männer los, oder du stirbst sehr bald!«

Ofesi lachte.

»Zu spät, Lord Fisi!« antwortete er und nickte mit dem Kopf.

Ein Schuß fiel aus der Menge - ein Mann, geübt im Gebrauch der Waffe, hatte auf das Auftauchen des Gewehrschmugglers gewartet.

Bannister Fish aus Highgate-Hill plumpste vornüber - tot.

»Nun?« sagte Ofesi.

Ahmed Ali kam durch die Menge wie ein Zyklon, aber weit schneller war die zweipfündige Granate aus dem Hotchkiss-Geschütz. Als Jim hinauf in das vom Mondlicht erleuchtete

Himmelsgewölbe blickte, sah er ein sekundenlanges Aufblitzen, hörte das »Bang« des Geschützes, das Heulen der Granate, als sie niederging, hörte einen Krach, der lauter als sonstwas war, und wurde durch die scharfe Kante einer explodierten Patronenkiste bewußtlos hingestreckt.

»Ofesi«, sagte Sanders, »ich denke, jetzt bist du am Ende!«

»Herr, das denke ich auch«, antwortete Ofesi.

Sanders befahl, daß er zwei Stunden hängen sollte, ehe er ihn abschneiden ließ.

»Mr. Sanders«, sagte Jim, in einem Anzug des Distriktsgouverneurs, der ihm nicht allzugut paßte, »wir müßten Ihnen nun erklären...«

»Ich weiß«, antwortete Sanders lächelnd, »Goldschmuggel!«

Jim nickte.

»Und wo ist Ihr Gold? Auf dem Grund des Flußbettes?«

Es lag ursprünglich in der Absicht des Amerikaners, zu lügen.

Aber er schüttelte den Kopf.

»Der Häuptling Bosambo bewahrt es für mich auf«, bekannte er.

»Hm!« meinte Sanders, »wissen Sie auch auf die Unze genau, wieviel es ist?«

Coulson schüttelte den Kopf.

»Wo ist Bosambo?« fragte Sanders seine Ordonnanz.

»Herr, er ist mit zwanzig Paddlern schnell nach seiner Stadt gefahren«, antwortete Abiboo.

Sanders sah Jim etwas merkwürdig an.

»Sie täten besser, ebenfalls schleunigst nach der Stadt zu fahren«, sagte er trocken. »Bosambo hat seine eigenen Anschauungen über bewegliches Eigentum.«

»Wir haben um Sie geweint«, sagte Jim, der etwas zur Sentimentalität neigte, entrüstet.

»Sie werden um sich selber weinen, wenn Sie nicht eilen«,
sagte der Menschenkenner Sanders.